JOHANNES DOSE

DÜPPEL

Düppel.

Ein Kriegsroman aus dem Jahre 1864

von

Johannes Dose.

Wismar.
Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung
1914.

Den deutschen Helden des dänischen Krieges 1864, den ältesten Veteranen der preußischen Armee, den tapferen Befreiern Schleswig-Holsteins

in inniger Dankbarkeit
und großer Verehrung

gewidmet

vom

Verfasser.



Erster Abschnitt.




Die Augustsonne des Jahres 1863 stand groß und glühend am wolkenlosen Himmel. Die vollen Ähren neigten unter den grellen Strahlen das schläfrig schwere Haupt — bald sollten sie zu ihrer letzten Ruhe kommen, denn überall auf den Feldern gingen die Schnitter und fielen die raschelnden Halme. Das von der blauenden Ostsee umrahmte Land, das Sundewitt heißt und nicht bloß an Korn- und Kleefülle, sondern auch an Liebreiz und Schöne mit jedwedem deutschen Gau sich messen kann, war erntereif und ernteschwer. Breit-behaglich schmunzelte der Bauer, wenn er nach der Wetterfahne, die beständig gen Osten wies, plierte oder andächtig vor seinem Wetterglase oder seinem Wetterpropheten, dem Laubfrosch, stand. Seit fünf Tagen war das rechte, gesegnete Erntewetter, das der Pastor am Sonntag von der Kanzel erbeten hatte, und das selbst der hypochondrische Küster loben und als gesunde Witterung bezeichnen mußte.

Wohl floß der Schweiß in Strömen, und die Hundstage setzten den Schnittern, die nur mit Leinenhose, Hemd und Strohhut bekleidet waren, hart zu, aber die

nahe Ostsee und der gepriesene Ostwind fächelten ihnen ab und an einen kühlenden Luftzug ins rotbraune, verbrannte Gesicht. O du mein glückliches, meerumschlungenes, vom Golfstrom bespültes Schleswig-Holstein, das ein für seinen Breitengrad ungewöhnlich gemäßigtes Klima hat und weder Polarkälte noch Tropenhitze kennt! Selbst deine schwülsten Hundstage werden durch das überall blauende Meer gemildert, besonders im Sundewitt, das auf drei Seiten von der baltischen See umfächelt wird, und in noch höherem Maße auf der Halbinsel Broacker, die wiederum eine Halbinsel dieser Peninsula ist, ja wie eine Insel mitten im Wasser liegt und nur durch einen schmalen Damm mit dem Festlande verbunden ist. Sie wird von der großen Flensburger Föhrde, von dem Nübel-Noer und dem Wenningbund, die sozusagen Neben- und Unterföhrden jenes großen Meerbusens sind, völlig umflossen, und Broacker ist durch die hochragenden Doppeltürme seiner weißen Kirche eine weithin sichtbare Land- und Seemarke, danach der Schiffer seinen Kurs richtet auf hoher See.

An jenem Hundstage Anno 63 lag das Dorf Broacker wie ausgestorben, kein Köter kläffte, kein Holzschuh klapperte durch die Gasse, sogar die Dungstätten und Jauchetümpel waren von dem scharrenden und schnatternden Geflügel verlassen worden, die Hühner plusterten sich in ihren Sandlöchern im Schatten der Hecke, die Enten träumten träge auf dem Brandteiche. Nur die unnützen Fliegen umschwärmten die Ställe, und die emsigen Immen schwirrten hin und her. Scheinbar war keine Menschenseele in dem Dorfe, das 400 Seelen haben sollte.

Durch die Stille klang das helle Dengeln einer Sense und dann das Rauschen der Halme, die schnurgrade in Reih und Glied sich legten. Auf dem „Toft" hinter dem Hauptpastorat wurde der schwere Hafer gemäht, und der Pastorknecht, der Jens Hansen hieß, aber nur Jens Priester genannt wurde, langte gewaltig mit der Sense aus, sodaß die Jungmagd Maren, die ihm folgte und die Garben band, laut prustete und leise schimpfte: „Watt hest du för'n Jil? De Arbeit löppt nich weg." Als Jens ohne Antwort noch rascher ins Korn hineinhieb, sagte sie giftig: „Du Döskopp, wi bedregen uns sülbst."

Worauf die trockne Antwort kam: „Nee, min Dirn, wi bedregen den Pastor, wenn wi ful sünd." Jens sichelte und säbelte aus Leibeskräften, um die Magd weit hinter sich zu lassen, was ihm aber nicht gelang, denn Maren spuckte voll Ehrgefühl in die Hände und sputete sich um so mehr. Gilt es doch als Schmach, wenn eine Binderin ihrem Mäher nicht zu folgen vermag. Wenn die robuste Dirne nur wollte, flogen ihr die Strohbänder und Garben in und aus der Hand. Ja, nach einer Weile war sie dem Mäher hart auf den Fersen, und sie fing an zu treiben und zu höhnen: „En beten gau, wenn ick bitten darf! Sünst pedd' ick di up de Föt . . ."

Da kam jemand die Gasse herauf. Sofort ließen beide trotz des Wettstreits Sense und Rechen ruhen, und vier Augen gafften nach dem Manne, der dreimal in der Woche mit seiner Ledertasche nach dem Dorfe kam. Es war der Postbote, Johann Post genannt, der als Zeichen seiner Amtswürde die dänische Mütze mit dem wagerecht stehenden Schirm, jedoch keine Uniform trug.

„Heſt du nich en Bref för unſre Maren?“ rief Jens über die Hecke, „ſie hat nämlich was zu erwarten . . .“

„Watt heff ick to erwarten, du Swinegel?“ fragte ſie wütend.

„Einen Heiratsantrag von dem großen Bauernſohn in Rackebüll,“ lautete die ſanfte Antwort.

Zwiſchen dieſen beiden Domeſtiken des Pfarrhofs war ſtille Fehde und ein ſtetes Wortgeplänkel, ſeitdem die dralle Jungmagd die Annäherungsverſuche des alten Knechts, der bereits 42 Lenze zählte, kühl zurückgewieſen hatte. Was böſe Zungen raunten — daß ſie ihre Augen zu dem Bauernſohn in Rackebüll, wo ſie zuletzt gedient, erhoben reſp. der Bauernſohn die ſeinigen zu ihr heruntergeſchlagen habe und ſolches die Urſache ihrer Kündigung zum Mai dieſes Jahres geworden ſei — dieſes nicht grundloſe Gerede verrieb der hämiſche, in ſeinen heiligen Gefühlen beleidigte Knecht zu immer neuen und niederträchtigen Pillen. Die Magd hatte nie von dem Erlebnis geſprochen; nach Bauernart trug ſie heimlich ihr Herzeleid, ohne daß ihre Geſundheit, Eßluſt und Arbeitskraft gelitten oder ihre Backen etwas von ihrer Runde und Rötung verloren hätten.

Maren ſchwieg vornehm und fing an zu raſen, jedoch nur mit den Strohbändern und Garben. Immer war ſie dem Mäher auf den Ferſen, und ihre Bosheiten klatſchten ihm wie Peitſchenſchläge um die Ohren. „So’n ſlappen Kirl is Grotknecht! Du Fulpelz, en beten gau! Du willſt den Paſtor um Koſt un Lohn bedregen.“ Sie ſtach ihn, wie einen alten Karrengaul, mit dem Rechen. „Ick krieg di, ick krieg di, ſo Gott will, noch bet Middag dod.“

Und sie kriegte ihn. Jens Priester, der sein Letztes hergab, mußte sich ergeben, warf sich längelang am Knick hin und keuchte: „Ick kann nich mehr, ick krieg en Slag, en Sünnenstich."

Gutmütig holte sie den Bierkrug und gab ihm zu trinken. Das war Marens Rache.

Johann Post schwenkte nach dem Hauptpastorat hinein, wo er ein versiegeltes Schreiben abgab und das zum Gewohnheitsrecht gewordene Wurstbrot mit Dünnbier erhielt.

Die Köchin, die den Brief weiter beförderte, betrachtete neugierig das gewaltige Siegel, konnte aber die Hieroglyphen desselben nicht lesen, kehrte das Schriftstück um und buchstabierte die Adresse. A—n d—en Pa—stor Trau—gott Claudius . . .

Kurz und bündig: An den Pastor! Das mußte schon ein ganz großes Tier oder gar der König selber sein, der zu ihrem hochehrwürdigen Herrn schlecht und recht Pastor sagen und das Herr und Hochehrwürden weglassen durfte. Die Köchin befühlte den ungewöhnlichen Brief, ob vielleicht Geld darin sei oder gar die Beförderung zum Propsten. Sie hegte keinen Zweifel, daß der versiegelte irgend ein Glück bringe. Mit einem leise gratulierenden Lächeln überreichte sie das Schreiben dem Pastor Claudius, der just mit Frau und Tochter beim Frühstück saß und das frische Ei sich munden ließ. Auf der von Glyzinen umrankten, von Geisblatt dicht beschatteten Veranda vor dem Gartenzimmer saßen sie behaglich-heiter, der 60jährige Pastor im bequemen Schlafrock, die Pastorin Wilhelmine Claudius im hellen, leichten Morgenkleid und die 22jährige, anmutige, aber

für ihre Länge allzu schmächtige, etwas blutlos bleiche Judith, die eben vom Bade unten am Dünther Strande kam und ihr herrliches, hellbraunes Haar, das vom Wellenschlage bespritzt war, in zwei langen Zöpfen über die Lehne hängen ließ. Durch einen kleinen Spalt im Laubdache zwängte sich ein Sonnenstrahl und tanzte auf dem Scheitel der Tochter.

Rechts und links schatteten zwei uralte Linden mit mächtigen Kronen. Vor ihnen auf dem Rasen blühten die letzten Rosen und fingen die Astern an zu knospen. Draußen auf dem Rasen und der Kastanienallee dahinter und drüben auf dem Obsthaine lag die grelle Ernteglut, die flimmernde Luft schien leise zu sieden. Doch hier auf der Veranda, wo die Fenster und Türen nach hinten weit offen standen, ging ein erfrischender Hauch. O, dieses Pastorat mit seinem prächtigen, von vielen Pastorengeschlechtern liebevoll gepflegten Garten war ein weltfernes, trauliches, ja in Lenz und Sommer paradiesisches Friedensidyll, wo die Tage, mit Glockengeläut begonnen und beendet, ohne Hasten und Jagen, in stiller Arbeit, in Behagen und Ruhe dahinrannen und selbst der Werkeltag einen sabbatlichen Schimmer und eine Sonntagsstille behielt.

Johann Post kam regelmäßig ins Pastorat und hatte seit Jahren nichts Aufregendes, nur die üblichen amtlichen Schreiben und die Familienbriefe, gebracht. Pastor Claudius löffelte erst sein Ei aus, leerte das Glas mit kühler Buttermilch und wischte Mund und Hände ab, ehe er gleichmütig das Schreiben zur Hand nahm und dann recht stutzig das Siegel betrachtete, um den Absender festzustellen.

„Was ist dir, mein lieber Claudius?" rief die Frau, die ihren Mann nie bei seinem Vornamen nannte. „Was ist es?"

Der Kopf des Pastors schnellte aus den hohen, steifen Vatermördern empor. „Vom Bischof!" Eine beklemmende Ahnung legte sich ihm wie ein Albdruck auf Brust und Magen. Er war aber trotz der Spannung ein viel zu proprer oder auch zu pedantischer Herr, um den Brief aufzureißen, nein er bat seine Tochter, die Schere zu holen. Die libellenschlanke Gestalt flog durchs Gartenzimmer. Der Vater schnitt das Siegel sauber heraus, entfaltete mit leise zitternder Hand das Schriftstück und räusperte sich. Seine Stirnrunzeln wurden immer tiefer, seine Lippen immer verkniffener, sein Gesicht wurde bleich, ja fahl. Die Gattin fuhr empor und faßte seinen Arm. „Um Gottes willen, sprich doch! Ist es etwas Schlimmes . . .?"

„Ja, es ist schreck—lich . . . ent—setzlich . . . Wilhelmine, ich bin von meinem Amte suspendiert, sus—pen—diert. Das ist der Anfang der Entlassung! Auch wir werden, wie die vielen unglücklichen Amtsbrüder, aus Haus und Brot verjagt, an den Bettelstab gebracht . . . mit 60 Jahren, im Greisenalter!" In der tonlosen Stimme war ein verhaltenes Schluchzen.

Die Tochter, die einen durchsichtigen Teint hatte, wurde kreideweiß, stieß einen Schrei aus und kämpfte offenbar gegen eine Ohnmacht an, davon das blutarme, überaus zarte Mädchen bei Schreck und Gemütsbewegung leicht befallen wurde.

Die Mutter stierte im ersten Augenblick das verhängnisvolle Schreiben an, aber ihr Antlitz hatte einen

Zug von harter Energie und rötete sich bald von einem starken Zorn. Das erste Wort, das über ihre Lippen kam, war eine Verwünschung. „Die verruchten Dänen, die seit 13 Jahren unser armes Schleswig knechten, mit ihren Kreaturen anfüllen und Hunderte von Familien ins Elend jagen! Aber der gerechte Gott lebt noch und wird der dänischen Mißwirtschaft und Missetat ein jähes Ende bereiten. Wahrlich, was Dänemark seit 13 Jahren an Schleswig sündigt, wird heimgesucht und heimgezahlt werden an all den erbärmlichen Kreaturen, die dieses Land überschwemmen, verdänen und verderben. Ich weiß gewiß, ich werde noch den großen Gottestag der Erlösung erleben, wo wir deutsch werden und deutsch bleiben und dieses Dänengezücht und -gesindel suspendiert, entledigt, zum Teufel gejagt . . .“

„Um Gottes willen, pst, pst! Du machst uns unglücklich, mäßige deine Zunge, deinen gewiß berechtigten Zorn!“ dämpfte der ängstliche Gatte.

„Was haben wir noch zu fürchten? Unsre Vertreibung ist schon beschlossen . . . irgend einem hungrigen Seeländer oder Jüten, der nach deiner guten Pfründe giert, vielleicht sogar deinem Kollegen Schleppegrell, ist das Hauptpastorat in Broacker versprochen worden . . . nun ist die Reihe an dir trotz all deiner Vorsicht, Geduld und Demut. Ohne Scham und Scheu, ohne Ursache und Anlaß wird ein Geistlicher, der 30 Jahre lang treu der Landeskirche diente, suspendiert und proskribiert. Das blutige Unrecht, das wir Landeskinder erleiden müssen, die Sünden und Greuel Dänemarks in diesem Herzogtum schreien gen Himmel.“

„Wilhelmine," flüsterte der Vater, „schreie nicht in den Garten hinaus, die Küchenfenster stehen offen ... ohne Ursache und Anlaß ist das Entsetzliche nicht über uns gekommen ... ich war zu nachgiebig ..."

„Ja, das weiß Gott," unterbrach sie ihn, „was hat alles Leisetreten und Einstecken von Unverschämtheiten, alles Schweigen und Sichducken dir nun genützt? Hätten wir vor 10 Jahren das unglückliche, den Dänenbuben ausgelieferte Schleswig verlassen, wie ich wollte, wir hätten, wie die anderen, im deutschen Vaterland ein bescheidenes Amt gefunden, aber dein Herz hing zu sehr an der Heimat, an dem Hauptpastorat, an diesem herrlichen Erdenfleck, und ich fügte mich."

Mit erhobener Stimme, mit einem vorwurfsvollen Blick sagte Claudius: „Ich war zu nachgiebig gegen deine Wünsche ..."

„Was steht in dem Wisch des Bischofs?"

Der Pastor schob die Brille zurecht, hielt den Brief mit zittrigen Händen und las dumpf und gedämpft, wobei ihm der Schweiß von der Stirn tropfte. „Auf allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Königs Friedrich VII., auf Anweisung Sr. Exzellenz des Kirchenministers wird der Pastor Traugott Friedrich Emil Claudius in Broacker hiermit und vom ersten hujus an von seinem Amte als Hauptpastor ad interim suspendiert und dem regulären Gerichtshof für geistliche Angelegenheiten übergeben. Wider besagten Pastor Claudius wird die Anklage erhoben, daß derselbe in dem sonntäglichen Kirchengebet die vorgeschriebene Fürbitte für die durchlauchtige Gräfin Danner, die hohe Gemahlin Sr.

Königlichen Majestät, völlig und wissentlich, absichtlich und böswillig unterlassen habe, welche Unterlassung nicht nur als bewußter Ungehorsam gegen die Befehle seiner vorgesetzten Behörde zu bestrafen, sondern auch eventualiter und implizite als absichtliche Ehrverletzung Sr. Königlichen Majestät in, mit und durch hochdero Gemahlin, mithin als crimen laesae majestatis zu bestrafen und zu ahnden ist."

Der Pastor ließ kraftlos und mit einem Seufzer das Schriftstück sinken, tupfte mit dem Taschentuch die Stirn und trocknete den Angstschweiß. Die Drei, die am Tische saßen, starrten sich entsetzt an, ohne einen Ton zu sagen, ein Glied zu rühren. Sie saßen, als wenn am heitren Sommertage dicht vor ihnen der Blitz eingeschlagen hätte.

Judith schluchzte: „Vater, lieber Vater, was für ein Verbrechen sollst du begangen haben, und wie ... wie wird es bestraft?"

„Ich soll in der Gräfin Danner den König beleidigt haben ... auf Majestätsbeleidigung steht die verschärfte Gefängnisstrafe bei Wasser und Brot."

Die Tochter kreischte, denn sie sah ihren guten Vater mitten unter Dieben und Spitzbuben bei Wasser und Brot, und das Grauen zitterte in ihren Gliedern.

„Du sollst das arme Kind nicht ängstigen und das große Unglück nicht übertreiben," sprach die Mutter, die schnell die Bestürzung überwunden und jetzt einen trotzigen Zug in dem energischen Gesicht bekommen hatte. „Die Dänen fühlen selbst, daß die Anklage auf schwachen Füßen steht, daher das dumme Drohen mit der Majestätsbeleidigung, um dir einen Schreck ein-

zujagen . . . sie hoffen, daß du aus Angst vor dem Gespenst, das sie an die Wand malen, über die Eider fliehen wirst . . . aber sie haben falsch kalkuliert, wir bleiben, mein Claudius, und wir kämpfen bis zum äußersten für unser Recht. Auch ist die Beschuldigung nicht wahr, du hast die Fürbitte für die . . . die Person . . . die Rasmussen nicht völlig unterlassen . . .“

Judith hob das von Tränen überströmte Gesicht und bat furchtsam, flehend: „Mutter, Mutter, sag' das nicht! Mehr als einer, der von der Putzmacherin und der Rasmussen spöttisch sprach, hat bei Wasser und Brot dafür büßen müssen.“ O, sie sah schon beide Eltern im Gefängnis sitzen.

Die Mutter ließ die Warnung unbeachtet. „Das Geschreibsel ist nichts weiter als die Rache der Jungfer Rasmussen — eine nette Jungfrau! —, der übel berüchtigten Person, die erst die Geliebte und schließlich die morganatische Gemahlin Friedrichs VII. geworden ist . . . es ist die Rache dafür, daß ich während ihrer letzten Anwesenheit in Flensburg, bei der großen Cour, zu der alle ersten Damen der beiden Ämter befohlen waren, nicht erschien . . . ich konnte und wollte der Person keinen Knix machen, keine Ehrerbietung beweisen, geschweige denn ihr die unsauberen Finger küssen, was einige servile Geschöpfe, wie die Pastorin Schleppegrell und die Frau Hardesvogt, mit Inbrunst getan haben . . . ich wollte am Tage der Cour krank sein, und ich war krank vor sittlicher Empörung.“

„Die Damen, die zur Cour nicht kamen, sind vom Hofmarschall notiert worden, sagt man . . . dein Fernbleiben hat die ungnädige Aufmerksamkeit der Gräfin

auf uns gelenkt . . . sie haben den lange ersehnten Anlaß, mich meines Amtes zu entsetzen, endlich gefunden. Wilhelmine, ich will dir keinen Vorwurf machen," sagte der Pastor mit schmerzlicher Nachsicht.

Darin lag schon der Vorwurf. Die Pastorin saß steif und gemessen und nickte bei jedem Wort. „Sollte ich der Putzmacherin, die Gräfin geworden ist, die jetzt als morganatische Königin in Kopenhagen regiert und den schwachen Friedrich völlig beherrscht, sollte ich, die anständige, ehrbare Frau Pastorin, dieser Person meine devote Reverenz machen? Wolltest du deiner langjährigen Gattin die Schmach zumuten?"

„Nein, nein, ich habe es nicht von dir verlangt, sondern ich habe dein Fernbleiben von der Cour aufs ehrerbietigste mit Unwohlsein entschuldigt, ich konnte es mit gutem Gewissen tun, denn du warst krank, schwerkrank vor Ärger und Entrüstung . . . aber, Wilhelmine, das Kirchengebet, die strikt vorgeschriebene Fürbitte für die Gräfin . . . das . . . das dreht mir den Strick."

Die Frau saß mit eingekniffenen Lippen und einem eisigen Gesicht und sagte nichts als: „Weiter!"

Er gab nicht ihr, sondern sich selbst die Schuld. „Ich hätte der Obrigkeit gehorchen, ich hätte mich überwinden müssen, mich und dich." Dann aber kam es laut klagend und leise anklagend über seine Lippen. „Mine, Mine, daß du mir Tag und Nacht in den Ohren lagst, du hättest keine Erbauung, sondern die ganze Predigt wäre dir ein sittliches Ärgernis, wenn ich auf der Kanzel für die . . . die Gräfin beten würde, das hat mich mürbe gemacht und wurde die Ursache dieses gräßlichen Unglücks. Ich habe ja für sie gebetet,

aber auf deinen Wunsch und deine Weisung hin habe ich die betreffenden Worte sehr schnell und äußerst leise, ja unhörbar geflüstert, so daß kein Zuhörer in der Kirche sie vernehmen konnte. Das war unvorsichtig, unweise, vielleicht sogar unrichtig, denn es war Ungehorsam gegen meine Obrigkeit, aber ich habe es um deinetwillen getan."

„Ich denke um des Gewissens willen, denn das Gebet war ein Sakrileg, du durftest dein Gotteshaus durch die Fürbitte für eine . . . eine gewesene Dirne nicht entweihen noch beschmutzen."

Die Tochter weinte und wehklagte. „Ach, unser schönes Heim, unser lieber Garten . . . die Enten und Hühner . . . und meine Freundin! Mutter, kann Mette Maries Vater, der ein großer und einflußreicher Däne ist, uns nicht helfen in unsrer Not?"

Niemand antwortete ihr, denn die Tür öffnete sich, und die Köchin, die von Neugier übel geplagt wurde, und der das heutige Frühstück unheimlich lange dauerte, lugte hinein. „Soll ich abdecken?"

Nur eine Handbewegung, ein herrischer Blick der Pastorin verscheuchte die Magd, die schleunig ihre Fühlhörner, ihre flink hin und her laufenden Augen, zurückzog, aber geschwind kalkulierte: Der Brief mit dem großen Siegel hat uns nicht die Ernennung zum Propsten, sondern etwas Schlimmes und Böses gebracht.

Die Drei in der Geisblatt-Veranda brüteten wieder stumm und starr, bis die Pastorin fragte: „Steht nichts mehr in dem Schreiben?"

„Ja.“ Claudius schob die Brille zurecht und las: „Der Pastor Traugott Friedrich Emil Claudius hat sofort die Amtsgeschäfte und Kirchenbücher, die Akten und das gesamte Inventar dem Diakonus Schleppegrell, der mit der Verwaltung des Hauptpastorats ad interim beauftragt ist, zu übergeben, hat sich vom heutigen Tage an jedweder Amtshandlung, Predigt, Seelsorge und Sakramentsspendung strikt zu enthalten, soll jedoch kraft Königlicher Gnade während der Suspension die Hälfte aller Einkünfte und Intraden, aller Zehnten, Opfer, Akzidentien und anderweitigen Emolumente des Amts beziehen und behalten.“

Frau Wilhelmine lächelte bissig. „Wie gnädig! Ich habe es gleich gewußt, unser Amtsbruder und Nachbar soll dein Nachfolger werden und ist der Denunziant gewesen, um die gute Pfründe zu bekommen . . .“

„Nein, Mine, nein! Schleppegrell ist ein geborner und sogar ein schroffer Däne, aber keiner von den Lumpen und Stellenjägern, die Dänemark über unser armes Land ausspie.“

Der Pastor, der seine ganze Existenz wanken und seine Familie im Elend sah, hatte nach diesen Worten die verlorne Fassung wiedergewonnen, was schon in der geraden Haltung des vorher zusammengesunkenen Körpers zum Ausdruck kam; jetzt erwachte auch in ihm die Energie der Claudiusse und die deutsche Entrüstung, seine Stimme hatte einen festen und zornigen Klang. „Ich will nicht durch Gnadengesuche, Supplikationen und schweifwedelndes Antichambrieren das drohende Unheil abwenden, nein, ich will um mein Recht kämpfen,

und wenn ich der Dänenwillkür weichen muß, so will ich mit Gottvertrauen über die Elbe gehen . . . die deutschen Brüder haben noch keinen vertriebenen Schleswiger verhungern lassen.“

Seine Frau nickte ihm lebhaft zu und sagte: „Mein lieber Claudius.“ Das schlichte Wort war in ihrem Munde eine große Liebkosung. Sie, die sehr selten Fehler und Irrtümer eingestand und Zugeständnisse machte, ging noch viel weiter und klagte sich selber an. „Als den Geistlichen befohlen wurde, im Kirchengebet für die Rasmussen zu beten, gleich als wenn die ordinäre Person eine Prinzessin oder Königin sei, da bäumte sich mein Anstands- und Sittlichkeitsgefühl dagegen auf, nicht weil sie aus niederem Stande, sondern weil sie ein übel berüchtigtes Frauenzimmer war . . . noch mehr ihre jetzige Anmaßung und Herrschsucht empörte mich, denn sie spielt sich als Königin auf, die Minister kriechen und zittern vor der Danner, und sogar der König muß ihr gehorchen. Es ist unerträglich, daß die Person das Königreich und die Herzogtümer regiert, darum konnte ich nicht nach Flensburg gehen zu jener Cour, wo die Danner thronte und die Frauen der Amtmänner, Pröpste und Räte sich tief verneigten und die Hand ihr küßten. Es ist eine Ungeheuerlichkeit, die nur in Dänemark möglich ist, hochehrbare Frauen so zu erniedrigen. Die Damen, die Charakter besaßen, blieben fort, wie ich, aber sie und ihre Männer sind auf die schwarze Liste gekommen . . . o, das ist die eigentliche Ursache deiner Suspension, ich habe durch mein Fortbleiben dieses Unglück heraufbeschworen . . . vergib es mir, mein Claudius! Dann kam das unselige

Kirchengebet, das der Schandbarkeit die Krone aufsetzte . . . o, eine Gottlosigkeit, ein Sakrileg, eine Gemeinheit war es mir, daß in unsrer Kirche, von deiner Kanzel, von deinem Munde öffentlich für eine Hetäre gebetet werde, das liebe Gotteshaus wäre mir entweiht, beschmutzt, verleidet gewesen, darum bat ich dich, und Judith unterstützte mit Tränen meine Bitte: Sprich die scheußlichen Worte so leise, so unhörbar, daß ich sie nicht hören kann. Du hast es ungern, aber schließlich um meinetwillen getan. Ich bin die Schuldige, ich habe dich und uns in dieses Unglück gebracht. Aber ich konnte nicht anders, denn die Gräfin Danner und ihre skandalöse Anmaßung ist eine persönliche Beleidigung jedes wahren und reinen Weibes. Vergib mir, mein Claudius!“

Der Gatte griff nach ihrer harten, verarbeiteten Hand, die im großen Haushalt selber zufaßte und zeigte, wie es gemacht werde. „Wilhelmine,“ sagte er feierlich, „wir haben mehr als 30 Jahre Schulter an Schulter gekämpft und viel Ungemach, besonders in diesen 13 bösen Jahren, überwunden, wir wollen nicht nach Schuld und Anlaß fragen, sondern Hand in Hand auch diese große Trübsal tragen.“

Da erhob sich Frau Wilhelmine in plötzlichem Impuls und küßte ihren Mann, nicht flüchtig-formell, wie bei dem offiziellen Gutenachtkuß, sondern warm und zärtlich, wie vor dreißig Jahren. Die Tochter fing von neuem an zu weinen, es waren aber weiche, sentimentale Tränen, weil die Eltern sich küßten.

Zum zweiten Male steckte die Köchin den Kopf durch die Tür des Gartenzimmers, und ihre runden

Kuhaugen glotzten. Himmel! Die alten Pastorleute taten ganz verliebt, und die lange Judith heulte dazu wie ein Schloßhund. Und das Frühstück heute dehnte sich bis zum Mittagessen aus! Das mußte ja ein ganz unheimlicher Brief sein, der solche Ungereimtheiten in dem pünktlichen und nach der Uhr regulierten Pfarrhause hervorrief.

Die Herrin rief: „Wir essen heute eine Stunde später."

Eine neue Ungehörigkeit und Abweichung von der feststehenden Regel! In der Küche wurden zahlreiche Hypothesen aufgestellt, um das vom großen Siegel verschlossene Geheimnis zu erraten.

Pastor Claudius grübelte und nickte. „Nein, Schleppegrell ist wohl ein eingefleischter Eiderdäne, einseitig, intolerant, und haßt alles Deutsche, aber er ist keiner Gemeinheit fähig."

„Keinem Dänen trauen, aber alles ihm zutrauen, das ist meine Erfahrung," antwortete sie.

„Ich habe einen andren Argwohn und glaube weit eher, daß Küster Sörensen der Denunziant, richtiger, der feige Anstifter ist, denn gestern grüßte er mich sehr devot, aber mit einem leise triumphierenden Blick."

„Ja, der Schleicher kann wohl der Schurke sein ... er wird seinen Lohn bekommen ... Gott läßt keine Rechnung unbezahlt." Mit diesem Christentrost ging die Pastorin nach der Küche.

Der Pastor setzte seine lange Pfeife in Brand. Wenn der bläuliche Rauch des Knasters sein Haupt umwirbelte, kamen ihm die besten Gedanken bei jeder Geistesarbeit, besonders bei seinen aramäischen Studien,

die er mit der Leidenschaft des Liebhabers, aber auch mit der Gründlichkeit des gelehrten Forschers betrieb. Er vertiefte sich in die Lesart, die ihn seit Tagen beschäftigte. Seine Arbeiten auf diesem Spezialgebiet hatten eine solche Anerkennung gefunden, daß ihm vor 10 Jahren eine außerordentliche Professur an einer deutschen Universität angeboten wurde. Er hatte damals das ehrenvolle Amt, das allerdings eine finanzielle Verschlechterung bedeutete, nicht angenommen, nicht um des Geldes willen, sondern ausschließlich deshalb, weil er sich von seiner schleswigschen Heimat nicht zu trennen vermochte. In pekuniären Dingen wie ein Kind, hatte er die Finanzen des Hauses vollständig seiner praktischen, tüchtigen Frau überlassen. Wenn seine Amtsbrüder einen Witz machten und mit Schmunzeln ihn fragten, wie groß die Einnahme seiner Pfarre sei, dann antwortete er in runder Summe und nach redlichster Überzeugung: „Tausend Taler, tausend Taler, aber meine Frau weiß es ganz genau.“ Dann lachten die Spaßmacher, und Frau Wilhelmine rief vom Nebentische: „Claudius, Claudius, das war ja unsre erste Stelle in R...., Broacker bringt dreimal so viel.“

Claudius, der welt- und geldfremde Mann, hatte wahrlich nicht um der Pfründe willen am Amte geklebt, und die Gewalthaber hatten ihn, der keine Kampfnatur, sondern eine stille Gelehrtennatur war, bisher geduldet. In Nordschleswig geboren, aber von deutscher Art, einer uralten Pastorfamilie, die seit 2 Jahrhunderten dem Lande vortreffliche und originelle Pfarrherren gab, entstammend, auf deutschen Universitäten gebildet, war er den Eiderdänen als sogenannter „Heimdeutscher“

verdächtig. Sie hatten es an Schikanen nicht fehlen lassen, sein Tun und Lassen belauert, und der friedfertige Pastor hatte viel schweigen müssen, um in seinem Amt, richtiger, in seiner geliebten Heimat zu bleiben. Ein eingefleischter Schleswiger, hing sein Herz ganz und gar, mit einer gewissen Engherzigkeit an diesem Nordschleswig mit seinen Knicks und Strohdächern, Buchten und Buchenhainen, hing es an der Stille des Dorfes, dem Frieden des Pfarrhofes, der Schönheit des Gartens, der Ruhe des Studierzimmers, sodaß er überall anderswo in der Welt in der Verbannung gewesen wäre. Darum hatte er die Professur abgelehnt, die Demütigungen eingesteckt, um nur in der Heimat zu bleiben und dem Schrecknis der Fremde zu entgehen. Gewiß, ein enges, aber auch ein ungeheuer starkes Heimatsgefühl, das man in diesem Meerlande, auf seinen Inseln, Halbinseln und Halligen häufig findet. Der Sohn Cimbriens muß das blanke, blinkende Wasser sehen und den Odem der Ost- und Westsee spüren, wenn er gesund und stark bleiben und nicht am bösen Heimweh erkranken soll.

Die Pfeife ging dem Forscher aus, sein schmales Gelehrtengesicht war gealtert, die Sorge um die Seinen drückte seine Seele, ein Seufzer entfuhr ihm.

Das Mädchen meldete den Pastor Schleppegrell. Claudius begrüßte aufrecht und würdevoll den Besucher, der sein Amt verwalten sollte. „Guten Morgen, Herr Diakonus!" Er sagte nicht „Herr Pastor" oder „Herr Amtsbruder", sondern „Herr Diakonus," was zwar die offizielle Amtsbezeichnung des zweiten Predigers, aber eine unübliche und unerwünschte Titulation war, sintemal

die Diakonusse vollstudierte und vollordinierte Theologen sind.

Der Eintretende antwortete mit leiser Ironie: „Guten Morgen, Herr Haupt—pa—stor!“

Als Anno 51 hundert Geistliche der Nordmark verjagt wurden, strömten dänische Kandidaten, worunter auch viel fragwürdiges Volk, in das Herzogtum hinein. Sogar anrüchige Subjekte, welche von den anständigen Dänen selbst als „Levebrödspräster“ d. i. als Amt- und Brot-Pastoren verspottet wurden, fanden damals eine gute, geistliche Existenz in dem neuen Südjütland; denn man hatte das Land nicht nur seiner besten Söhne, sondern sogar seines uralten, ehrlichen Namens beraubt. Während dieser theologischen Völkerwanderung war Schleppegrell nach Broacker gekommen und ohne viele Umstände und rigorose Examina in das nette Diakonat hineingesetzt worden. Er war fast ohne Gepäck und Erdengut, ohne Furcht vor Motten und Rost und, wie die Bauern sagten, mit einem Summar und einer Soldatenmontur in Broacker eingezogen. Nicht nur ein naher Verwandter des dänischen Generals Schleppegrell, der bei Stolk fiel, sondern selbst Artillerieoffizier, hatte er bei Idstedt tapfer gegen die Insurgenten gefochten, weshalb es kein Wunder ist, daß er vom Bischof zum Pastor gesalbt wurde und seine Offiziersuniform neben dem Predigerrock verwahrte. Er hatte außer Summar und Montur längst Weib, Kind und allerlei Güter, auch ein behagliches Pfarrhaus und den stillen Ehrgeiz, einmal Propst und Bischof zu werden.

Schleppegrell hatte mit dem Amt den Geistlichen und den schwarzen Tuchrock und die weiße Halsbinde

angezogen und das bartlose, pastorale Gesicht, aber auch den steifen Nacken und die gerade Körperhaltung des Soldaten behalten. Er war ein Ehrenmann, wenigstens solange sein Deutschenhaß ihn nicht blind und besessen machte.

„Was bringen Sie mir?“ Claudius wußte es.

„Su meinem grosen Smerze nichts Gutes.“ Der Diakonus sprach das Deutsche ziemlich richtig, aber wie ein rechter Däne. „Es ist mir smerzlich, daß ich das Unglück Ihnen kundtun . . .“

Der alte Pastor unterbrach ihn trocken und ohne jede Tragik. „Sie haben das Hauptpastorat zu verwalten, Kirchenbücher und Inventar zu übernehmen . . .“

„O, Sie wissen das Sreckliche, die Suspension sjon . . .? Mein lieber Amtsbruder, Sie tun mir aufricktig leid, Sie sind ein braver, ruhiger Mann, auch Ihre Kinder sind zu beklagen, aber . . . Ihre Frau am wenigsten . . .“

„Am allerwenigsten habe ich Ihr Mitleid begehrt,“ sagte plötzlich eine Stimme; die Pastorin trat hinter der Türportiere hervor und blickte den Besucher herausfordernd an. „Sie hatten es sehr eilig mit der Kondolenzvisite . . . nehmen Sie die Kirchenbücher und Akten, nehmen Sie die halbe Einnahme, bis Sie sehr bald die ganze und das ganze Amt bekommen werden.“

„Ich habe vom Bisjof Befehl, das Hauptpastorat zu verwalten, und ich gehorche . . . es wäre für Sie besser gewesen, wenn Sie der von Gott eingesetzten Obrigkeit gehorcht hätten . . .“

„Von Gott eingesetzt? Wer regiert in diesem dänischen Gesamtstaat? Die Gräfin Danner, die den

König beherrscht und die Minister kujoniert . . . ist die von Gott eingesetzt, oder vom Beelzebub?“

Das allbekannte und von Europa belachte Weiberregiment der einstigen Kurtisane am Hofe von Kopenhagen war allen anständigen Dänen ein Schmerz. Schleppegrell biß die Lippen zusammen, ehe er Antwort gab: „Die Danner war nie nach meinem Gesmack und ist ein Unglück für Dänemark und unsren König, den sie diskreditiert. Dennoch beweise ich ihr die Ehrerbietung, die der Gemahlin Sr. Majestät gebührt.“

„Gewiß, und eben darum haben Sie die Anwartschaft auf das Hauptpastorat.“

Jetzt brauste der Diakonus auf. „Man muß dem Sorn und Smerz viel sugute halten, aber das ist su viel, su viel! Ich habe nichts, gar nichts, Sie aber haben sehr viel dasu getan, um die Suspension herbeisuführen . . .“

„Ich danke für den Aufschluß,“ sprach sie sarkastisch.

„Nichts su danken! Nicht bei mir, sondern bei Ihnen hat sich Ihr Mann für das grose Unglück su bedanken . . . Sie, Sie bringen ihn aus Amt und Brot.“

„Dann bin ich auch die Ursache Ihrer baldigen Beförderung und Ihres Dankes gewiß.“ Stolz und spöttisch, aber mit einem wehen Stich im Herzen verließ Frau Claudius das Studierzimmer. Der Pfeil hatte getroffen. In dem Schlafzimmer, wo niemand es sah, weinte die energische Frau bittre Tränen, und eine Stimme in ihrer Brust warf sich zum Richter auf und redete unbarmherzig: Du hast den Stein, der uns zerschmettert, ins Rollen gebracht, du bist die Schuldige. —

In dem traulichen Pfarrhause, über das ein so jähes Blitz- und Donnerwetter niedergegangen war, über dem von nun an eine Gewitterwolke bedrohlich hing und eine schwüle Furcht alle bedrückte, gingen die Menschen im alten Geleise. Die Tochter hatte ein noch blasseres, trauriges Gesicht. Der Vater verschanzte sich hinter seinen Büchern und war ein Einsiedler im Hause. Nur der Mutter war nichts anzumerken, und doch litt sie im innersten Gemüt am allerschwersten unter dem Schuldgefühl.

Im Dorfe fing ein Reden und Tuscheln an. Trotz der „hilden" Erntezeit lief die Mär durch das ganze Kirchspiel, mitten auf dem Felde ließen die Mäher die Sensen sinken. „Wißt ihr schon? Der alte Pastor ist suspeniert." Was ist das? „Abgesetzt, abgesetzt ist er."

Das Gerücht lief auf allen Wegen. Einige schüttelten betrübt den Kopf: „Hm hm, er war ein guter, verträglicher Mann und dreißig Jahre unser Pastor." Viele jedoch lächelten schadenfroh, denn gemeine Seelen freuen sich immer über den Fall eines höher stehenden und wohlgestellten Mannes. Aber in der Gemeinde waren auch Frauen, die mit der Schürze über die Augen fuhren, und Männer, die auf den Tisch schlugen: „Es ist eine Sünde und Schande, unsern alten Pastor abzusetzen!"

Der Pastor hörte nichts von dem Gerede, vergrub sich in seinen Büchern und vertraute auf Gott. Er konnte sich jetzt ganz in seine aramäischen Lesarten einspinnen und zum erstenmal seit 30 Jahren nach seinem Geschmack in seinen gelehrten Studien leben und

weben, ohne von Amtshandlungen unterbrochen, von Hans und Peter, die eine Taufe bestellten oder ein Attest begehrten, gestört zu werden, sodaß ihm die unfreiwillige Muße fast wie eine Ferienzeit erschien.

Frau und Tochter hingegen konnten den Leuten, den neugierigen und dummdreisten Blicken nicht aus dem Wege gehen. Judith besuchte seit ihrer Konfirmation die armen Kranken der Gemeinde, denen sie nicht nur ein freundliches Wort, sondern auch im Korbe einen mehr substantiellen Trost brachte. Mutter Petersen, die seit 14 Jahren an Händen und Füßen gelähmt im Lehnstuhle hockte, schielte zuerst nach dem Korbe und dann mit einem langen, verlegenen Blick nach der schlanken Gestalt. Heute schien auch ihre flinke Zunge an Lähmung zu leiden, die alte Schwatzliese schniefte ein „Herrje . . . o Gott, o Gott,“ bis sie plötzlich das Runzelgesicht zu einer gräßlichen Grimasse verzog und laut aufheulte: „Was soll aus uns armen Menschen werden, wenn Sie uns verlassen? Was soll aus der Gemeinde werden, wenn ihr Vater abgesetzt und nicht mehr Pastor ist, uh—hu!“

Fräulein Claudius, von dem Lamento erschreckt, stülpte schleunig den Korb um und stürzte aus der Kate.

Barfüßige Kinder planschten am Dorfteich, blieben wie angewurzelt stehen und glotzten das freundliche Fräulein fremd an. Selbst die kleinen Barfüßler hatten etwas gehört. Und die großen Knaben, die gesammelte Ähren im Sack trugen, gafften noch impertinenter und vergaßen das Grüßen. Der eine rückte zu spät an der Kopfbedeckung, und der andre Bengel puffte ihn: „Was nimmst du die Mütze ab . . . die ist ja abgesetzt.“

Judith lief ins Pastorat und weinte bitterlich. Das unverschämte Anstarren der Dorfleute war ihrem empfindlichen Gemüt ein unerträgliches Spießrutenlaufen. Ihre Mutter als wehrhafte Natur wappnete sich mit Stolz. Noch gemessener als vorher verkehrte sie mit dem Gesinde, dem sie kurze Weisungen und nie ein überflüssiges Wort gab.

Jens Priester legte in der Küche das Brot in den Vesperkorb und sagte einschmeichelnd: „Frau Pastorin, heute mähen wir den letzten Hafer."

„Um so besser." Sie wollte ihn nicht verstehen.

Darum wurde er direkt und deutlich. „Beim letzten Hafer haben wir immer eine ganze Flasche Schnaps gekriegt."

„Wie viel Branntwein die Mäher bekommen, bestimme ich." Sie füllte die Flasche kaum zur Hälfte.

Jens sagte sehr sanft: „Ja ja, Frau Pastorin, jetzt müssen wir ja sparen."

Die boshafte Anspielung wurde überhört. Die Herrin führte auch in der Acker- und Viehwirtschaft des Pfarrhofes das Regiment, das ihr Gatte als Unpraktikus ihr ganz und gern überließ.

Am Nachmittage ging sie in der ärgsten Hitze nach dem Erntefeld. Da kam der Küster aus dem grünen Feldweg vom Schulacker her, als rechter Südjüte in Holzschuhen. Mit einem lächerlichen Respekt und Ruck riß er den Hut vom Haupte, mit einer übertriebenen Devotion, die ärgern sollte, grüßte er stehen bleibend. „Ein wunderbar ständiges Erntewetter, Frau Pastorin! Gott meint es gut mit Ihnen, daß Sie noch zuguterletzt

eine solche Ernte bekommen . . . . was Sie ausdreschen, wird Ihnen ganz gehören."

Eine Kröte war ihr über den Weg gelaufen und hatte ihr Gift gespien, sie antwortete prompt: „Wir haben noch lange nicht unsern Abschied bekommen, aber wir Menschen alle, alle kriegen ihn früher oder später. . . . Sie sehen heute elend aus, Ihre hektische Farbe gefällt mir gar nicht."

Sörensen, der ein großer Hypochonder war und vor der Schwindsucht, daran sein Bruder starb, ein Grauen hatte, wurde auf den Tod erschrocken und rannte mit hastigem Adieu von dannen.

Hier dehnten sich die Korn- und Kleefelder des Pastorats. Die Pastorin spazierte von einer Koppel zur andern. Die Hafergarben standen in langen, dichten Reihen, in schweren Hocken mit vollen Ähren, daß ihr Gesicht ganz hell wurde. 30 Fuder waren schon geborgen, und — sie zählte — 40 standen noch draußen. Was war aber das? Ihr Blick ging scharf über den Knick, und sie bekam einen roten Kopf. „Jens, Jens!"

Der Knecht storchte mit langen, langsamen Schritten über das Feld, denn es würde ein Donnerwetter geben.

„Was ist das für eine Schweinerei? Die Roggenstoppel, die sofort flach gepflügt werden sollte, liegt noch unberührt . . ."

„Das sind neue Moden, früher ließen wir die Stoppeln bis zum Frühjahr liegen . . ."

„Ja, der alte Schlendrian war bequemer. Habe ich es nicht befohlen? Warum hast du es unterlassen? Aus purer Faulheit!"

„Nee, aus Faulheit nicht, aus Klugheit.“ Er kraute sich und machte ein pfiffiges Gesicht. „Ich kalkulierte . . . warum sollen wir die Stoppeln pflügen für unsern Nachfolger . . .“

Hart fuhr sie ihn an. „Wenn du deine Kalkulationen und Dummheiten nicht lassen kannst, wirst du sehr bald einen Nachfolger bekommen.“

Jens machte eine zerknirschte Miene und sagte weinerlich: „Wenn ich mich versündigt habe, bitte ich tausendmal um Vergebung.“

„Wenn . . . du weißt es nicht . . .“

„Ja, ich weiß es, ich will heute nacht nach Feierabend die Stoppeln pflügen.“

„Unsinn! Wenn der Hafer gemäht ist.“

Sobald die Pastorin durch das Hecktor verschwand, schnitt Jens eine solche Grimasse, daß Maren die vollen Backen blähte und losprustete und der Jungknecht, der um seines ewigen und meist unmotivierten Grinsens willen Peter Grin oder Grinpeter hieß, seine großen Gorillazähne zeigte. Es war dem blöden Burschen ein Tausendspaß, wenn der Großknecht in grotesker Persiflage die Haltung, den Gang, die etwas lange Nase und den vernichtenden Blick der Pastorin nachäffte. Obgleich dem Großknecht eine gewisse Begabung in dieser Afterkunst nicht abzusprechen war, verzog die Jungmagd keine Miene, sondern sagte ruhig: „Jens, weißt du, was du solltest?“

„Nee, was denn?“

„Du solltest dich als Orangutang in ein Bauer setzen und auf dem Jahrmarkt sehen lassen. So'n alter

Kerl von beinahe 50 Jahren spielt den Affen und verspottet unsre Frau."

„Sie trägt mir die Nase zu hoch, obgleich sie vom Bischof jetzt einen Nasenstüber gekriegt hat, und sie geizt mit dem Branntwein, um auf Kosten unsres Körpers acht Schillinge zu sparen."

Jens fing die Hanswurstspäße von neuem an, machte ein schmachtendes Gesicht, verdrehte die Augen und schielte greulich. Er selbst erklärte seine Pantomime: „Maren kiekt nach dem Bauernsohn aus Rackebüll."

Die Magd, an der empfindlichen Stelle getroffen, wurde puterrot und versetzte dem Bajazzo eine klatschende Ohrfeige.

„Ohaoha, gibt das eine Hauerei! Pusch die Katz!" wieherte Peter Grin. Eine große Prügelei war ihm das Höchste der Gefühle, vorausgesetzt, daß er Zuschauer war.

Aber Jens steckte die Maulschelle ein und spielte sich auf den Gentleman heraus. „Ich vergreife mich nicht an einem Frauenzimmer."

„Vergreif du dich man!" Sie stemmte die Fäuste in die Hüften. „Du alter Augendiener, der vorne leckt und hinten beißt!"

Er wurde sanftmütig. „Gott soll mich bewahren, ich sage nichts Böses von unsrer Herrschaft. Aber ich sage mir, was nützt uns ein Pastor, der vom Bischof zum November gekündigt ist und sich einen neuen Platz suchen muß? Ich will nächstens kündigen und mich bei Schleppegrell, der Kirchherr von Broacker wird, verdingen. Mach es ebenso, meine liebe Maren!"

„Nee, ich will Gott danken, wenn ich dich nicht mehr sehe. Du solltest Kammerjäger werden . . .“

„Warum denn?“

„Weil du mit deinem falschen Gesicht Ratten und Mäuse vergiften kannst.“

Von den Doppeltürmen läuteten die Feierabendglocken, die Müden lauschten froh den friedlichen Klängen, die Mäher schulterten die Sensen und trotteten schwerfällig dem Dorfe zu, wo die Störche auf dem First klapperten, der Rauch aus den Schornsteinen quirlte und kerzengrade in die Abendstille stieg. —

Jens Priester fütterte die Schimmel, die kugelrunden, durch das viele Fett kurzatmigen Pastorgäule, denn er stahl das Kornschrot den Schweinen und gab es seinen Pferden, seinen, wie er stets sagte, denn an den Tieren hing sein Herz, so viel davon noch vorhanden war, und der Schlaue hatte beschlossen, die Schimmel dem Pastor Schleppegrell als die besten in Broacker zu empfehlen, damit sie vom Nachfolger gekauft würden und im Hauptpastorat blieben.

Als Maren ihm den Befehl übermittelte, die Kutsche und das gute Geschirr für eine Fahrt nach Flensburg bereit zu stellen, flötete er durch die Zähne, was heißen sollte: Ick wet Bescheed. Flink wurden seine Bewegungen, die Fahrt war für ihn eine Vergnügungsreise. Für den Pastor weniger.

In der Morgenfrühe, als die Sonne hinter Alsen aufging, die östlichen Kirchenfenster wie Feuer brannten und der Wenningbund wie Gold glitzerte, rasierte sich der Pastor unter allerlei Gesichtsverrenkungen, während Judith die weiße Halsbinde hinlegte und von dem

Tuchrock fast unsichtbare Fädchen zupfte. Allen war beklommen, und keiner sprach von dem, was jedes Herz ängstigte. Heute trat nämlich der geistliche Disziplinargerichtshof zusammen, um 11 Uhr war das Verhör. Keinem mundete der Kaffee. Der Hausherr stand auf, hob die Hände, wie immer, und betete mit den Worten Davids ergreifender als je: „Sie haben ihr gottloses und falsches Maul wider mich aufgetan und reden wider mich mit falscher Zunge, sie reden giftig und streiten ohne Ursache wider mich. Sie beweisen mir Böses um Gutes und Haß um Liebe. Ich aber bete: Stehe mir bei, mein Gott, hilf mir, daß sie inne werden, daß deine Hand regiert und solches alles tut. Setzen sie sich wider mich, so sollen sie zuschanden werden. Meine Widersacher müssen mit Schmach angezogen und mit Schande bekleidet werden, aber dein Knecht müsse sich freuen. Ich will dem Herrn danken mit meinem Munde und ihn rühmen ohne Ende, denn er stehet zur Rechten des Armen, daß er ihm helfe von denen, die sein Leben verurteilen."

Eine große Zuversicht ging von dem Gebet aus und erfüllte die Seele des Mannes, der an der Schwelle des Greisenalters stand. Sein Geist war standhaft und streitbar geworden, seine Gestalt straffte sich.

Die Gattin umarmte ihn. „Mein Claudius, du gehst einen schweren Gang, den ich verschuldet habe ... vergib es mir!"

Jens saß in der Livree mit den blanken Knöpfen auf dem Bock und grüßte mit der Peitsche herablassend die Mäher, die neben ihm, dem herrschaftlichen Kutscher, nur Knechte und Knechtseelen waren. Überall standen

die kahlen Stoppeln, nur hier auf dem Hoffelde noch schnurgerade Hocken. Ein Riesenschwarm schwatzender Stare, die zur Reise rüsteten, fiel in die Hafergarben. Alles Grün bräunte sich, keine Blume auf den Grasweiden, nur aus der staubigen Haselnußhecke lugte der Jelängerjelieber. Schwermütig, ja mit einem schmerzlichen Abschiedsgefühl betrachtete Claudius das anmutige Land, das er so sinnig-innig liebte, wo er jeden Hof und Hain, jede Hecke und jeden hübschen Blick auf die Föhrde kannte und mit immer neuer Freude genoß. Jetzt sollte er wahrscheinlich sein trautes Heim und diese liebe Heimat verlassen, jetzt, wo der Winter des Lebens kam, in weißen Haaren und mit kraftlosen Händen den Wanderstab ergreifen und ein neues Arbeitsfeld suchen. Er selbst werde, von seiner Wurzel losgerissen, bald welken und Staub werden, — aber die Seinen, der Sohn in Kiel, die unversorgte Tochter, die wenig bemittelte Witwe! Für die Seinen wollte er kämpfen, und das gab ihm eine große Kraft.

Im Disziplinargerichtshof saßen Theologen und Juristen, meist importierte Dänen und zwei schleswigsche Renegaten, die noch schlimmere Gegner waren. Am grünen Tisch saßen steif und stolz 7 Herren. Das Verhör begann. Der Pastor erklärte ruhig, daß er für die Gräfin Danner gebetet habe, allerdings recht leise und wohl auch mit innerem Widerstreben, da ihm, wie vielen anderen Predigern, die Fürbitte nicht sympathisch gewesen sei.

Der Vorsitzende schnauzte den alten Pastor wie einen Schulbuben an. „Sie! Sie geben zu, daß Sie vor der hohen Gemahlin Sr. Majestät keine Hochachtung,

sondern Despekt und Widerwillen hegen . . . das ist genug . . . nehmen Sie sofort Ihren Abschied!" Der großmächtige Amtmann, der dem Gericht präsidierte und in seinem Amt ein kleiner König und großer Autokrat war, wollte den Angeklagten einschüchtern, erschrecken und überrumpeln.

Doch weit gefehlt! Claudius antwortete sehr klug. „Ich habe die Gräfin nie gesehen, ich habe daher kein Urteil, keine Antipathie . . . aber die morganatische Ehe unsres Königs und Herzogs bereitete mir Sorge und war nicht nach meinem Sinn, weil ich das Wohl des Landes und das Wohl der Dynastie, die nur auf zwei Augen steht und durch eine ebenbürtige Ehe und einen Thronerben ihren Fortbestand gesichert hätte, im Auge hatte. Ähnlich haben die besten Prediger im Königreiche gedacht, die auch lieber für die Geburt eines Kronprinzen als für die Gräfin Danner gebetet hätten."

Die Richter tauschten einen betroffenen Blick. Das war ein sehr unerwartetes und sehr unerwünschtes Argument.

Der Amtmann verkniff die Augen und den Mund und hielt jetzt den Herrn Claudius nicht mehr für einen einfachen und einfältigen Landpastor, sondern für einen Fuchs, den man im Fuchseisen fangen müsse. Auch die Methode mißlang. Die Beantwortung aller verfänglichen Fragen — ob Verwandte von ihm im Insurgentenheer gedient hätten, ob er dänisch denke und fühle, ob er im Herzen deutsch sei — wurde als nicht zur Sache gehörig entschieden abgelehnt. Der Delinquent

trat einen Schritt vor. „Ich werde nur über Punkte der Anklage Auskunft geben!“

Da schlug der Vorsitzende einen gönnerhaften Ton an. „Es liegt in unsrer Macht, Sie einfach zu entlassen, denn ein Pastor, der die königliche Gemahlin despektiert, ist als Diener der Kirche unmöglich . . . doch ich möchte Gnade walten lassen und Ihnen anheimgeben, freiwillig den Abschied zu nehmen, damit wir Ihnen eine kleine Pension bewilligen können.“

Claudius lehnte nach kurzer Überlegung das Almosen ab.

Da schrie der Amtmann ihn an: „Sie verlangen eine Untersuchung und ein Urteil? Sie sollen es haben! Wir vertagen die Sache bis zum nächsten Termin, zu dem die Zeugen aus der Gemeinde Broacker geladen werden.“

Damit schloß die erste Sitzung des geistlichen Gerichts.



Zweiter Abschnitt.

Die Pastorkutsche setzte über die Fähre bei Alnoer, die Schimmel trotteten durch Ekensund und bogen von selbst in die Durchfahrt des Gasthofes hinein. Jens entschuldigte sie: „Die armen Tiere sind durstig, wir müssen mal tränken."

Der Pastor blieb gedankenvoll im Wagen sitzen, ohne, wie sonst, zu sagen: „Hier ist ein Markstück, laß dir was geben!"

Der Kutscher strich um den Wagen, wie die Katze um den Brei; nicht nur die vergessene Mark, sondern eine Frage brannte ihm auf der Seele. Mit Demut und Diplomatie fing er an. „Wenn wir Sie nicht in Broacker behalten, Herr Pastor, sind wir ewig unglücklich, ... darf man vielleicht wissen, wie es in Flensburg abgelaufen ist?"

Claudius fuhr empor. „Was ... was sagst du?"

„Man sagt ja, daß Sie zum November gekündigt sind, o Gott o Gott ..."

„Laß die Dummheiten!" Der Herr machte ein unnahbares Gesicht.

Jens war tief gekränkt, auch die Mark wurmte ihn, und er war jetzt fest überzeugt, daß es mit dem Pastor in Broacker aus sei. Als er auf den Bock kletterte,

beugte er sich in den Wagen, um plötzlich und patzig zu sagen: „Ich glaube, es ist besser für beide Teile, wenn wir uns trennen und ich zum November kündige."

Nur ein kaltes Nicken! — —

Als die Wagenräder rollten, schrieb Frau Wilhelmine an ihren Sohn. Aus zarter Rücksicht, weil er die juristische Prüfung im Herbst bestehen wollte, war ihm die schreckliche Suspension verschwiegen worden.

Ihrem Manne ins schmale Gesicht, in dem sie jeden Gedanken las, schauend, seufzte sie: „Wir sind verjagt..."

„Noch nicht, aber wir werden nach menschlicher Voraussicht zum Winter vertrieben."

„Wenn nicht Gott selbst ein Wunder tut und mit starker Hand das Rad und Ruder der Weltgeschichte herumwirft."

„Was sollte das für ein Wunder sein," sagte eine müde Stimme, „jetzt, wo das königliche Märzpatent dieses Jahres Holstein ausgesondert, von Schleswig definitiv losgerissen und dazu mit dreister Frechheit verkündet hat, daß eine gemeinsame Verfassung für Dänemark und Schleswig vom König beschlossen sei und dem Reichsrat zur Annahme unterbreitet werde. Das heißt mit dürren Worten: Dänemark bis zur Eider, das Herzogtum Schleswig wird einverleibt und eine dänische Provinz. Die Schwüre aller Oldenburger Könige, daß Schleswig und Holstein auf ewig ungeteilt und ungetrennt sein sollen, bricht Friedrich, der letzte Oldenburger, der solchen Rechtsbruch dem Deutschen Bunde zu bieten wagt. Nie war Deutschland ohnmächtiger, nie stand Schleswigs Sache hoffnungsloser als heute."

Die Frau hatte blitzende Augen und feurige Rede. „Weißt du als Pastor nicht? Wo die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten, wo der Mensch am ohnmächtigsten, ist Gott am allerallmächtigsten. Die Willkür und Maßlosigkeit der Eiderdänen muß ungeheuer, schier unerträglich werden, damit das übervolle Maß deutscher Geduld und die germanische Galle endlich überlaufe. Die Schmach Schleswigs, die Sünde Dänemarks muß blutrot und riesengroß werden, damit Preußen scham- und zornrot und der deutsche Michel wach werde. Der neue preußische Ministerpräsident, der Herr von Bismarck-Schönhausen, hat laut und offen das dänische Märzpatent eine Lossage von feierlichen Verpflichtungen genannt. Dieser Bismarck ist aus andrem Holze als seine Vorgänger, der unbedeutende Bernstorf und der schwächliche Schleinitz, der sich von der vermaledeiten schleswig-holsteinischen Frage nicht in seinem Schlummer stören lassen wollte, ist ein ganzer Mann aus einem Guß, furchtlos und fest, auch hartköpfig und rücksichtslos, aber immer anders als die kleinliche, verlogene Diplomatenzunft. Mein Herz hofft auf ihn, ich habe eine Ahnung, eine Zuversicht . . . dieser Bismarck ist der Mann, der es machen wird, der Schleswig-Holstein aus der Knechtschaft erlösen, vielleicht Germanien aus der Erniedrigung erhöhen wird."

Der Pastor lächelte pessimistisch. „Ah, dieser Bismarck soll das große Wunder tun, soll nach deiner Meinung der Heliand Germaniens werden . . . ?"

„Jaja!" rief die Frau mit prophetischem Feuer, „ein Werkzeug Gottes wird er werden, das ahne und glaube ich, und unsere Erlösung ist viel näher, als wir wähnen!"

Ihr Gatte zuckte die Achseln. „Leider läßt es sich nicht so an. Dein Bismarck ließ es bei kräftigen Worten bewenden, der Bund forderte von der Kopenhagener Regierung die Zurücknahme des Märzpatents, aber am 24. August, also vor wenig Tagen, antwortete der dänische Minister Hall dem braven Bunde mit einem runden, glatten, groben Nein. Er weiß, er kann's ihm bieten. Meinst du, daß der Bund, der uns 13 Jahre vergewaltigen ließ, ohne einen Finger zu rühren, etwas andres tun wird, als Tinte vergießen und papierne Proteste erlassen? Glaubst du, daß dein Bismarck mit ein paar Armeekorps kommen wird? Nein, solche Wunder geschehen nicht."

„Dennoch kann ein Wunder geschehen!" nickte sie tapfer und trotzig. War das der Eigensinn des Weibes, oder der Glaube, der Berge versetzt?

Die Frau hielt in diesen furchtbar schweren Tagen der Ungewißheit den Kopf oben und den Nacken gerade. Der Pastor alterte sehr, kränkelte viel und ließ die Pfeife oft ausgehen. Die Tochter, die nach der alten Elternregel des Vaters, wie der Sohn der Mutter, Liebling war, litt wohl am meisten. Sie war als Kind kränklich und bleichsüchtig gewesen und darum im Elternhause viel behütet worden. Ihre zarte Konstitution, ihre empfindsame Seele war vom Leben noch nie mit rauher Hand angefaßt worden und wurde nun von dem Unglück bis auf den Grund erschüttert. Der Vater fürchtete, daß dieser Gewittersturm sein sanftes, hingebendes, mit großer Liebe an ihm hängendes Kind knicken könne, und wollte den Arzt konsultieren. Die Mutter jedoch sagte, daß gegen Trübsal und Wider-

wärtigkeit kein Kraut gewachsen sei und die Tochter durch Arbeit die Gedanken ablenken solle. Ihr Wille galt und wies jedem im Hause seine Tätigkeit zu.

Früh um 5 Uhr geweckt, stand Judith auf und fütterte das zahllose Geflügel, die Hühner und Tauben. Dann schlüpften ihre kleinen Füße in die großen Holzpantoffeln hinein, sie holte aus der Scheune den Spaten — um wie eine Magd zu graben? Nein, mit lockendem Rapp-rapp-rapp rief sie die Enten, die im Teiche ihr Morgenbad nahmen. Das watschelnde Volk flatterte aus dem Wasser, die 5 Entenmütter, der Erpel mit der krummen Steiß- und Standesfeder und die 37 jungen Entlein liefen ihr auf Watschelbeinen wie Welpen nach, ihr und — dem Spaten, den sie genau kannten. Hinten im Obstgarten war eine tiefe, feuchte Rasenstelle, dort stach Judith das Grabscheit in den Grund, während die 43 Enten ringsherum mit schiefen Köpfen possierlich observierten und über ihren Schnabel hinwegschielten. Sie schlug die Erdscholle, die mit dicken Regenwürmern gespickt war, auseinander. Flink gefräßig würgten die Tiere den langen, lebendigen Bissen herunter, 2—3 Schnäbel zerrten und rissen an einem besonders feisten Wurm, alle Familienbande lösten sich, die Mütter hackten ihre Kinder, und der Erpel hieb unritterlich um sich und schlang in sich hinein. Es war zu drollig. Das Fräulein grub mit einem stillen Lächeln 10 Schollen um, verscheuchte die frechsten Fresser und sorgte dafür, daß jedes Entlein seinen Wurm bekam.

Mit einem Male verschwand das Lächeln, die Augen wurden feucht, und sie betrachtete mit Wehmut das Entenvolk. Wenn wir zum Winter das Pastorat

verlassen müssen, wer wird meine Enten bekommen, wer wird sie füttern oder — schlachten? Mein Gott! Es war ihr immer grauenhaft, ja grausam gewesen, wenn die Köchin auf Geheiß der Mutter eine Ente holte, der Zappelnden tröstlich zuredete: „Man ruhig, immer ruhig, ick do di jaa nix, ick mak di man gau dod," und dann mit roher Hand den Hals durchstach. Sie konnte kein Blut, keinen Tiermord sehen und dachte mit Entsetzen, daß alle ihre Enten zum Winter verkauft und geschlachtet werden würden.

Den Spaten in die Scheune schleudernd, eilte sie in den Garten, um dem Gedanken zu entfliehen. In 2 Beeten standen hochstämmige, doppelte, dreifache Fuchsien, 24 verschiedene, seltene Arten, die sie täglich tränkte. Welche Blütenfülle so spät im Jahre, welche dankbare Blume ist doch die Fuchsie! Auch hier fuhr ein Stachel ihr ins Herz. Wer wird sie überwintern, vor Frost schützen und übers Jahr pflegen? O, man wird sie verfrieren, verdorren lassen und auf den Dunghaufen werfen, meine schönen, vollen Fuchsien!

Judith verließ das Beet mit tränenden Augen. Wohin ihr Blick fiel, auf die Himbeersträucher, die Kastanien, die Spargelbeete, den Spitz- und Rosenkohl, von allem, allem mußte sie bald scheiden, von der Herrlichkeit des Gartens, von den lieben Tieren im Hofe . . . die zahmen Schimmel, die bunten Kühe, alles, alles nahm ein andrer, ein ekelhafter Däne. Dort standen die 12 Gravensteiner, alte, treue Gesellen, die nur alle zwei Jahre trugen, aber heuer bis oben voll von rotgelben, glänzenden Äpfeln hingen. 8 Zentner des besten Obstes hatten diese Veteranen des Gartens manchmal dem

Pfarrhause geschenkt. O, wer wird im Oktober die duftenden Äpfel scheffelweise ernten? Werden wir hier, oder schon verjagt, aus unsrem Paradiese vertrieben sein? Das sanfte Mädchen stampfte plötzlich mit dem Fuße. Nein, die Gravensteiner nehmen und behalten wir, und wenn wir sie vor der Vollreife im September pflücken müssen.

Judith saß auf einer Bank und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Nein, sie durfte keine Tränenliese sein, wie die Mutter schalt. Doch es schluchzte in ihr. Ein ungeheurer Schmerz, wie ihn einst Adam und Eva, da sie aus dem Garten Eden verjagt wurden, gefühlt haben mögen, zerriß ihr Herz, aber kein Schmerz, von böser Schuld und bittrer Reue vergiftet, sondern von Wehmut gemildert, von unschuldigem Leiden verklärt.

Da ist es plötzlich wie eine helle Offenbarung, eine große Willenskraft über sie gekommen. Das blasse Mädchen mit den melancholischen Augen und den passiven Tugenden des Gehorsams, der Hingebung, des Stillesein hatte wohl zum ersten Male in seinem Leben eine eigne, wirkliche Initiative, eine willensstarke Energie. Kaum blitzte der Gedanke durch ihr Gehirn, als auch der Plan fix und fertig und der Entschluß, der ihr und ihren Eltern Rettung bringen sollte, gefaßt war. Niemand hätte der Kleinen — was Judith trotz ihrer Leibeslänge und Lebensjahre blieb — derartiges zugetraut. Das wußte sie, und darum stärkte ein Anflug von Trotz ihre ungeheure Energie, vor der sie selbst im Herzensgrunde erschrak, so sehr, daß sie ohne Erlaubnis und unbemerkt Hut, Handschuhe und Parasol — wie man dort und dazumal sagte — holte und das Pastorat

verließ. Den Brief, den ihr Bruder in Kiel ihr als Antwort auf ihre ellenlange Epistel gesandt hatte, steckte sie in die Tasche, um ihn auf dem Wege mit einem verschmitzten Lächeln zu lesen. Hm, der Brief sollte bei ihrem Fürnehmen und Feldzuge ihr Bundesgenoß sein.

Mette Marie, die Tochter des großen Hans Peder Madsen, — er war der größte Bauer der Gemeinde und wurde darum der Große genannt —, die sie besuchen wollte, war seit der Konfirmation ihre beste und einzige Freundin und hatte mit ihr im Hause der Etatsrätin in Flensburg die feine Küche und die feinen Manieren und Allüren erlernt. Judith war des frohen Glaubens, daß ihr Bruder Viggo mit der Freundin in stillheimlichem Einverständnis sei, so daß die offizielle Ringverlobung nach dem Examen stattfinden werde. Daß Mette Marie ihren Bruder liebte und lieben müßte, war ihr eine absolute Selbstverständlichkeit, da jedes Mädchen einen solchen Bruder, Menschen und Mann gern haben und nach einem solchen Freier mit allen zehn Fingern greifen müsse.

Von Hans Peder Madsen sagten die Witzbolde der Gemeinde, daß er ein kleiner Müller und ein großer Bauer sei, denn die Windmühle auf dem Hügel hatte den Wohlstand seines Vaters begründet, war aber neben dem ganz bedeutenden Landbesitz nur eine Nebensache geworden. Er besaß viel Land und viel Geld und darum viel Ansehen und Einfluß, sintemal das Geld unter den Sundewittern noch mehr Autorität verleiht, als anderswo auf Erden. Er, der eben lesen und schreiben, aber auch nicht mehr konnte, wußte hingegen sehr wohl, daß Bildung und Wissenschaft ebenfalls Großmächte

seien, und hatte darum seiner Tochter den besten Unterricht erteilen lassen.

Wenn Tagelöhner, um ein Gespann zu leihen oder einen andren Vorteil zu erschmeicheln, „Lieber Madsen“ oder gar „Herr Madsen“ sagten, sah er sie spöttisch an: „Segg du man Hans Peder, sonst kriegst du nicks bi mi.“ Er protzte nie mit seinem Wohlstand, sondern weit mehr mit seiner Einfachheit und Ehrlichkeit, seiner Biderbheit und Offenheit. Dabei hatte er es faustdick hinter den Ohren und hätte im Handel jeden, der ihm nicht gewachsen war, ohne Skrupel übers Ohr gehauen. Von Hause aus Opportunist, war er ein Führer der Südjüten in der Gemeinde geworden, seitdem die Dänen Trumpf im Lande waren und das Dänischsein allerlei Ehrungen und Vorteile brachte. Sein Ehrgeiz war sehr stark entwickelt; es tat ihm unendlich wohl, wenn der Hardesvogt, der gegen Kätner und Knechte so saugrob war, ihn höflich behandelte und kurz vor der Wahl sogar zu einer Flasche Wein einlud, wenn der hochmögende, hochnäsige Amtmann ihm huldvoll die Hand reichte. Die Dänen hatten ihn, wie ähnliche Bauerngimpel in Nordschleswig, dadurch ganz eingefangen und als Südjüten geeicht, daß sie ihn dekorierten und zum Danebrogsmann machten. Hans Peder ging seitdem allsonntäglich zur Kirche, trug alle Sonntage seinen Orden und auf jedem Rock, sogar auf der alten Stalljacke, das rotweiße Bändchen.

Seine Tochter war im südjütischen Geiste erzogen und sprach besser und darum lieber dänisch als deutsch. Ein blühendes Mädchen, hoch, schlank, voll und doch formenschön, mit roten Lippen und blauen Augen, mit goldblondem, gewaltig starkem Haar, in strotzender Kraft

und Gesundheit, von der Natur reich ausgestattet, war sie eine Schönheit des Sundewitt, dazu mit einem klugen Verstande, aber auch mit viel Herz und Gemüt von Gott beschenkt. Seitdem die Mutter gelähmt und seit Jahren ans Bett gefesselt war, war sie die Herrin des Hofes, die ein scharfes Regiment führte.

Mette Marie kam hochgeschürzt und in Holzschuhen aus dem Stall, wo sie die Kälber getränkt hatte. Das hatte noch keine Magd gewissenhaft und gut genug gemacht. Seitdem sie es mit eigner Hand tat, gediehen die fröhlich schwänzelnden Tiere, die ein blankes Fell und keine Kolik bekamen.

Judith trippelte über die Jauchepfützen hinweg. Darob lachte die andre hell und hoch: „Schaff' dir ein Paar Hannemann-Holzschuhe an, du feines Pastorfräulein . . . geh' in die gute Stube, ich komme gleich."

Judith wunderte sich wieder über die beispiellose Fixigkeit der Freundin, die in zwei Minuten sich umgezogen hatte, im hellen Kleide, in zierlichen Zeugschuhen vor ihr stand und heiter lachte — ihr Lachen war hübsch und zeigte die schneeweißen, gleichmäßigen Zähne. „Du, einen größeren Gegensatz als wir gibt es gar nicht . . . du mit deiner ätherischen Figur, dem melancholischen Blick, der interessanten Blässe, und ich, die dicke, dralle Bauerntrudsche, die wie ein Hefekuchen aufgeht, wie ein Drescher ißt und in allen Nähten kracht. Kleinjudith, lache doch mal!"

Es wirkte wie ein Tränensignal. Die, welche lachen sollte, fing prompt an zu weinen. „Wir haben Schreckliches erlebt, die Suspension . . ."

„Ja, die dumme Geschichte, die deine Frau Mama Euch eingebrockt hat . . . doch keine Suppe wird so heiß gegessen, wie sie gekocht wird.“

Judith zog ihr Taschentuch und berührte den Brief, den sie hervorholte.

„Viggo hat geschrieben . . .“

„Und läßt mich grüßen . . . danke schön!“

„Sein Brief ist eigentlich an dich gerichtet . . .“

„An mich?“

„Ja, lies ihn mal! Nur von dir ist die Rede . . . was du machst, ob du dich wohl sehr freuen wirst, wenn er zu Weihnachten kommt . . . ob meine Freundin raten kann, was er ihr mitbringt . . . das verstehst du doch?“

„Nein, ich weiß nicht . . . was er meint.“

„Er meint das Examen und den Verlobungsring . . . als Freundinnen wollen wir nicht Versteckens miteinander spielen. Du liebst doch schon lange meinen Bruder . . . beim Abschied hat er dich im Flur geküßt . . .“

Mette Marie wurde rot, aber mehr nachdenklich als verlegen. „Ja—a, er hat mich manchmal geküßt, in den Osterferien vor 4 Jahren zum ersten Male beim Pfänderspiel . . . er . . . er ist ein guter und ganzer Kerl . . . aber . . . aber davon wollen wir nicht reden.“

„Warum nicht?“

„Weil das nicht deine, sondern nur seine und meine Angelegenheit ist.“

Judith kannte genau diesen endgültigen Ton der Freundin, der sie stets einschüchterte und still machte.

Es entstand eine große Stille, wo nichts als das Summen der Fliegen und das Ticken der Uhr

zu hören war. Die Pastortochter überlegte, wie sie ihr Anliegen geschickt vorbrächte, — und fiel der Freundin plötzlich um den Hals und mit der Tür ins Haus. „O, die grausame Suspension ... die greulichen Dän—, Menschen wollen uns aus dem Pastorat verjagen ... Mettmari, steh' uns bei ... dein Vater kann uns helfen."

„Wir hülfen so gern, aber ich begreife nicht, wie ein Bauer das anfangen soll. Doch da kommt mein Vater vom Felde ... sprechen wir mit ihm!"

Ein braunes, rundes, von einem blonden Bartkranze umrahmtes, von Selbstbewußtsein und innerer Zufriedenheit erfülltes Gesicht nickte durchs Fenster. Ein starker, breiter, etwas gespreizter Mann, der den Rock von selbstgemachtem Beiderwant, aber auch eine seidene Halsbinde und das rotweiße Bändchen und in der Hand die silberbeschlagene Meerschaumpfeife trug, trat sogleich an Judith heran und tätschelte jovial ihr Kinn, wobei die kleinen, grauschlauen Augen mehr faunhaft als väterlich sich verkniffen. Er hatte immer eine gewisse, recht große Schwäche für das schwache und schöne Geschlecht gehabt, weshalb die gelähmte Frau im Alkovenbett viel an Argwohn gelitten und noch heute einen ständig horchenden Ausdruck hatte.

„Na, Kleine, wie geht's?"

„Sehr schlecht ... Sie wissen unser Unglück ... um Gottes willen stehen Sie uns bei, daß mein armer Vater die Pfarre behält!" bat sie kindlich, klagend, seine Hand umklammernd.

„Ja, wie soll ich, ein dummer Bauer, das machen? Ich kann dem Amtmann und Bischof nicht befehlen, daß unser Pastor bleibt."

„Sie müssen einen Rat, einen Ausweg wissen, daß wir bleiben können.“

Hans Peder strich das Haar in die Schläfe, was bei knifflichen Dingen seine Gewohnheit war, und machte einen ironischen Mund. „Einen Ausweg wüßte ich, aber ob Sie ihn gehen werden . . . .“

„Ich gehe jeden Weg um der Eltern willen.“

„Tja, Kleine, Sie müssen eben dänisch werden . . . Sie sind ja eine geborne Nordschleswigerin, eine gute Südjütin . . . Ihr Vater muß mit Händen und Füßen schwören, daß er ein Däne ist, und Ihre Mutter muß — das würde ihr ganz gesund sein — ein Gnadengesuch an den König richten, muß nach Kopenhagen reisen und vor der Gräfin Danner einen Fußfall tun . . . dann werden Sie — mein Wort darauf — in Broacker bleiben.“

Die Pastortochter sah ihn zornig an. „Sie wollen mich noch verspotten in meiner Not.“

„Pfui, Vater!“ assistierte ihr die Freundin.

„Nein, den Weg werden wir nicht und nie gehen, mein Vater schwört sein Deutschtum nicht ab, und meine Mutter würde sich eher den Kopf abschlagen lassen als solches tun.“

Madsen sog an der kalten Pfeife und summte und war klug genug zu wissen, daß sein Einfluß kaum über die Gemarkung der Gemeinde hinausreichte. „Ich würde gern helfen, wenn ich nur könnte.“

Judith ergriff instinktiv des Weibes Waffen, welche sind Tränen, Schmeichelei und Schläue. „Umgekehrt! Sie können, wenn Sie wollen! Sie sind der mächtigste

Mann in der Gemeinde und einflußreich im Amtshause und Bischofshofe. Sie sind Danebrogsmann und der Mann, der es durchsetzen kann und durchsetzen wird, daß mein Vater Pastor in Broacker bleibt."

Da ließ der Bauer sich hinreißen und schlug auf seine Brust. „Ja, wenn einer, kann ich's. Ich werde es wohl erreichen, daß Ihr Vater nicht abgesetzt wird ... wenn Sie nachher zum Lohne mir einen Kuß geben."

„Den Kuß will ich gleich Ihrer Tochter geben." Judith küßte mit Ungestüm und überglücklich die Freundin ab.

Auf dem Heimwege war sie sehr heiter, ihr Fuß tänzelte, ihr Körper hüpfte über die Holzstege hinweg. Die letzte Strecke lief sie mit einigem Herzklopfen, was wohl die Mutter sagen werde.

Frau Claudius, die dem Vorknecht, seitdem er so unverschämt gekündigt hatte, noch schärfer auf die Finger sah, stand just in der Küche und stellte ihn zur Rede, wie der für 10 Tage zugemessene Hafer schon verbraucht sein könne.

„Ich habe ihn nicht gefressen und auch nicht gestohlen," antwortete Jens patzig.

Die Pastorin maß ihn von oben bis unten. „Wenn es Ihm nicht paßt, meine Befehle zu befolgen, soll Er gleich seine Kiste packen."

Vor der Zeit aus dem Dienst gejagt zu werden, war damals in Nordschleswig noch eine ungeheure Schande. Darum wurde Jens kriecherisch. „Fünf Jahre habe ich zum November im Hauptpastorat gedient, fünf Jahre ..."

In dem Moment kam Judith von ihrer Mission zurück und sah die großen Augen der Mutter, vor denen sie Furcht hatte.

Doch es ist glimpflich abgelaufen. Die Mutter hörte sehr ernst die Beichte an und sagte zum Schluß: „Was ohne meinen Willen geschehen ist, wird vielleicht gut und Gottes Wille sein.“ — — —

In der Disziplinarsache des Pastors Traugott Claudius war am 18. September der zweite Termin, wozu man nicht den Pastor, sondern vier Mitglieder seiner Gemeinde geladen hatte. Eine merkwürdige Justiz, die in Abwesenheit des Angeklagten die Belastungszeugen vernahm. Der Kätner Sörensen, der mit seiner Magd in polnischer Ehe gelebt hatte und auf Veranlassung seines Seelsorgers gebrücht und zur kirchlichen Trauung genötigt worden war und daher mit dem Pastor eine alte Rechnung zu begleichen hatte, der Hufner Petersen, dessen Sohn ein Taugenichts und nach schlimmen Streichen von der Konfirmation für ein Jahr zurückgewiesen war, der Bauer Christensen, der größte und schmutzigste Geizhals im ganzen Sundewitt, der um einen Butterzehnten von 2½ Pfund drei Jahre lang mit dem Pastorat prozessiert und den Prozeß verloren hatte und einen Sündenbock für seinen Grimm und Geiz suchte, und viertens der Tagelöhner Mikkel Mikkelsen, der ein arger Trunkenbold war und das Krogsche Legat für verschämte Arme, das der Pastor verwaltete, nicht bekommen hatte — diese vier Ehrenmänner waren die Kronzeugen, fuhren auf einem Wagen zusammen nach Flensburg, und Mikkelsen kicherte: „Heute will ich ihm ein Legat auf Lebenszeit geben.“

Das geistliche Gericht war sehr leutselig gegen die biederen Landleute, die einmütig erklärten, daß sie sehr hellhörig seien, sehr aufmerksam die Predigt verfolgt, keine Silbe verloren, aber von einer Fürbitte für die Gräfin Danner keinen Ton gehört hätten. Die beeidigte Aussage wurde protokolliert und die Zeugengebühr nach oben abgerundet.

Auf der Heimfahrt kehrten die Kronzeugen in jedem Wirtshause ein, und in dem fünften gab es eine mächtige Schlägerei. Als nämlich der geizige Christensen an der Reihe war und keine Runde zahlen wollte, verprügelten sie ihn jämmerlich und ließen ihn zu Fuß laufen. Wutentbrannt torkelte er hinter dem Wagen her und brüllte mit 3 erhobenen Fingern: „Meineidige, Meineidige!“

Selbst der friedfertige Claudius hatte Feinde in seiner Gemeinde und jetzt die traurige Gewißheit, daß sein Urteil längst fertig sei. Aber auch einen Anwalt hatte er gefunden. Hans Peder zog den langschößigen Tuchrock an, steckte den Orden an seine Brust, stülpte die riesige Zylinderröhre auf sein Haupt und streichelte zärtlich die Hand seiner bettlägerigen Frau. „Adjüs, Gitta, holl di munter!“

Recht bissig antwortete sie: „Holl di munter . . . dat is jo en dummen Snack, wo ick hier in min Elend liggen mutt. Du bliwwst doch nich de Nacht in Flensburg oder Gott wet wo?“ Die Nächte außer dem Hause, wenn er mal zum Pferdemarkt reiste, waren von jeher ihr Grauen gewesen.

Der große Hans Peder stand im Amtshause und drückte mit einem Blinzeln dem Sekretär einen Fünfbanktalerschein in die Hand. Trotzdem mußte er eine Stunde

warten. Der Amtmann war sehr kühl und erklärte ihm: „Als Däne und Danebrogsmann muß es auch Ihr Bestreben sein, daß unser Südjütland von den Insurgenten gereinigt und die Ämter mit echtdänischen Männern besetzt werden.“

Mit einem leisen Fluch, der beinahe wie „Die verd— Dän—“ sich anhörte, ging der Bauer weiter; und beim Bischof ist es ihm noch übler ergangen. Der schrie ihn an: „Mann, Sie sind wohl ein Heimdeutscher, ein Sleswigholsteiner? Sie muten mir zu, in ein schwebendes Gerichtsverfahren einzugreifen? Sie sind wohl nicht gesund im Kopfe?“

Madsen setzte mitten in der Stube seine Röhre aufs Haupt und schritt breitspurig hinaus. Er hielt es nicht für rätlich, zum König in Kopenhagen zu gehen. Heftig strich er sein Haar in die Schläfen, auch 2 Kaffeepünsche trank er, um die Denkkraft anzuregen. Lange währte sein Grübeln, bis er sich auf den Schenkel schlug und dröhnend lachte. Den Amtmann und den Bischof und alle die großen Tiere soll der Teufel holen! Für einen Insurgenten und Idioten haben sie mich gehalten, pöh, ich will ihnen zeigen, daß ich mehr Grips in meinem Finger als sie in ihrem Grützschädel haben.

Während der Hausknecht anspannte, kaufte Hans Peder einen Stempelbogen, knallte mit der Peitsche und fuhr im flotten Trabe heim. Sein erster Gang galt seiner Frau, er trat mit freundlichem Gruß ans Alkovenbett, um sich in seiner Tugendhaftigkeit und Treue zu zeigen. Gitta nickte befriedigt, denn sie hing trotz ihrer Hilflosigkeit am Leben und an diesem robusten Manne.

Dann rief er Mettmari, die seine Sekretärin war und alle wichtigen Briefe stilisierte. „Heute sollst du dein Meisterstück und eine Petition an S. Majestät machen . . . wir gehen gleich zum König selber und geben uns nicht mit seinen kleinen Kreaturen ab . . . eine Petition, worin das Kirchspiel Broacker untertänigst, noch besser alleruntertänigst bittet, den Pastor Claudius zu behalten."

Die Tochter begriff schnell die großartige Idee des Vaters und lachte leise. So schön wie auf diesem Stempelbogen hatte sie noch nie geschrieben. Groß, fest und gar nicht frauenhaft war ihre Schrift.

Die Petition besagte, daß die Gemeinde mit tiefer Betrübnis vernommen habe, daß ihr Hauptpastor Claudius von seinem Amte suspendiert und wegen eines Vergehens mit Amtsentsetzung bedroht sei. Der alte Pastor habe seit 30 Jahren der Gemeinde in Treue gedient, habe ein ganzes Menschengeschlecht getauft, eingesegnet und kopuliert, so daß die Gemeinde mit ihm verwachsen und durch viele Bande verknüpft sei. Alle müßten ihm mit eigenhändiger Unterschrift das Zeugnis geben, daß er in 30 Jahren ein tüchtiger Prädikant, ein eifriger Seelsorger, ein hilfbereiter Wohltäter der Armen, ein Tröster der Kranken und allzeit ein ruhiger, frommer, friedlicher Mann, der sich von aller Politik fern gehalten habe, gewesen sei. Wenn der Pastor, gewiß nicht mit böser Absicht und Überlegung, sondern durch Übereilung und üblen Rat, sich gegen die hohe, weise Regierung versündigt habe, so sei seine Schuld nicht so groß und schwer, daß sie nicht vergeben werden könne. In allen

Landen Sr. Majestät sei bekannt, daß König Friedrich VII. ein wahrer Vater seiner Untertanen sei, der höchst ungern und mit tiefem Schmerz strafe und züchtige, dessen edles Herz hingegen mit Vorliebe von dem herrlichen Vorrecht der Begnadigung Gebrauch mache. Im Vertrauen auf die sprichwörtliche Großmut und Huld Friedrichs VII., des volkstümlichen Königs, nahe sich die Gemeinde in Untertänigkeit dem Throne und flehe fußfällig S. Majestät an, Gnade walten zu lassen, dem Pastor Claudius großmütige Vergebung zu gewähren und denselben in seinem Amte allergnädigst zu belassen.

Der Bauer klatschte sich auf den dicken Schenkel und lachte dröhnend. „Das ist verd— gut gesagt! Wo einer seine Schwäche hat, da muß man ihn fassen. Friedrich hat den einen Ehrgeiz, der Volkskönig zu heißen, und den andren, die meisten Kaffeepünsche und alle andren unter den Tisch zu trinken, haha, hoho.“

Mette Marie hatte eine krause Stirn und den krassen Blick, den Judith fürchtete. „Pfui, so redet man nicht von dem König, den man anruft.“

„Na, unter uns kann man doch sagen, worüber die Dänen selbst ihre Witze machen. Ich habe selbst mal den König mit einem gehörigen Haarbeutel gesehen, wie er auf den Balkon hinaustrat und seinen Affen dem Volke, das vor Vergnügen brüllte, vorführte, während ein Adjutant seinen Arm stützte und das europäische Gleichgewicht wahrte.“ — — —

Hans Peder Madsen ging selbst mit der Petition von Haus zu Haus und überschlug keinen Hof, keine Kate, keine Tagelöhnerhütte. Viele unterschrieben gern

und freudig und wischten nach der ungewohnten Arbeit die Feder im Haar oder an der Hose ab. Sehr viele waren indolent, meinten, daß sie Hans Peder den Gefallen, der nichts koste, tun müßten, und malten ihren Namen hin. Die südjütischen Patrioten aber wunderten sich baß, daß ihr Wortführer mit solcher Bittschrift hausieren ging, aber sie wagten nicht, nein zu sagen, weil der Großbauer in eigner und imponierender Person kam. Etliche versuchten mit der faulen Ausrede, daß sie nicht schreiben könnten, der Unterschrift zu entgehen, worauf Hans Peder ihnen einfach die Feder in die Faust drückte und grob sagte: „Denn makst du dree Krüzen, und ick beglaubige, datt du en von de ganz Dummen büst.“ Nun kratzten sie ärgerlich ihr Hansen oder Petersen hin.

Mancher faßte die Feder wie eine Mistforke an und setzte hinter seinen Namen einen dicken Tintenklecks, den der Bauer schleunig mit breiten Lippen wegleckte. Wenn sie das Schriftstück anfaßten und den Schmierstempel ihrer fettigen Finger auf den teuren Stempelbogen setzten, fluchte er. Auch Analphabeten gab es genug in der Gemeinde, aber die mußten drei Kreuze machen, und Hans Peder schrieb mit wichtiger Miene den Namen dahinter, den er mit seinem Namen fidimierte. Das füllte.

Er pilgerte eifrig von Tür zu Tür in dem großen Kirchspiel, denn es war ihm nicht nur eine Ehren- und wohl auch Eigensinnssache, sein Wort zu halten, seine Macht zu zeigen, sondern auch eine innere Genugtuung, dem Bischof und Amtmann einen Streich zu spielen und einen Strich durch die Rechnung zu machen.

Nicht einmal an der Tür der vier Kronzeugen ging er vorüber. Aber vorsichtshalber fing er mit dem Tagelöhner Mikkelsen an. Mit einem solchen Kerl macht man keine Umstände. „Datt hier mußt du en beten unnerschrieben.“

„Nee, ick mutt nich, und ick will nich, und ick darf nich, ick bün in Flensburg beeidigt,“ krähte Mikkelsen, der orientiert war.

Der Bauer betrachtete den Widerspenstigen, als wenn er an seinem Verstande, aber nicht an seiner Betrunkenheit zweifle. „Du büst en beeidigten Döskopp . . . adjüs!“ In dem Adieu lag eine Drohung: Wir sprechen uns wieder.

Der Tagelöhner fürchtete die Rache des großmächtigen Müllers, lief und rief ihm nach: „Töw en beten! Ik will datt friwillig dohn.“ Halblaut buchstabierend malte er sein M—i—k—k—e—l—s—e—n hin.

Madsen betrachtete halb schmunzelnd und halb schmerzlich seinen schönen Stempelbogen, der mit Namen, aber auch mit Klecksen, Ableckstellen und Fingersiegeln bedeckt war und greulich aussah. Der nächste, Hufner Petersen, kraute sich, konnte aber nicht nein sagen, weil der große Madsen selber zu ihm kam. Ebenfalls der Kätner Sörensen unterschrieb nach einigem Zögern mit den Worten: „Na, in Gottes Namen, ick mutt di woll den Gefallen dohn.“

„Dat Beste kümmt toletzt,“ sagte Hans Peder und schüttelte dem Bauer Christen Christensen die Hand, denn er wußte, daß er bei dem Dickkopf einen schweren Stand haben werde, und irrte sich nicht. Christensen blieb hartnäckig: Er habe gegen den Pastor ausgesagt

und geschworen und werde sich nicht selber meineidig machen und aufs Maul schlagen. Worauf der andere einwendete: „Du schallst hier nicks beswören, du schallst man beden und bitten, datt wi den olen Pastor beholen."

„Nee, nee, nee, de Paster, de mi um twe en halw Pund Botter bedragen hett, paßt mi nich . . . weg mit den Kirl!" keifte Christensen.

Madsen lächelte pfiffig. „Dann helpt datt nicks, denn mutt din Fru unnerschriewen."

„Datt kann se minetwegen tom Düwel dohn."

Die Frau war gleich bereit und setzte in eine freie Ecke ein C. Christensen hin. Das konnte als Caroline, wie sie, oder als Christen, wie ihr Mann hieß, gedeutet werden. Name ist Name, und jede Unterschrift zählt.

Hans Peder Madsen kam in bester Laune nach Hause und lachte aus vollem Halse. „Mettmari, sie haben alle unterschrieben, sogar die vier Zeugen haben ihren Namen hingekratzt und sich selber geohrfeigt. Das muß noch im Gesuch hinzugefügt und extra hervorgehoben werden . . . das bringt den König zum Lachen, und er erzählt beim sechsten Glase Grog der Gräfin Danner die Geschichte von den dummen Bauern in Broacker." —

Der Disziplinargerichtshof hatte auf den 4. Oktober einen dritten und letzten Termin anberaumt, hatte den Angeklagten geladen und in geheimer Sitzung bereits beschlossen, kurzen Prozeß zu machen und die „Entledigung", die Amtsentsetzung, auszusprechen. Da kam die einmütige Petition der Gemeinde, die an den König und von Kopenhagen an den Amtmann und Bischof

ging. Das kuriose Schriftstück wirkte wie ein Donnerschlag. Der Amtmann ging echauffiert zum Bischof und sagte bissig: „Die Herde will ihren Hirten behalten, die Bauern sind nicht zu begreifen . . . nichts für ungut, Hochwürden, aber Ihre Herde in Broacker ist eine Schafherde. Wir müssen die Sache contra Claudius vertagen."

So wurde der Termin auf unbestimmte Zeit vertagt und die Ladung des Inkulpaten rückgängig gemacht. Das Gewitter, dessen erster Blitz als Suspension einschlug, sank am Himmel und grollte ferner, konnte aber zurückkehren.

Der alte Pastor war ehrlich gerührt und ahnte in seiner Aufrichtigkeit nicht, daß die Petition mehr Mache, mehr der Macht und Energie des Großbauern als der Treue der Gemeinde zu verdanken sei. Mette Marie besuchte das Pastorat, wurde von der Freundin stürmisch geküßt, von den alten Leuten mit Herzenswärme empfangen und erzählte, was die Kopenhagener Zeitung, die ihr Vater hielt, berichtet habe. „Der König kommt in der allernächsten Zeit nach Glücksburg, um in dem Schlosse, das tieffriedlich mitten im See liegt und ihm so lieb ist, zu residieren."

Die Pastorin horchte mit kalter Miene und fragte zögernd: „Kommt die . . . die Danner mit?"

„Natürlich, Friedrich reist nie ohne seine Gemahlin . . . das ist mir sehr sympathisch und zeigt, daß die Danner . . ."

„. . . Ihn nicht aus den Krallen läßt," rief Frau Claudius spöttisch.

Fräulein Madsen fühlte sich als Dänin gekränkt. Ihre Nasenflügel zuckten ein wenig maliziös. Was sie eigentlich in möglichst schonender Weise der Pastorin hätte begreiflich machen wollen, kam jetzt schnell-scharf über ihre Lippen und traf wie ein Hieb. „Mein Vater meint, daß die Petition wohl einen großen Eindruck machen wird, daß es aber noch zweifelhaft ist, ob sie den gewünschten Erfolg haben wird, denn Amtmann und Bischof werden nicht verfehlen, in Kopenhagen Gegenminen zu legen. Wollen wir ganz sicher unsren guten Pastor behalten, so muß nach seiner Ansicht noch etwas geschehen . . . liebe Frau Pastorin, Sie müßten Ihre Antipathie überwinden, in Glücksburg um eine Audienz bitten und die Gräfin um hochgeneigte Fürsprache bei Sr. Majestät anflehen. Dann haben wir unbedingt das Spiel gewonnen . . . die Gräfin fühlt sich außerordentlich geschmeichelt, wenn man an ihr Mitleid und ihre Macht appelliert. Es ist wohl ein schweres Opfer, das Sie Ihrer Familie bringen, aber ein Gebot der Klugheit.“

„Nein, eine unerträgliche Erniedrigung, eine Ehrlosigkeit wäre es, wenn ich vor einer Person, die ich im Herzen verachte, Ehrfurcht heuchle und einen Kniefall tue. Jedes Wort wäre eine Falschheit und Lüge. Claudius, Claudius! Sprich du!“

Der Pastor sah die Unmöglichkeit, den Weg zu gehen, aber auch die gewisse Rettung, die ihm und den Seinen winkte, und schwankte. „Was soll ich sagen, Wilhelmine! Du sollst es gewißlich nicht um meinetwillen tun, mein Leben ist bald zu Ende . . . es ist wohl eine zu ungeheure Selbstverleugnung . . .“

„Eine Selbstverleugnung nennst du es? Nein, eine Verleugnung aller Frauenehre und Herzensreinheit, eine Heuchelei und Schande wäre es, die ich nie verwinden würde. Wie ein Hund zu den Füßen der Danner zu kriechen und ihr die Hände zu lecken! Nein, mein Claudius, nein, Fräulein Madsen, nein, meine Judith, das tut deine Mutter nimmermehr!“ Die Pastorin verließ steifnackig, kalt und blaß, aber im Innern ganz außer sich, das Zimmer.

Judith gab der Müllertochter das Geleit, die Freundinnen gingen Arm in Arm, die schmächtige, die im Leide noch magerer geworden, lehnte sich hilflos an die Schulter der starken, vollblühenden Juno, und Tränen hingen in ihren Wimpern.

„Herrgott, du weinst schon wieder?“

„Ja, jetzt ist alles, alles zum Weinen.“ Noch eine zweite und heimliche Sorge, die sie allein trug, lastete auf Judiths Seele. Die Möglichkeit einer Entfremdung zwischen ihrer Freundin und ihrem Bruder, deren dereinstige Verlobung ihr eine Selbstverständlichkeit gewesen, war wie eine Furcht und Ahnung, eine neue, finstre Wolke aufgetaucht. Darum hatte sie Viggo geschrieben, daß kleine Geschenke die Freundschaft erhalten und er sich durch eine sinnige Gabe in gute Erinnerung bringen möge. Viggo hatte einen Band in Goldschnitt gekauft und mit einem Briefe, der länger, wärmer, erotischer als je war, seiner „Freundin Mettmari“ geschickt.

Seltsam! Gerade über das Erotische, Verliebte hatte die Bauerntochter die Nase gerümpft. Merkwürdig! Just das Gegenteil der guten, schwesterlichen Absicht war durch den Brief erreicht worden.

Judith kuschelte den Kopf an die starke Schulter. „Du . . . du kannst wohl gar nicht weinen?“

„Nein, wenn ich es mal vor Zorn oder Schmerz gern möchte, kann ich absolut nicht flennen . . . dann beiße ich die Zähne aufeinander, und kein Tropfen kommt aus den Augen.“

„Sag' mal im Vertrauen . . . wenn du abends im Bette liegst und an Viggo denkst, kommt dann nicht eine Sehnsucht in dein Herz und ein feuchter Schimmer in dein Auge?“

„Nee, ganz gewiß nicht! Wenn ich liege, bin ich sofort eingeschlafen. Da hat dein Bruder mir ein ziemlich dummes Buch geschenkt, das Buch der Lieder von einem Heine . . .“

„Ein dummes Buch das berühmte, herrliche, das Tausende zu Tränen rührte?“

„Na, viele Verse sind ja poetisch, geschmackvoll und geistreich, aber viele sind einfach scheußlich . . . und manches Lied, das wirklich hübsch singt und klingt, endet mit einer schreienden Dissonanz. Ich bin vielleicht eine dänische Barbarin, die deutsche Poesie nicht zu goutieren und zu würdigen weiß. Dein Bruder und ich sind alte, gute Freunde, die sich genau, vielleicht zu genau kennen . . . in unsrer Denkungsart, unsrem Geschmack, unsrer Überzeugung differieren wir doch sehr . . . ich bin eine Dänin und liebe die einzige Literatur unsres Volks. Viggo hingegen ist ein Deutscher von jeher, ist es in Kiel immer mehr geworden. Oft frage ich mich: Wie können zwei, die entgegengesetzte Wege, nach Norden und Süden, gehen, einander näher kommen, wo sie sich immer mehr von einander entfernen?“

Judith erschrak und stotterte: „Mein Bruder wird nach dem bestandenen Examen nach Hause kommen .. freust, freust du dich nicht darauf?“

„Ja, ich werde mich sehr freuen, ihn zu sehen... er ist ein guter und ganzer Kerl.“

Die Worte trösteten ein wenig. — — — — — —

Die vielbeschäftigte Pastorin fand keine Zeit, um Zeitungen zu lesen, obwohl die Eiderdänen am Sund ihr Eisen schmiedeten und die schleswig-holsteinische Frage wieder in der deutschen Presse ein lautes Geschrei erhob. Ihr Mann jedoch, der den „Altonaer Merkur“ und sogar die „Berlingske Tidende“ las, orientierte sie über die Ereignisse. Viel öfter als sonst setzte sie sich nach Feierabend zu ihm aufs Sofa, um das Neueste zu hören.

Mit eisiger Miene fragte sie: „Was sagt der Hofbericht? Kommt die Danner nach Schleswig?“

„Ja, in fünf Tagen wird der König mit der Gräfin nach Glücksburg reisen, mit großem Hofgefolge, um lange im Schlosse zu residieren . . . ja, die Danner wird ihn begleiten . . .“ Claudius warf einen flüchtigen, aber fixierenden Blick auf das eisige Antlitz und vergrub sich in die Zeitung. Er ahnte, was in ihrem Innern vor sich ging.

Die Pastorin schwieg und verschloß ihre schweren Seelenkämpfe in der Brust. Auf ihr allein lastete die Schuld, sie hatte das Unglück über die Familie gebracht. War es nicht ihre Pflicht, zu büßen und ihre Schuld zu sühnen? Hatte sie nicht alle Sonntage das gewaltige Gebot des Gottessohnes, der sich selbst entäußerte und Knechtsgestalt annahm, gehört? Forderte nicht Gott

von ihr die Schmach, die Selbstentäußerung und Selbsterniedrigung, damit sie ihre Familie, ihre Kinder vor Armut und Untergang bewahre? Soll ich nicht mein empörtes Ich, das Weib in mir ertöten? Soll ich nicht um eine Audienz und die königliche Hetäre um Gnade bitten? Diese furchtbare Frage fraß bei Tag und Nacht an der Seele dieser starken Frau. Des Weibes Größe ist die Selbstaufopferung.

Claudius las in der „Tidende“ und schlug mit der Hand auf den Tisch. „Es besteht kein Zweifel mehr, daß der Reichsrat die gemeinsame Verfassung für Dänemark und Schleswig annehmen wird . . . ihm bleibt nichts andres übrig, denn die Eiderdänen brüllen, daß es sonst eine Revolution in Kopenhagen gibt.“

„Ja, der Pöbel und die Danner regieren in Dänemark,“ sagte sie mit Hohn, „wie kann das große Deutschland es dulden?“

„Der dänische Minister Hall verläßt sich auf die Rivalitäten zwischen Preußen und Österreich, auf Deutschlands Uneinigkeit und Unmacht und Rußlands Protektion. Die Zeit ist günstig für den Gewaltakt. Die deutsche Presse wird Lärm schlagen, aber das ist alles . . . und wir sind Dänen!“

„Wenn der Reichsrat das Märzpatent angenommen hat . . . . . .“

„Und der König seine Unterschrift, woran nicht zu zweifeln ist, gegeben hat, reicht Dänemark bis zur Eider, ist das Herzogtum Schleswig ausgelöscht, sind wir Dänen, Südjüten.“

„Jüten! Pfui Teufel! Gott wird seine Hand erheben und einen Mann erwecken, den Bismarck-Schönhausen . . .“

Da meldete das Mädchen den Pastor Schleppegrell, der höflich die Pastorin grüßte. Sie blieb stehen und maß ihn. „Jetzt blüht Ihr Weizen . . . Schleswig wird eine dänische Provinz und die Eider die Grenze.“

„Sie wird es nicht,“ antwortete der Diakonus.

„Was?“

„Die Eider wird es nicht, denn sie war immer, sjon sur Seit der Karolinger, die Grense und wird in Ewigkeit die Grense zwissjen Dänemark und Deutsjland sein.“

Die deutsche Pastorin richtete sich höher und rief pathetisch, prophetisch: „Dänemark denkt, und Gott lenkt . . . Gott kann in letzter Stunde einen dicken Strich durch Dänemarks Rechnung machen.“

Claudius beschwichtigte: „Mine, Mine!“ Sie eilte hinaus.

Schleppegrell wollte mit dem Hauptpastor über die eingegangenen Einnahmen und Akzidenzien abrechnen und legte die Hälfte des Gesamtbetrages auf den Tisch. Claudius wollte die Abrechnung durchaus nicht prüfen und fing etwas verlegen und sehr gewissenhaft mit einer Sache an, die ihm viel Kopfzerbrechen machte.

„Herr Amtsbruder, mein Dienstland, so weit es verpachtet ist, bringt 220 Taler, wovon die Hälfte Ihnen zukommt . . . die Rechnung ist sehr leicht, um so schwieriger aber hinsichtlich des Dienstlandes, das ich selbst bewirtschafte . . . ich weiß nicht, wie ich den Ertrag genau feststellen soll . . . wie hoch sind die Naturalien,

die wir selbst verbrauchen, anzuschlagen? Ich bereue, daß wir nicht genau Buch geführt haben . . ."

„Über jedes Pfund Butter, jedes Ei und jede Kartoffel? Haha! Nein, wo Sie allein gesäet haben, will ich keine Ähre ernten . . . der Ertrag des selbstbewirtschafteten Landes wird nicht in Rechnung gestellt."

„Wir müssen auf jeden Fall den Pachtzins des übrigen als Norm pro Tonne zu Grunde legen, wonach 340 Taler herauskommen würden, also zur Hälfte 170 pro Anno."

„Nein, clericus non clericum decimat, dabei bleibt es, kein Pastor darf den andern brandschatzen . . . erzürnen Sie mich nicht!" Schleppegrell war keine Krämerseele, sondern ein anständiger Charakter. — — —

Am 1. November packte Jens Priester seine blaubemalte Tragkiste, auf deren Boden ein Leinenbeutel voll von Speziestalern lag, denn er war allzeit ein sparsamer Knecht gewesen und hatte mit Trinkgeldern und Sporteln manche Extramark gemacht. Beim Abschied war sein Gemüt schmerzlich bewegt, denn er glaubte jetzt, eine große Dummheit begangen zu haben, weil die Petition des großen Madsen einen dicken Strich durch seine Berechnung gemacht hatte und es nun allgemein in Broacker hieß, man werde den alten Pastor behalten und bis zu seinem seligen Ende verschleißen müssen. Er, der das sinkende Schiff rechtzeitig verließ, um im Hauptpastorat und bei seinen geliebten Schimmeln zu bleiben, hatte sich allem Anscheine nach bös verspekuliert. Melancholisch schielte er nach dem Kessel, der über dem Feuer hing, und darin der schöne, durchwachsene Speck kochte. Hier hatte es immer einen guten, großen Happen

gegeben, und die Pastorin war wohl ein scharfer Kommandiersergeant, hatte aber mit der Kost nie geknausert. Drüben bei dem Schleppegrell waren viele Kinder und sollten die Rationen viel kleiner sein.

Als Jens der Magd Maren die Hand reichte, höhnte sie herzhaft: „Du avancierst nach unten, vom Hauptpastorat ins Diakonat, haha, du hast dich nett in die Nesseln und vom Pferd auf den Esel gesetzt . . . ja, die übergroße Schlauheit artet manchmal in Dummheit aus!“

Peter Grin, der an einem Wurstbrot mit seinen Gorillazähnen arbeitete, prustete so, daß ihm ein Bissen im Halse stecken blieb. Sofort klopfte ihn die Magd mit der geballten Faust so energisch auf den Puckel, daß der Bissen herausflog, wie aus der Pistole geschossen.

Jens ging nicht, ohne sich zu revanchieren: „Adjüs, Maren! Kumm ick mit to Hochtied, wenn du Buerfru in Rackebüll wardst? Wenn Claudius nah datt grote Faderland reisen mutt, denn warden wi Hauptpastor in Broacker.“

Sein letzter Gang galt dem Stalle, zum letzten Male streichelte er die dicken Pferde, wobei er, weiß Gott, mit dem Handrücken über die Augen wischte.

Im Diakonat gefiel es ihm keine zwei Tage. Frau Schleppegrell war als junges Mädchen auf einem der großen Herrenhöfe Jütlands gewesen, wo die Knechte en canaille behandelt und schlecht gefüttert werden und 21 Mal in der Woche Buchweizengrütze bekommen. —

Spätherbststürme heulten um das Pastorat, rüttelten an den Scheiben und winselten im Schornstein. Grau und häßlich war die Welt im Wintersterben. Die

braunen Blätter wirbelten im Schmutz und ballten sich zu hohen Moderwehen, bis sie auf den Kompost gekarrt wurden. Alles Verwelken und Vermodern ist scheußlich, auch der Sterbemonat der Natur, der greuliche November, ist ein unleidlicher Geselle. Nichts als Sturm und Regen, Nebel und Nässe am Tage und dazwischen Nachtfröste, die den letzten Gewächsen den Garaus machen. Erschauernd verkrochen sich die Menschen am Ofen, traulich war es nur, wo das lustige Feuer brannte und die Rüböllampe leuchtete. Just ein Wetter, wo die Alten und Müden abgerufen werden! Oft läuteten die Totenglocken in Broacker. Der Totengräber Peter, der, wie viele steif und fest behaupteten, das zweite Gesicht hatte und mehr als andre Leute sah, wie andre aber sagten, manchmal zu viele Pünsche trank, saß eines Abends im Kruge und nickte vor sich hin. „Ich habe gestern am hellen Tage, am Mittag gehört, wie alle Glocken läuteten, wir werden bald eine ganz große Leiche im Lande haben.“

Wenn ein König starb, wurde alle Tage und Monate lang eine volle Stunde von allen Türmen geläutet.

Die Gäste lachten: „Unsinn, Peter, du büst dun wesen,“ und stießen mit den Tassen an: „Es lebe der König des Volks!“

In den Zeitungen stand ja, daß Friedrich VII. kreuzfidel und von dem Bürgerverein in Flensburg zu einem Feste eingeladen sei.

Wild heulte der Sturm um den Krug und riß große Fladen aus den alten Strohdächern des Dorfes. In der Nacht konnte die Pastorin Claudius nicht schlafen, lag neben ihrem ruhig atmenden Gatten und blickte mit

offnen, starren Augen zur Decke empor. Wenn der Orkan Atem holte, hörte sie, wie der Marder, der oben auf dem Hausboden hauste, und den man als guten Mäusefänger frei wohnen und gewähren ließ, hin und her tapste oder einen plötzlichen Sprung machte. Bei starken Sturmstößen lauschte ihr Ohr ängstlich, ob nicht ein Krachen käme und das Dach der alten Scheune hinweggeführt würde. Aber ihre Gedanken waren meist anderswo, ihre Seele seufzte: Ich, ich trage die Verantwortung und Schuld, ich treibe Mann und Kinder in Armut und Exil. Ich kann das Schicksal wenden durch Fußfall und Fürbitte vor dem Frauenzimmer auf dem Thron. Mein Gott! Soll ich das furchtbare Kreuz auf mich nehmen und zu Kreuz kriechen? Mein Herr und Gott! Es ist mir ein bittrer, blutiger Todesgang nach meinem Golgatha . . . soll ich nicht, wie jener Nazarener, die entsetzliche Erniedrigung erleiden und das Kreuz nehmen? Ich soll und muß es tun, damit ich Ruhe finde vor meinem Gewissen.

Leise erhob sich die Frau. Ihre weiße Gestalt im Nachtgewande ging händeringend, wie ein ruheloser Geist durch die Gemächer, ihre Hand zitterte, als sie die klirrende Lampe auf den Schreibtisch setzte. Dann wurde ihr Gesicht sehr hart und ihre Hand fest. Ihre knochigen Finger schrieben einen höflichen Brief an die hochfürstliche, durchlauchtige Gräfin Danner und baten, ohne devot zu werden, um eine Audienz.

Ein Klirren, Krachen und Sausen ging durchs Haus, der Sturm hatte ein Küchenfenster zertrümmert, das die lässige Magd nicht festgehakt. Ach, wenn die

Welt unterginge, dachte die schlaflose Frau, und ich vor dem grausigen Golgathagange bewahrt bliebe.

Der Herr über Tod und Leben hat sie bewahrt.

Das Unwetter ließ bei Tagesanbruch nach.

Beim Morgenkaffee warf der Pastor einen Blick in die „Tidende“ und seufzte schmerzlich. „Der Reichsrat hat gestern die gemeinsame Verfassung angenommen.“ Es wurde totenstill am Tische, alle waren erschüttert. Die Pastorin sagte zornig: „Das ist die Einverleibung! Wir sind Dänen . . .“

„Ja, sobald der König seine Unterschrift gegeben hat, was er, der Urheber des Märzpatents, ja tun wird.“

An dem Vormittage ging Frau Wilhelmine selbst nach dem Briefkasten am Schulhause und warf den Brief hinein. Ihre Familie sollte von dem Buß- und Bittgang erst erfahren nach Bewilligung der Audienz, nach vollendeter Tatsache, wo es kein Zurück mehr gab. —

Das war der böse dreizehnte November, an dem der Reichsrat durch Annahme der Inkorporation Alldeutschland frech herausforderte und den verhängnisvollen Sprung ins Dunkle tat.

Am 15. November stampfte Johann Post in sogenannten Stiefelholzschuhen durch den Schmutz der Halbinsel und erzählte überall: König Friedrich sei krank geworden, es sei aber wohl nur ein gewaltiger Katzenjammer, der mit einigen Magenbittern und Anchovis bald kuriert sein werde.

Hans Peder Madsen hörte es, amüsierte sich und rief: „Mettmari, bring Johann Post en Botterbrod un en groten Köhm!“ Der Bauer wollte mehr erfahren

und meinte schmunzelnd, wo der König sich den großen Affen gekauft habe.

Friedrich sei im Flensburger Bürgerverein außerordentlich vergnügt gewesen und habe fleißig mit dem Vorstand — ausgesucht trinkfesten Leuten — pokuliert, die Flensburger seien schlaue Leute, die mit der Wurst nach dem Schinken zu werfen und einen König einzuseifen verstehen, und hätten fortwährend den Fürsten und die Gräfin, die ihren Gemahl am Rockschoße zupfte, hochleben lassen. Es sei nicht sein alter, gewohnter Jamaika, von dem er seine 16 Grogs mit Anstand trage, gewesen und das Getränk ihm in den Kopf und die Beine gestiegen. Zuletzt habe die Gräfin energisch den König an der Fangschnur gefaßt und aus dem Saale gezerrt, worauf zwei Lakaien hochdenselben in die königliche Kutsche hoben, die im Galopp nach Glücksburg fuhr. In der Nacht sei der Leibarzt ins Schloß gestürzt, und am Morgen seien drei weitere Ärzte gerufen worden.

Was aus so einem königlichen Katzenjammer gemacht wird! lachte Hans Peder. „Bi uns maken se nich so vel Umstänn', wenn wi de Kaffeepunschkrankheit kriegen, wi nehmen en suren Hering, arbeiden düchtig und sweten den Alkohol ut."

Der Ernst der Situation, den nur die Ärzte, die Gräfin und die Lakaien kannten, wurde zunächst vertuscht. In der Nacht nach dem Fest im Bürgerverein, nach dem Trinkgelage wurde der König von einem schweren Fieber ergriffen, eine gefährliche Gesichtsrose brach aus, erschütterte den korpulenten, schwammigen,

durch Unmäßigkeit geschwächten Körper und bedrohte das Leben.

Am 16. November jagte ein Reiter durch Broacker und hielt vor dem Hause des Hardesvogts. Fünf Minuten später sank der Danebrog vor dem Hause auf Halbmast. Nach einer halben Stunde läutete Peter Totengräber oben im Turm aus Leibeskräften. Es galt ja der allergrößten Leiche im Lande.

Mette Marie hatte die Nachricht erfahren und trat ins Pastorat, wo sie noch nichts wußten. „Ach, König Friedrich VII. ist tot, ist gestern nachmittag um 6 Uhr verschieden."

Frau Claudius hatte geisterhaft große Augen, faltete die Hände, zitterte, und ihr erstes Wort war: „Gott — sei — Dank!"

War das ein hartes, gottloses Wort bei dem Tode eines Menschen? Viele Tausende riefen es. Der letzte Oldenburger war tot und Schleswig-Holstein nach dem Gesetze frei von der unseligen Personalunion, der verruchten Zwangsehe mit Dänemark. Die dumpfen Totenglocken für Friedrich VII., der die Eide der Oldenburger und das „Up ewig ungedelt" brach, klangen in den Herzogtümern wie helles Oster- und Auferstehungsgeläut.

Frau Claudius sah Gottes Weg und Wunder im Weltgetriebe und sprach mit erhobener Stimme: „In dieser schweren Krisis des Reichs mußte der letzte Oldenburger die Augen schließen. Just in der Stadt Flensburg, wo die ersten hochehrbaren Damen des Amts mit Scham und Ekel der einstigen Dirne die Hand küssen mußten, wurde der König vom Alkohol nieder-

gestreckt, und schlug seine Stunde. Gottes Langmut ist zu Ende. Seine Gerichte haben angefangen und werden über Dänemark ergehen."

Fräulein Madsen blickte die Pastorin strafend und zornig an, sagte kein Wort und ging aus dem Pfarrhause ohne Gruß. Judith lief ihr über den Hof nach und umschlang weinend ihre Schultern. „Sei mir nicht böse! Wir bleiben Freundinnen . . ."

Sie sind's geblieben.

Die Dänen, auch Mette Marie, trugen Flor, aber die Trauer um den König berührte das Volk im Sundewitt sehr wenig. In ihrem Innern fühlten sie sich gar nicht als echte Dänen und Königsuntertanen. Die Deutschen dagegen hatten neue, starke Hoffnung und hoben ihre Häupter und den Blick gen Süden, von wannen ihre Hilfe und ihr Heil kommen sollte.

Die Broacker hockten im Wirtshaus. Sörensen, den man einen „Klokschiter" nannte, munkelte, es sei nicht mit rechten Dingen zugegangen, der König, der ein so dicker, starker Mann und kaum krank gewesen, sei nicht an der Rose, sondern an einem Rumgrog, darin noch etwas andres gewesen sei, gestorben. Das war eine viel geglaubte Lügenmär.

Johann Post kam in den Krug und kramte seine Neuigkeiten aus. Man habe den König im Glücksburger Schlosse aufgebahrt, aber den Sarg schleunigst zumachen und zwei Rohre vom Bleisarge nach dem Fenster legen müssen, damit die Verwesungsgase abziehen und die Kammerherren und Ehrenwachen es aushalten könnten. Dieses Gerede war leider wahr.

Die Pastorin erwartete und erhielt keine Antwort auf ihr Bittgesuch an die Danner. Die Gräfin Danner hatte jetzt etwas andres zu tun als Audienzen zu erteilen und königliche Gnade zu erwirken. Der neue König, der Protokollprinz, der ein sittenstrenger Mann war und der uralten Lüderlichkeit am Dänenhofe ein Ende machte, winkte kalt. Da packte die Danner eiligst ihre Siebensachen, auch eine Million Banktaler — kleine Ersparnisse und Geschenke des Verstorbenen — in ihre Koffer und verschwand in dem Dunkel, aus dem sie als zweifelhafter Stern emporgestiegen war.

Amtmann, Bischof und die ganze eiderdänische Regierung hatten jetzt ebenfalls etwas andres zu tun, als einen armen Geistlichen aus Amt und Brot zu jagen, hatten andre Sachen und Sorgen im Kopfe, die ihnen die Lust am Suspendieren und Disziplinieren verleideten.

Im Hauptpastorat haben alle Gesichter in diesem dunklen November sich erhellt, aber alle Herzen blieben voll unerträglicher Spannung. Ein Amtsschreiben kam an und bereitete dem Pastor böse Stunden. Es war der strikte Befehl, den alle Beamten in Schleswig-Holstein sofort nach der Thronbesteigung erhielten: Dem neuen König innerhalb dreier Tage schriftlich den Treueid zu leisten. Die Dänen hatten ungeheure Eile, den Eid zu heischen und die Gewissen zu binden.

Claudius sah seine Gattin verzweifelt an, und sie antwortete, ehe er fragte: „Ich will und darf dir keinen Rat erteilen, um nicht nachher in Schuld zu geraten, du mußt nach deiner eignen Überzeugung handeln . . .

ich weiß schon, was ich tun würde.“ In den letzten Worten lag schon ein Wink und Rat.

Claudius hatte eine schlimme Nacht und ging in seinem Studierzimmer händeringend und betend auf und ab. Hunderte von Beamten in Schleswig-Holstein haben damals diese schreckliche Nacht verlebt. Durften sie dem neuen König, der nicht ihr rechtmäßiger Herzog war, ihre Seele verschreiben, jetzt wo die Krisis, vielleicht die Erlösung der Herzogtümer vor der Tür stand?

Claudius trat am Morgen sehr blaß in den Kreis der Seinen und sagte fest: „Ich werde dem König, der nicht mein Herr ist, nicht schwören. Gott helfe mir!“

„Gott segne dich, mein Herr und Gemahl!“ rief Frau Wilhelmine und küßte den Gefährten ihres Lebens.

Eine Stunde später brachte Johann Post einen guten, frohen Brief des Sohnes, der die juristische Prüfung bestanden hatte. Mit großer Zuversicht schrieb Viggo Arminius Claudius seinen Eltern: „Die Freiheit bricht an! Zwei Armeekorps werden über die Eider gehen, unsre Heimat wird befreit. Ich weiß und weissage es.“ In einem besonderen Brief an Judith lag als Anlage eine frisch gedruckte Visitenkarte, darauf der cand. jur. sich dem Fräulein Mette Marie empfahl.

Warum aber kam er nicht selbst, um fröhliche Ferien zu feiern? Er erklärte kurz und bestimmt, daß er vorläufig in Holstein bleiben werde, und fügte die geheimnisvolle Andeutung hinzu, daß er für seinen Herzog arbeiten und wirken müsse. Der Schluß des Briefes war noch kurioser, und etwas komisch klang die offenbar sehr ernst gemeinte Bitte: „Nennet mich hinfort nicht mehr Viggo Arminius, sondern nur Arminius,

denn ich habe das undeutsche und dänische Viggo aus meinem Namen herausgeworfen."

Es scharrte auf dem Flur, Pastor Schleppegrell — er nannte sich selbst natürlich Sleppegrell — streifte die Gummischuhe ab und wollte gewissenhaft abrechnen, sintemal ein Dünther Bauer vier Stieg Eier und fünf Gänse als Zehnten geliefert habe. Wie die fünf gerecht zu teilen seien, war das mathematische Problem. Sein Gesicht war sorgenvoll und wollte doch gleichmütig scheinen.

Da entfuhr der Pastorin das harsche Wort: „Was sagen die Dänen jetzt? Nun ist es noch lange nicht gewiß, daß Sie Hauptpastor in Broacker werden."

„Gott ist mein Seuge, daß ich nie nach dem Amt eines andren getraktet habe."

Herr Claudius fuhr zum ersten Male seit vielen Jahren seine Gattin an: „Mine, Mine! Der Amtsbruder ist ein Ehrenmann! Nehmen Sie Platz! O, das sind jetzt schwere Zeiten, wo alles schwankt . . . Gott rief Friedrich VII. ab, just ehe dieser die Verfassung unterschreiben konnte. Der neue König soll ein braver, besonnener Herr sein und wird hoffentlich die politische Einsicht haben und der verhängnisvollen Verfassung seine Unterschrift nicht geben, denn die Unterschrift ist die Inkorporation . . . er soll vor der ungeheuren Verantwortung zurückschrecken, denn dieser Namenszug von neun Buchstaben ist der Würfel, der über Krieg und Frieden, vielleicht über Königreich und Krone entscheidet . . . Gott lenke seinen Sinn!"

Frau Wilhelmines Augen flammten. „O, ich bitte und bete, daß Christian unterschreibe, das ist der freche Fehdehandschuh, den Deutschland aufheben muß . . .

o, ich bete alle Tage, daß Gott den König und das Königreich verblende, verstocke und verderbe. Haha, die Unterschrift ist Dänemarks Untergang!"

Der Diakonus blickte mit eisigem Hochmut sie an und bleckte mit den Zähnen. „Auch ich wünsje die Untersrift, das ganse dänissje Volk ferlangt vom König den tapfren Sritt, die Sanktionierung des Reichs bis zur Eider. Wir verlassen uns auf Gottes Gerechtigkeit und auf unsre eigne Kraft. Wir sind ein kleines, aber starkes Volk . . . wir haben Anno 50 und 51 drei deutsje Könige, vier deutsje Fürsten mit Sjande aus dem Lande gejagt, wir werden den deutssjen Goliath mit blutiger Nase heimsenden. Adieu!"

Das war die Rede, die Torheit und Tollheit aller Dänen; das war der Dünkel und Dummkoller des kleinen Volks.

In Nordschleswig platzten damals die Gegensätze hart aufeinander, und beide Parteien verließen und beriefen sich auf — Gott und beteten zum Herrn der Welten und der Weltgeschichte.



Dritter Abschnitt.

Viggo Arminius Claudius hatte mit Eifer Korpus Juris studiert und mit Maßen die studentischen Freuden genossen, hatte ausdauernd repetiert, aber auch an den „Kollationen“ seiner Kommilitonen teilgenommen. Nur ging er jetzt vor 12 Uhr nach Hause, und ob die Freunde auch quälten, keine zehn Pferde hätten ihn halten können. Er war, was man einen Charakter nennt, mitunter etwas hartköpfig, dabei weichherzig und voll Gemüt. Was er sich vorgenommen, war unabänderlich, was er sagte, wahr wie das Evangelium und, was er versprach, unverbrüchlich wie ein Schwur. An Geist und Intellekt überragte er das Durchschnittsmaß, ohne die Höhe des Ungemeinen oder gar Genialen zu erreichen. Nur seine Energie war ungemein und hatte neben seiner bescheidenen, zuverlässigen, hilfsbereiten Art ihm den ersten Platz im Kreise der Seinen verschafft.

An einem Oktoberabend 1863 pokulierten sie im Hinterzimmer der Holstenstraße unter Singen und Salamanderreiben. Ein triviales, witzloses Kommerslied wurde angestimmt. Viggo trumpfte mit dem Schläger auf den Tisch. „Ist mir zu seicht und fade . . . wir müssen eine Herzstärkung haben, meine Brüder, und

wollen an unsrem herrlichen, heiligen Kampfliede „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ unsre Herzen erheben.“

„Pstt, um Gottes willen!“ wisperten und warnten ein paar Stimmen, und Christoph Mercks, der Theologe, protestierte laut: „Unter den Markören“ — so hießen damals die Kellner — „im Nebenzimmer kann und wird wahrscheinlich ein von der Polizei bezahlter Dänenspion sein. Wir ruinieren uns unsre Zukunft, unsre Karriere.“

Claudius donnerte: „Still, ihr Angstmeier! Der Kantus Schleswig-Holstein meerumschlungen steigt!“

Und er stieg brausend wie eine Hymne, brüllend wie ein Schlachtgeschrei zur Decke empor, und alle — bis auf zwei Duckmäuser — jauchzten: Schleswig-Holstein stammverwandt, wanke nicht, mein Vaterland. Das heilige, seit dreizehn Jahren zum Verbrechen gestempelte, stumm gemachte, aber nicht getötete, unsterbliche Lied bewahrte seine alte, beispiellose, entzündende Macht.

Nur Mercks rief ironisch über den Tisch: „Profit, Danske! Hau ihn tot, Patriot, den bösen Hannemann mit de groten Holtscho an!“

Danske war der studentische Spitzname, den man Viggo Arminius, der aus dem dänisch redenden Nordschleswig und ein Dänenfresser war, aus Ulk gegeben, und den er aus Gutmütigkeit geduldet hatte. Jetzt aber ekelte der öde Witz ihn an, und er antwortete energisch: „Ich verbitte mir den Namen.“

„Nanu,“ höhnte Mercks, „Danske will, gleichwie Kronos seine Kinder, seine eignen Landsleute ver-

schlingen. Haha, du bist und bleibst doch ein halber Danske, was schon dein echtdänischer Vorname Viggo beweist . . . den Vornamen wirst du dir doch wohl nicht verbitten können."

Claudius schnellte auf die Füße. „Ja, das kann ich, und das will ich. Meine Brüder, hört und merkt, was ich sage! Wer von Stund an mich Danske nennt, der ist ein dummer Junge und soll mit schweren Säbeln mir Rede stehen. Und den Namen Viggo werfe ich heute von mir, von heute an heiße ich nur Arminius Claudius . . . wer mich in Zukunft anders als Armin nennt, der ist nicht mein Freund."

Wenn Claudius rot im Gesicht wurde und die Worte schnarrte, dann war nicht mit ihm zu spaßen. Mercks zog den Kopf zwischen die Schultern.

Die patriotische, possierliche Neutaufe des Kommilitonen wurde fleißig begossen. Doch fünf Minuten vor 12 Uhr ging Claudius heim, und seit dem Abend ist er von allen Armin genannt worden.

Am nächsten Vormittage schmeckte die Arbeit nicht, er klappte die Bücher zu, schlenderte durch die Straßen und betrat die ihm bekannte Kunsthalle, wo er lange vor einem Bilde stehen blieb, das neu oder nicht von ihm beachtet war. Es war das Bild eines blonden Offiziers mit kräftiger Nase und hoher Stirn. Kein gewöhnliches und kein ungewöhnliches, sondern das echte, lange Cimberngesicht, schlichtvornehm und ohne Falsch, aber mit dem festen Munde des zum Befehlen bestimmten Mannes und mit dem vorspringenden Kinn der Willensstärke. Das Konterfei fesselte ihn mit eigentümlicher, beinahe instinktiver Sympathie. Erst zuletzt

las er, was unten im Goldrahmen stand: Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein. Ein hastig-heißes, halblautes: „Ah, mein Herr und Fürst, mein Prinz und Herzog!“ entfuhr ihm.

Armin stand eine halbe Stunde lang in Gedanken versunken vor dem Erbprinzen. Nicht nur die Erinnerung an die Erzählungen seiner Eltern, sondern wie eine plötzliche Offenbarung packte ihn die Erkenntnis, die Gewißheit: Das ist der Erbprinz und der legitime Herr von Schleswig-Holstein, sobald der letzte Oldenburger stirbt, das ist mein und meines Landes Herzog von Gottes Gnaden und kraft seiner Geburt.

Der Vater dieses Prinzen, der Herzog Christian August von Augustenburg, war seinerzeit von den Dänen vertrieben und seiner schönen Güter beraubt worden, hatte schließlich zweieinviertel Millionen Taler als klägliche Abfindung für Schloß und Herrschaft bekommen — wohlgemerkt nicht den Wert seines konfiszierten Eigentums —, hatte, in bittrer Enttäuschung vom Kampfplatz tretend, alle Erbrechte auf seinen Sohn übertragen.

Armin sprach im Geiste mit dem männlich jungen Fürsten auf dem Bilde. Wie lange wird der siebente Friedrich noch leben und dem Alkohol standhalten? Dann schlägt deine Stunde, und Schleswig-Holstein ruft: Heil unsrem Herzog Friedrich! Wohl ist das Londoner Protokoll, das die dänische Gesamtmonarchie erhalten will, das den Glücksburger Protokollprinzen zum Thronfolger auch in den Herzogtümern, ohne sie zu fragen, machte, kalt über Augustenburgs Recht hinweggeschritten, aber wir wollen unsren rechten Herrn. Mein Herr und Fürst! Ich will von heute an dein Untertan

und Diener sein, ich küre dich zu meinem Herrn und Herzog, ich will für dich stehen und streiten mit Wort und Tat und dir Treue geloben für und für.

Armin Claudius war der allererste in Schleswig-Holstein, der dem Augustenburger, noch ehe des Landes Thron ledig war, den Treuschwur leistete.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Kandidat der Jurisprudenz hatte summa cum laude die Prüfung bestanden, hatte vier Tage später in Kiel die unförmliche, damals modische Angströhre auf dem Haupte und machte Abschiedsbesuche. Da sah er zufällig den Danebrog der dänischen Kommandantur auf Halbmast sinken, stutzte und schoß in den Flur hinein, wo er eine Ordonnanz traf. Der Unteroffizier flüsterte vertraulich: „Ja, nun ist König Frederik hochselig geworden.“

Die Nachricht vom Tode des Königs, dessen schwere Erkrankung verheimlicht wurde, traf völlig unerwartet und plötzlich ein und wirkte bestürzend. Jede ganz große Freude ist stumm und schreckhaft und fürchtet, es könne nicht Wirklichkeit sein und widerrufen werden. Bald kam die Erregung. Die Kieler liefen hin und her und riefen: Das Land ist nie gefragt worden und hat das elende Protokoll und den braven Protokollprinzen nie anerkannt, jetzt sind wir durch Recht und Gesetz frei und los, los, los von Dänemark.

Das hatte allerdings noch gute Weile. Patrioten beriefen eine Versammlung nach der Harmonie, eine sogenannte geschlossene Gesellschaft, die zu einer öffentlichen und tausendköpfigen wurde. Weißbärtige Herren redeten mit viel Vorsicht von dem blutigen Unrecht der Ein-

verleibung. Noch lag ja die Stadt voll von dänischem Militär, das verbissen die deutsche Freude sah.

Ein junger Mann hörte die zahmen Reden, ärgerte sich im stillen Sinn und dachte: O die Leisetreter! Mit einem Male sprang er auf einen Stuhl, stand hoch über allen Köpfen und erhob die Donnerstimme: „Meine Herren, nicht schöne Reden und papierne Proteste, sondern Blut und Eisen müssen es machen. Es lebe der erste deutsche Soldat, der die Eider überschreitet, hoch, hoch, hoch!"

Ein beispielloses Hurra durchbrauste den Saal. Das war die kürzeste, aber packendste Rede, die an dem Abend gehalten wurde und allen ans Herz griff.

Armin Claudius wurde durch sein keckes Hoch bekannt und hatte fortan bei allen Deutschen in Holstein eine gute Empfehlung.

Das dänische Militär schritt nicht ein, denn es hatte Angst vor einem Kieler Aufruhr wie Anno 48.

Dann kam der brüske Befehl, sofort dem neuen Protokollkönig den Treueid zu leisten. So gut wie alle Beamten in Holstein weigerten sich, setzten ihre Existenz aufs Spiel und standen stark und trotzig auf ihrer Überzeugung. Wo wären sie zu finden in unsren kraftlosen, kläglichen Tagen? Das Wohlleben erzeugt keine Größe, aber die Not, die deutsche Not würde wieder deutsche Männer gebären.

Das ganze nordelbingische Land war in tiefster Erregung und höchster Spannung. Die kleinen Bundesstaaten traten offen für die Nordmark ein, aber die beiden Großen im Bunde, Österreich und Preußen, die ewig haderten? Beide hatten erklärt, daß sie das

Londoner Protokoll unterschrieben hätten und dadurch gebunden seien; freilich, wenn die neue Gesamtverfassung und die Einverleibung Schleswigs durch des dänischen Königs Unterschrift Gesetz werde, dann sei allerdings das Protokoll, das den status quo in Schleswig garantiere, von Dänemark selber zerrissen und annulliert, dann seien die deutschen Großmächte nicht mehr an ihre Unterschrift des Protokolls gebunden. Also hatte jener Bismarck-Schönhausen, der unheimliche Feueraugen und tiefe Hintergedanken im gewaltigen Haupte hatte, gleichmütig gesprochen.

Die Unterschrift, die Friedrich VII. nicht mehr geben konnte und Christian IX. geben sollte, entschied allein, daran hing das Schicksal und das Schwert. Unterschrieb Christian nicht, so blieb das famose Protokoll und Preußens Mitunterschrift in Kraft, so war der Glücksburger Herzog von Schleswig-Holstein und des Landes Freiheitstraum zerronnen.

Nicht nur die Pastorin in Broacker, sondern Tausende beteten damals inbrünstig: Herr im Himmel, verblende Dänemark und den Dänenkönig, die Torheit und Tollheit zu tun!

Was nun geschieht, ist wie ein blutiger Sarkasmus der Weltgeschichte. Dänemark sägt den Ast ab, auf dem es sitzt, und sprengt sein eignes Fundament — das Londoner Protokoll — selbst in die Luft!

Christian IX. ist ein braver, rechtlich denkender Mann, auf Gottorp geboren, ein deutscher Schleswiger von Geburt, so daß die Dänen zu ihrem Ärger ihm und seiner Aussprache den Deutschen anhören, ist ein Ehrenmann, aber kein Held, der die gigantische Klugheit und

Kraft besitzt, einem Volke die Stirn zu bieten. Er zaudert lange, ihm schwant, daß dieser Federzug sein Schicksal sein und seinen Thron hinwegfegen könne. Der arme König geht, den kalten Schweiß abwischend, auf und ab, und der Minister hält drohend die Feder. Da brüllt der Pöbel auf der Gasse: Entweder die Unterschrift oder die Revolution! Ach, auch sein Sträuben wird ihn, den unpopulären deutschen Prinzen, unmöglich machen, wird ihn vom Thron, den er so mühsam erklettert hat, herunterstürzen.

Christian unterschreibt mit zitternder Hand und zerreißt das Londoner Protokoll, das ihn ohne irgendwelche Geburtsrechte zum König und Herzog kürte. Hahahaha! Der Pöbel hat gewonnen, die Torheit und Besessenheit eines verblendeten Volks haben gesiegt.

Der Herr von Bismarck sitzt in Berlin an seinem mächtigen Schreibtisch und lacht — lacht sich ins Fäustchen.

Christian unterschrieb! Die Beter in Schleswig danken, die Holsten frohlocken. Die Würfel fielen. Der Namenszug ist die Wende und das Ende der deutschen Schmach. — — —

Jener Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein erkannte, daß seine Stunde gekommen sei, und trat auf den Plan. Der ungenannte, unbekannte Augustenburger war mit einem Male im Munde aller; denn er bewies zuversichtlichen Mut, einen starken Glauben an sein gutes Recht und erließ eine Proklamation, worin er sein Erbrecht aufs beste begründete, sein Unrecht geltend machte und kühn erklärte, daß er als Friedrich VIII. den Herzogsthron bestiegen habe. Ja, der

Mann blieb nicht auf halbem Wege stehen, sondern zeigte durch ein Notifikationsschreiben verschiedenen Höfen seine Thronbesteigung an. Seine Feinde haben diesen schnellen Schritt ins Lächerliche zu ziehen versucht, sintemal Friedrich noch keinen Fußbreit seines Landes besaß und keine Stufe seines Throns bestiegen habe. Aber nein! Die rasche, rechtzeitige Proklamation war keine Voreiligkeit, sondern eine tapfere Tat des Glaubens an sein heiliges Recht und an die göttliche Weltordnung.

Armin Claudius schrieb an den Herzog, der in Gotha weilte und mit seinen Ratgebern, Samwer und Francke, rastlos für seine Sache wirkte, schrieb begeistert und schlicht, daß er sich seinem Herzog mit Mund und Hand, mit Leib und Leben zur Verfügung stelle. Der Augustenburger dankte ihm und hatte einen seiner tüchtigsten und treuesten Anhänger und Arbeiter gefunden. Armin stürzte sich mit seiner ganzen Energie auf das Arbeitsfeld. Wenn das Volk in Holstein, das dem Herzog zufiel, lawinenartig wuchs, so ist es nicht zum wenigsten diesem Eiferer für Augustenburgs Recht zu verdanken. Er ging nach Hamburg und holte tausend Exemplare der Proklamation, die er insgeheim mit nicht geringer Gefängnisgefahr verbreitete. Waren doch die Dänen noch Herren im Lande. Er war ein Ganzer, der alles fest und mit beiden Händen anfaßte, durch Holstein reiste und redete und nachts flammende Artikel über das „Los von Dänemark“ schrieb, welche Artikel die Zeitungen Deutschlands druckten.

Auch rücksichtslose Worte, weil die deutschen Großmächte zauderten und schliefen, entflogen seiner Feder; wie alle großen Energien, war er schroff in seiner Über-

zeugung und unduldsam gegen andre Anschauungen. Als Christoph Mercks in seiner Gegenwart spinös lächelte und spöttisch äußerte, des Ci-devant-Herzogs Ansprüche auf Schleswig-Holstein seien recht zweifelhaft und illusorisch — da langte Claudius aus und versetzte dem Vorlauten eine Ohrfeige mit den Worten: „Du Ci-devant-Deutscher!“

Es kam nicht zum Duell, weil Mercks verschwand und in die Ferien ging.

Der junge Agitator zog auch in der Presse gegen Preußen, das allerdings von Dänemark die Suspension der am 1. Januar in Kraft tretenden Verfassung forderte, dem er aber Langsamkeit und Lauheit vorwarf, und gegen Bismarck, der nur ein preußisches, aber kein deutsches Herz für die Nordmark habe, mit Feuer zu Felde. Der Streitbare hätte am liebsten Bismarck an seinen drei berühmten Haaren und alle deutschen Staatsmänner an ihrem Schopf und Zopf gerüttelt und geschüttelt, um raschen, blutigen Ernst zu machen, hätte am allerliebsten sich an die Spitze eines Volksheeres gestellt, die Dänen aus dem Lande gejagt und seinen Friedrich nicht in spe, sondern in re auf den Thron gesetzt.

Er ließ Hunderte von guten Bildern des Herzogs und seiner schönen Gemahlin Adelheid kommen, die er überall gratis verteilte; wußte er doch, welchen wunderbaren Eindruck das Bild in der Kunsthalle auf ihn gemacht, wie durch ein Bild ein persönliches Verhältnis begründet, ein Band der Sympathie geknüpft wird. „Ja, das ist unser eigner, rechter Herzog,“ sagten die Leute gerührt, die dem Bilde einen Ehrenplatz im Hause

gaben. Bis auf den heutigen Tag findet man diese Bilder des Herzogspaares in den alten Bauern- und Bürgerhäusern, und die schlohweißen Greise zeigen wehmütig darauf hin: „Das ist unser Herzog Friedrich.“ Er ist ihr und unser geblieben.

Preußen hatte also sehr langmütig und bescheiden die Suspension der bösen Verfassung gefordert. Dänemark aber blieb taub, trotzig und toll und wiegte sich in dem Wahn, daß es schon einmal allein mit Preußen und dem ganzen großen Vaterland fertig geworden sei.

Endlich, endlich wurde die Bundesexekution beschlossen. Die ersten deutschen Truppen rückten am 27. Dezember über Holsteins Grenze. Das war das wunderfröhlichste Weihnachtsfest, das Holstein je gefeiert hat, wildes Jauchzen grüßte die Hannoveraner und Sachsen, schon in Altona sang und klang es hinter den abziehenden Dänen in hallendem Chor: Schleswig-Holstein stammverwandt. Diese räumten freiwillig die Garnisonen kurz vor dem Eintreffen des Bundeskontingents.

In Kiel war heuer das einzige Weihnachtslied: Schleswig-Holstein meerumschlungen, alles, was Frauenhände heimlich nähten, war blau-weiß-rot. Wann kommen sie? Die Knaben rannten keuchend von der Hamburger Chaussee her: Se kamen, se kamen! Die Hannemänner marschierten fluchend am Sophienblatt — noch waren ihre Tornister nicht um die Ecke verschwunden, als aus allen Fenstern die Fahnen flogen.

In einer großen Volksversammlung wogte eine riesige Begeisterung. Eine Adresse ging nach Gotha,

um den Herzog in sein Land und seine treue Stadt Kiel zu rufen.

Armin arbeitete Tag und Nacht, schrieb, redete und riß mit seinem Feuer das Holstenphlegma hin. Er eilte nach Elmshorn. Nicht zum wenigsten sein Werk ist die großartigste Kundgebung, die in Elmshorn für den Augustenburger stattfand und durch die ungeheure Menschenmasse und den offenen Treuschwur selbst den Zweiflern imponierte. 20000 Männer standen Kopf an Kopf gedrängt, eitel ernste, bedächtige Holstenmänner. Viele Reden stiegen. Der Inhalt, Kern und Kehrreim aller Worte war: Jetzt oder nie muß Schleswig-Holstein deutsch werden und deutsch bleiben! Darum muß es als Bundesfürstentum seinen eignen, rechten Herzog haben!

Von all den vielen Reden hat Claudius auch hier die kürzeste und gewaltigste gehalten. Als er mit brennenden Augen die Tausende ansah und zum Eid aufforderte, da haben 20000 ernste, bedächtige Holsten die Hände und Schwurfinger hoch erhoben und vor Gott, unter Gottes freiem Himmel dem Herzog Friedrich unverbrüchliche Treue geschworen. Das waren die Treuen im Lande, die noch nach Jahren, als sie Preußen geworden, ihren Herzog und ihren Eid nicht vergessen konnten.

Der Pastorsohn aus Broacker bestürmte in Briefen den Fürsten, selbst nach Holstein zu kommen, da seine Anwesenheit auch die letzten, lauen Herzen gewinnen werde. Der Agitator eilte durch die Städte und Flecken, und von überall gingen die Ergebenheitsadressen und Bitten nach Gotha, die den Fürsten riefen. Wie konnte

der junge Herzog, dem ein Thron winkte, dem tausendstimmigen Rufe widerstehen? Friedrich reiste nach Holstein, obgleich einsichtige Männer, wie Samwer, den Schritt widerrieten. Die Gefahr, daß seine Feinde ihm die Rolle des illegitimen Usurpators oder des lächerlichen Johann ohne Land aufhalsen würden, war nicht von der Hand zu weisen.

Claudius fuhr seinem geliebten Herrn bis Glückstadt entgegen. Der Herzog war auf einem Umwege über die Elbe gekommen, um Hamburg, wo der Senat ihm unfreundlich und den Dänen wohlgeneigt war, nicht zu berühren, und wurde auf der Brücke von seinen Getreuen empfangen. Claudius stand zum ersten Male vor dem Manne seines Herzens, sah ihm ins gütige, stillglückliche Antlitz — kam er doch mit dem erhebenden Bewußtsein, daß er eine Herzogskrone und 100000 Holstenherzen sich hole —, sah ihm in das Auge und die Seele hinein. Ja, das war wohl kein großer oder genialer Geist, aber eine lautre, vornehme Persönlichkeit und just der Fürst, den das Land brauchte.

Claudius verneigte sich bewegt: „Mein Herr und Herzog!“ Der Fürst entsprach dem Ideal, das er sich gebildet hatte, und enttäuschte nicht.

Bei näherer Bekanntschaft freilich hätte er gern dem etwas ruhigen und kühlen Phlegma des Augustenburgers einen Funken von seinem cholerischen Feuer hinzugesetzt; er bedauerte durchaus nicht, daß jener die politisch berechnende, gewissensweite Schläue nicht besaß, wohl aber, daß seiner bedächtig zögernden, langsamen Überlegung manchmal im rechten Augenblick das fes[

kühne, rasche, rücksichtslose Zugreifen der großen Energie fehlte. Dennoch hat er seinen Herrn nicht nur verehrt, sondern er hat Friedrich VIII. geliebt, mit seinem ganzen Herzen geliebt und bis zum Äußersten an ihm festgehalten, auch als der Augustenburger Traum von Bismarcks eiserner Faust zerrissen war.

Der Herzog fuhr mit Extrazug nach Kiel, und es wurde ein wahrer Triumpheinzug. Alles schwamm in Begeisterung und Zuversicht, daß man endlich seinen eignen, rechtmäßigen Herzog habe und ein eignes Herzogtum im Bunde bilden werde. Friedrich residierte in einer schönen Villa am Düsternbrooker Wege, hielt förmlich Hof und Fürstentafel und lud die ersten Männer an seinen Tisch. Auch seine Gemahlin erschien und bezauberte alle. Keine Woche, kaum ein Tag verging, wo nicht Deputationen aus dem ganzen Lande eintrafen, die Claudius unermüdlich nach Düsternbrook führte, und die ihrem Herzog huldigten. Augustenburgs Glücksstern stand auf seiner Höhe.

Allerdings hielt sich ein großer Teil der Ritterschaft, die alte Antipathien hegte und für ihre Söhne in einem größeren Staatswesen eine glänzendere Karriere erwartete, geflissentlich fern, auch gab es Pessimisten, die ja überall unken und Übles prophezeien, und superkluge, superpolitische Köpfe, die nur von einem engen Anschluß an Preußen das Heil erwarteten, ja sogar das verhaßte Wort von einer preußischen Inkorporation oder Annektion fallen ließen. Aber schüchtern-leise, denn sie liefen in Kiel Gefahr, verhauen zu werden. Die große Mehrheit der Holstenmänner und -frauen hatte Friedrich zum Herzog ausgerufen und hing an ihm mit großer

Liebe. Alle, alle Holstenherzen waren Friedrich zugetan und zugefallen.

Aber — aber, ach, die große Hauptsache fehlte leider, die Anerkennung des großmächtigen Preußen, das eine ärgerliche Miene zu der schnellen Herzogskürung machte und nicht wenig Lust verspürte, Friedrich als Usurpator zu behandeln. In Berlin saß jener Bismarck mit den unheimlichen Feueraugen und den profunden, weitblickenden Plänen im Gigantenhaupt, dem der Augustenburger Rummel gar nicht in seine Zirkel paßte, und der mit behutsamer Klugheit und brutaler Energie seine geheimen Ziele verfolgte. Er war dazumal ein gutgehaßter Mann. Die nationalen Deutschen schrien aus vollem Halse, daß der Stockjunker die Exekution verzögere und den Dänen nicht weh tun wolle, auch die Holsten schimpften weidlich auf ihn, weil er nicht die Eiderdänen aus Schleswig herausfegte und eiligst die Herzogskrone des von Preußen befreiten Landes ihrem geliebten Friedrich auf goldnem Tablett präsentierte. Der preußische Ministerpräsident ließ sie schreien und schimpfen, lächelte mit dem grimmig gesträubten Schnurrbart, bereitete alles mit großer Klugheit und ohne kleine Skrupel vor, damit die andren Großmächte ihm nicht dreinredeten, bestärkte sogar insgeheim Dänemark in seinem bornierten Trotz und brachte das Meisterstück fertig, daß Österreich, sein alter Rivale, den er und der ihn haßte, an seinem Gängelbande ging und gemeinsam mit ihm in der schleswig-holsteinischen Frage handelte.

Als es Zeit war, genau auf die Minute, schlug er drein. Dänemark hatte die verhängnisvolle Inkorpora-

tion nicht suspendiert, sondern in hochmütigem Starrsinn am 1. Januar in Kraft treten lassen. Ein letztes Ultimatum wurde gestellt und mit einem schroffen Nein beantwortet. Das war die kindische, eigensinnige Querköpfigkeit eines kleinen, größenwahnsinnigen Volks, eine so krasse politische Borniertheit, daß die Weltgeschichte kein zweites Beispiel bietet. Bismarck lachte im stillen über die Dummheit der Dänen, die ihm in die Hände arbeiteten, und machte blutigen Ernst. Die Toren am Sund hatten ihm gute, gesetzliche Gründe gegeben, einzuschreiten. Preußen und Österreich besetzten Holstein, rückten an die Eider und überschritten diesen Rubikon, die Grenze des Deutschen Bundes. Das war der Krieg, der ersehnte, gesegnete Krieg. Sonst ist eitel Schrecken, Geschrei und Grausen, wenn und wo Krieg im Lande ist. Die Schleswig-Holsteiner aber jubelten, daß endlich der Krieg, der heilige Krieg in ihr Land gekommen sei. Nun war es doch plötzlich anders gekommen, als die Schimpfer und Pessimisten geweissagt hatten, wenn auch recht viele die strammen Preußen mit Mißtrauen betrachteten.

Auch Herzog Friedrich hatte keinen Grund, sein Vertrauen auf Berlin und Bismarck zu setzen, und fühlte immer mehr, daß seine Stellung eine unklare, prekäre und auf die Dauer unleidliche sei. In Holstein regierten die beiden Bundeskommissare, die ihn zwar duldeten, aber keineswegs dreinreden ließen. Er hatte einen Thron bestiegen, ohne einen Thron zu haben, er war Herzog, ohne zu herrschen, ohne befehlen zu können und Gehorsam zu heischen, er war ein Fürst ohne Truppen, ohne Beamte und ohne Gewalt und —

was das Allerschlimmste war — ohne den Willen der beiden deutschen Großmächte. Ihm, der das Mißliche seiner Lage immer mehr fühlte, dämmerte zu spät die Erkenntnis, daß sein Triumpheinzug in Holstein wohl verfrüht gewesen sei.

In diesen Tagen stand der Pastorsohn aus Broacker vor seinem Fürsten mit der Bitte um Urlaub. „Ich kann hier wenig Nützliches mehr tun, aber meine engere Heimat ruft mich, ich will mein armes Schleswig befreien helfen."

„Und was kann ich!" klagte der Fürst, „ich bin ein Herzog ohne Herrschaft und Heer. Die kleinen Bundesfürsten und Bayern wollen mir wohl, aber Österreich ist mir feind, sodaß ich fürchten muß, von den „Weißröckeln" aus meinem — ha, aus meinem Lande expediert zu werden. Und Preußen, das mein Schicksal in der Hand trägt? Zwar ist der edle Kronprinz Friedrich Wilhelm mein wahrer und warmer Freund, aber Bismarck, der mir unheimlich ist und eine unselige Macht über den König Wilhelm hat, ist es gewißlich nicht. Der König hat sich über meinen Einzug in Holstein sehr ungehalten und die Erwartung geäußert, ich möchte schleunigst wieder abreisen."

„Hoheit sehen zu schwarz," sagte Claudius. „Jener Bismarck hat viele Feinde und kann bald fallen . . . König Wilhelm ist gütig und Ihnen wohlgeneigt."

Friedrich lächelte schmerzlich. „Er war es, grollt mir aber, weil ich mich durch das Volk, das er seit dem März Anno 48 perhorresziert, zum Souverän habe küren lassen . . . und sein böser Geist beherrscht ihn und brütet über Plänen, denen ich im Wege stehe . . . ihn

selbst, den Minister, gelüstet nach meinem Lande . . . darum kann ich gewärtigen, von den preußischen Truppen aufgehoben und nach Spandau gebracht zu werden."

„Ungeheuerliches malt die Sorge an die Wand," rief Claudius. „Es ist unmöglich, den legitimen Herzog des Landes zu arretieren und auszuweisen. Österreich wird in Ewigkeit nicht dulden, daß Preußen mit Schleswig-Holstein sich bereichert. Erst muß Schleswig frei sein, dann wird das hunderttausendstimmige Heil unsrem Herzog Friedrich so laut und lange gellen, daß Gott im Himmel und die Fürsten Deutschlands ihm Gehör geben müssen. Der einstimmige Ruf des Volkes und Ihr gutes, klares Recht sind zwei Großmächte, die auf Ihrer Seite stehen, mein Herzog."

Friedrich drückte seinem Getreuen die Hand. „Ich will hoffen, denn ich glaube an mein Recht."

Dem Scheidenden fiel es zum ersten Male schmerzlich auf, daß um seines Herzogs Mund ein schwermütiger Zug saß, der sich in der Folgezeit vertiefte und dem Augustenburger bis zum Tode treu blieb. Kam dem Fürsten ein banges Ahnen, daß seine Kron- und Thronträume zerrinnen würden, und daß in dem Namen Bismarck sein Verhängnis beschlossen sei? — — —

Armin hatte in seiner Brust eine Stimme und den Befehl gehört: Du sollst für dein Vaterland einstehen und streiten! Er fuhr nach Bordesholm, wo es ihm mit Hilfe des türöffnenden Talers schließlich gelang, in das Vorzimmer gelassen zu werden und hier den uralten Generalfeldmarschall Wrangel, der um seines Alters und seiner Anciennität willen mit dem Oberbefehl über die preußisch-österreichische Armee betraut

war, anzureden. Seine ehrfurchtsvolle Verbeugung wurde mit einem gnädigen Nicken, aber seine Bitte — ihn bei einem Regiment einzustellen — mit einem spöttischen, schräg aus dem greisenhaft eingefallenen Gesicht schießenden Blick beantwortet. Wrangel hatte von jeher Blücher kopiert und war mehr ein wunderliches als wirkliches Original gewesen.

„Was hat Er denn bisher für ein Metier gehabt?"

„Exzellenz, ich bin Kandidat der Jurisprudenz aus Kiel."

„Hm, hm!" Die Stadt Kiel hatte bei der Kreuzzeitungspartei und bei dem stockkonservativen General einen schlechten Geruch, den des Augustenburgers Einzug nicht verbessert hatte. Der Alte, der allzeit à la Blücher auf die Tintenkleckser und Rechtsverdreher geschimpft hatte, rümpfte unverkennbar die Nase. „Wie kommt Er mich für! Wir Preußen können kene Freischärler brauchen und allein die Dänen aus das Dannewerk herausräuchern." Der Feldmarschall, dem jeder nicht gedrillte Soldat, jeder Knopf und Riemen, die nicht vorschriftsmäßig saßen, ein wahrer Greuel war, lachte trocken über den Witz, den er machen wollte, und gab dem Kieler einen guten Rat mit auf die Reise. „Geh' Er zu die Österreicher, wo die Zeitungsschreiber und Schlachtenbummler Anstellung finden!"

Armin, der am liebsten bei den Preußen, die er ohne subjektive Sympathie, aber sehr objektiv für die tüchtigsten Soldaten hielt, gedient hätte, war gründlich abgeblitzt, befolgte aber Wrangels Rat und begab sich ins österreichische Hauptquartier.

Der General von Gablenz war ein ungemein liebenswürdiger und leutseliger Herr. Der Mann hat die Liebe seiner Soldaten besessen, wie wenig Feldherren, und die Herzen der Schleswiger im Sturm sich erobert; dieses so schwer sich erwärmende Land im Norden sprach noch nach vielen Jahren von seiner Freundlichkeit und Güte und trauerte tief bei seinem Tode, als dieser schöne und sonnige Kriegsheld so elend — durch Selbstmord endete.

Mit Wohlwollen vernahm er das Verlangen des jungen Schleswigers, dessen patriotische Gesinnung rühmenswert sei, aber er mußte ihm antworten, daß Kriegsfreiwillige bei der k. k. Armee in dieser Kampagne nicht eingestellt würden. Als Gablenz die Betrübnis des jungen Herrn sah, suchte sein gutes Herz nach einem tröstlichen Wort. „Sie können sich unsrer Armee anschließen und ihr vielleicht einige treffliche Dienste leisten . . . kennen Sie Land und Leute genau?“

„O ja, ich kenne wohl jedes Dorf und jeden Weg zwischen Dannewerk und Düppel, denn ich habe meine Heimat in den Ferien kreuz und quer durchwandert . . . auch spreche ich dänisch.“

„Ei, mein Lieber.“ Der Feldzeugmeister lächelte verbindlich. „Ich lasse Sie nun nicht mehr los. Sie können auch ohne Waffe Ihrem Vaterlande dienen und bei der Vorhut sogar Gefahren bestehen und mehr Pulver riechen, als Ihrer Frau Mutter lieb sein wird.“ Ein herzlicher Händedruck!

Claudius blieb bei den Österreichern und fand hier ein höchst sympathisches Offizierkorps, lauter heitre, lebhafte, gesprächige und auch einige geistreiche Herren,

die sich alle nicht nur duzten, sondern als wahre Kameraden fühlten und betrugen.

Auf seinem Nachtlager fragte er sich, was er nun sei. Ein Schlachtenbummler, doch auch etwas mehr, wenngleich er nicht ahnte, worin die ihm zu stellende Aufgabe bestand. Zunächst war seine ganze Tätigkeit, mit den Offizieren angenehm zu konversieren, gut zu dinieren und maßvoll zu pokulieren.

Seine Ungeduld konnte die Stunde, wo der erste deutsche Soldat die Grenze überschritt, nicht abwarten. Sollten noch mehr Noten gewechselt werden? Wrangel nämlich sandte ein letztes Ultimatum, sandte am 31. Januar den Major von Stiehle nach Schleswig an den dänischen Oberbefehlshaber De Meza mit der Aufforderung, das Dannewerk zu räumen, da er Befehl habe, Schleswig zu besetzen. De Meza antwortete würdevoll: Will der Feldmarschall Gewalt anwenden, so bin ich bereit, ihn mit den Waffen zu empfangen. An demselben Abend um 5½ Uhr ging durch den Telegraphen der Befehl an alle Truppenteile, der kernige Befehl Wrangels: In Gottes Namen drauf!

Hurra, Hurra! riefen die Weißröcke.

Am nächsten Morgen, am 1. Februar stand Armin im Frühhalbdunkel unten an der Eider und sah den ersten deutschen Soldaten hinübergehen. Auf der Eisenbahnbrücke bewegten sich die blinkenden Heermassen. Das 18. Jägerbataillon ging, um rascher vorwärts zu kommen, über die festgefrorene Eider. Der Zuschauer sah die Frostbrücke und sann erregt: Können wir nicht auf dem Eise die lange Schlei überschreiten, den Feind in Angeln umgehen und das ganze Dänenheer in seinem gerühmten

Dannewerk fangen? Er mußte seine strategische Idee einem Generalstabsoffizier mitteilen, der höflich dankte und im Herzen die Laien-Weisheit belächelte.

Prinz Friedrich Karl, der die Preußen und den rechten Flügel führte, hatte denselben Gedanken gehabt, wollte aber mit preußischer Schneid und Schnelle nicht die Arbeit des brückenbauenden Boreas abwarten, sondern in Böten die Schlei an ihren schmalsten Stellen, bei Arnis und Kappeln, überschreiten und das Dannewerk umgehen.

Es waren gewaltige Wälle, welche die Dänen aufgetürmt hatten, um die Halbinsel zwischen Schlei und Marsch zu sperren. Ja stark und sturmfrei waren die Schanzen, wofern eine entsprechend starke Besatzung die zwei Meilen lange Festung verteidigte und die beiden Wasserflügel gegen Umgehung schützte. Doch daran fehlte es, und das war auch eine Folge des Größenwahns: Das kleine Volk hatte gigantische Schanzen gebaut, aber ein viel zu kleines Heer für seinen Titanenwall.

Die Österreicher gingen nach dem Überschreiten der Eider geschwind vor und stürzten sich bei Selk und am Königshügel auf die Dänen. Wer diese steile Höhe, die ein Berg des Landes ist, oft erklommen hat, der begreift die blutigen Verluste, der bewundert immer wieder die beispiellose Bravour der Helden. Die Brigade Gondrecourt, die seitdem die eiserne hieß, hat auf der Höhe Unsterblichkeit errungen.

Das Geschütz- und Gewehrfeuer vergrollte.

Armin Claudius suchte bei Lottorf herum das Hauptquartier, als Schlachtenbummler hatte er die Schlacht nur hören, aber nicht mitmachen dürfen. Nun

sah er die Schöne-Schreckliche in ihren furchtbaren Fußstapfen. Dort am kahlen Knick froststeife Leichen, österreichische Jäger; der tapfere Steiermärker hielt noch seine „Büchs“ in den gekrallten Fingern. Ein andrer hatte etwas in der starren Linken — ein Gebetbuch! Die ersten Opfer der Völkerschlachtbank, die einer sieht, werden Grausen erregen und an den stärksten Nerven reißen.

„He, gut Freund!“ schrie Armin einen Lebenden an, einen Windischgrätzdragoner, der an einem zugefrorenen Brunnen das Eis mit dem Säbel bearbeitete, um Wasser zu bekommen, und der wie ein Idiot glotzte. Himmel, es war ein Pole oder Czeche oder Kroat. Der Deutsche rief zum Abschiedsgruß ein kräftiges „Slibowicz“, welches das einzige ihm bekannte Slawenwort war und allerdings nicht Grüß Gott, sondern Schnaps, Pflaumenschnaps bedeutet. Der Kroat schmatzte vor Heimweh, grinste und grüßte.

Endlich ein deutscher Posten, der auf den Füßen trampelte! Dort flatterte die schwarz-gelbe Fahne und mußte das Hauptquartier sein. In der Nähe weilten seine Freunde, die Offiziere.

Ja, in einer engen, niedrigen Strohkate hausten sie zu sechsen, darunter 1 Major, 1 Fürst und 1 Graf, die lustig auf Stroh sich streckten und Linsen löffelten. Man merkte es wahrlich den schwatzenden Herren nicht an, daß sie vor einer Stunde Helden gewesen waren und den Tod gesehen hatten. Der siebente, Herr Claudius, wurde kameradschaftlich und mit einem „Hallo, der Augustenburger“ aufgenommen. Den Spitznamen hatte er weg, sintemal er mit Eifer und Ausdauer den

Österreichern das Erbrecht, die Güte und großdeutsche Gesinnung Friedrichs VIII. und die Vorteile seiner Thronbesteigung für Österreich, da sonst Preußen die Herzogtümer überschlucken werde, mit Logik und Liebe bewies.

„Teufi,“ fluchte der junge Graf, „der gefräß'ge Preuß' soll den Fraß nit han, der Dreck-Bismarck soll an dem Bissen erstick'n. Es giabt nur a Kaiserstadt, und dö hoaßt Wean, es giabt nur a Lausenest, und dös hoaßt Berlin,“ jodelte er.

Das waren die lieben deutschen Brüder und die verbündeten Preußen-Österreicher von dazumal.

Der Major steckte ein Talglicht in einen Flaschenhals, holte den Schreiber-Unteroffizier und schnarrte: „Bitt' um Ruh', Kameraden! So a geplagter Stabsoffizier hat die Ahr', aber auch die geistige Arbeit, während andre auf der Bärenhaut liegen.“

Die geistige Arbeit begann, er diktierte: „Schlacht bei Königsberg am 3. Februar . . .“

Claudius platzte los. „Wenn Königsberg erstürmt ist, werden die Berliner eine Heidenangst kriegen.“

Ein österreichischer Offizier wird einen Humor, der auf seine Rechnung geht, nicht verübeln, der Major lachte aus vollem Halse mit. „Subordination, ihr Sakramenter! Ein preußischer Oberst hätt' Euch allesamt auf 3 Tag' einsperrt . . . na, wie sagt man, Freund Augustenburger?“

„Schlacht am Königshügel!“

Der Hügel verkleinerte ihm zu sehr den Heldenkampf und imponierte nicht daheim. „Kruzitürken! Ein

Berg, ein Blutberg war's . . . also Schlacht am Königsberge . . . Silentium!"

Nach einer Stunde bei dem Kommando „Zigarren aus" reckten sich alle im raschelnden Stroh, und alle — bis auf einen — beteuerten am Morgen, daß Fürst L. wie 3 Slowaken „gegralzt" d. i. geschnarcht habe.

Der Morgenkaffee wurde in Kochgeschirrdeckeln serviert. Claudius seufzte: „Herrgott! Ich muß etwas ausrichten, 10 Dänen umbringen oder das Dannewerk in die Luft sprengen."

Sie antworteten ihm, er sei ja als Volontär dem k. k. Hauptquartier adjustiert, um sich in Strategie und Kriegswissenschaft auszubilden, da er zum Kriegsminister des Augustenburgers ausersehen sei.

Er fühlte sich in seiner Rolle nicht ganz wohl. Da wurde ihm ein Auftrag erteilt. Die Dänen hatten einen Parlamentär mit der Bitte um eine Waffenruhe, damit sie ihre Toten bestatten könnten, gesandt. Man bewilligte eine Stunde, wenngleich man absolut keine Leichen sah.

In der fünften Februarnacht wunderten sich die Österreicher, daß es in den Schanzen drüben so still sei, und schöpften Verdacht. Armin Claudius, der die Gegend kannte, wurde gerufen. Um Mitternacht brach er, von 2 Offizieren und einem Unteroffizier begleitet, von Self auf, um festzustellen, was in den Schanzen los sei.

Sie gingen. Die Gefahr, plötzlich ein paar Kugeln zu bekommen, war groß.

Hier in der Nähe mußten die feindlichen Vorposten stehen. Armin schritt kühn, aber äußerst behutsam,

Schritt um Schritt voran, seine Augen lugten durch das Dunkel und sahen die Umrisse einer dunklen Masse, eines Erdwalls. Auf 30 Schritt nur! Warum fiel kein Schuß, ertönte kein Wer da? Unfaßbar, unheimlich! Plötzlich eine menschliche Stimme, aber hinten.

Der Unteroffizier zitterte und zeterte. „Zurück ... um Gottes willen! Hier ist eine Mine, ich höre sie deutlich ... so surren sie kurz vor der Explosion.“ Er riß den einen Offizier zurück und wollte retirieren.

Claudius lachte. „Unsinn und Einbildung! Die Mine, die springen will, ist nichts weiter als das Surren der Telegraphendrähte.“

Die Dänen nämlich hatten an den Schanzen entlang eine Telegraphenlinie gelegt und mit Posten besetzt, sodaß jede Bewegung des Feindes sofort ihrem Hauptquartier gemeldet wurde.

Selbst nach diesem lauten Gespräch kein Schuß, kein Alarm in der stillen Schanze! Jetzt ging Claudius mit langen, festen, hart hallenden Schritten, ging er heldenhaft, wobei ihm das Herz bis zum Halse schlug, — weil alles vielleicht eine Teufelsfalle sei — in die Schanze hinein. Zögernd folgten die andern.

Heiliger Hannemann! Die Schanze war leer und verlassen. Das kolossale, klobige Geschütz, ein 84 Pfünder, vernagelt! Strohreste, Holzkisten, Flaschen und andere Rudera, wie bei eiligem Aufbruch, lagen verstreut! Kein Mensch zu sehen!

Nun eilten die Späher aufgeregt weiter durch das Dannewerk, das zweifellos geräumt war, und auf den Weg nach Busdorf, dem Dorfe dicht vor Schleswig. Hier begegneten ihnen die ersten Menschen, zwei

Zivilisten, friedsame Bürger der Stadt, die mit Frohlocken bestätigten: „Die Dänen haben seit 10 Uhr in größter Stille das Dannewerk geräumt, die Hufe der Pferde, die Räder der Kanonen mit Stroh umwickelt und auf den Kolonnenwegen die Chaussee nach Flensburg erreicht."

Claudius zeigte sich nicht sehr dankbar für die Neuigkeit, sondern fluchte und fauchte die Bürger an. „Warum seid ihr nicht mit der Zunge aus dem Halse gelaufen und gleich mit der Nachricht gekommen? So hätten wir die verd— Dänen einholen und einfangen können."

„Ja, lieber Herr," erwiderten die Bürger, „das hätten wir brennend gern getan . . . aber die Dänen paßten höllisch auf und stellten Posten aus, um keinen Bürger durchzulassen, gelobten auch, die ganze Stadt anzuzünden, wenn etwas vom Abzug verraten würde."

Armin und seine Begleiter liefen und alarmierten die Österreicher.

Das in ganz Dänemark für unmöglich Gehaltene, Undenkbare, Ungeheuerliche war geschehen, das berühmte, total uneinnehmbare Dannewerk ohne Kampf bei Nacht und Nebel verlassen! Es war ein vernichtender Schlag, eine unsagbare Schmach und ist doch das Verdienst De Mezas, der um keinen Moment zu früh oder zu spät die starke Stellung im Stich ließ und so sein Heer vor der Gefangennahme bewahrte. Schon am nächsten Tage hätte Prinz Friedrich Karl, die Schlei überschreitend, ihn umgangen und zwischen zwei Feuer gebracht. De Mezas Feldherrnblick erkannte das Ver-

zweifelte seiner Stellung, denn stärkte er seine Flügel, so wurde sein zu schwaches Zentrum durchbrochen, und hielt er im Zentrum stand, so wurde er überflügelt und umgangen. Darum brachte er mit großem Geschick sein Heer in Sicherheit, sein Rückzug ist ein Meisterstück. Und die Dänen, die vom uneinnehmbaren Dannewerk so lange fabelten und faselten, bis es dem Volke und Soldaten ein Evangelium war, die Dänen schimpften ihn einen Verräter und Feigling und stellten ihn, den Retter der Armee und des Vaterlandes, das nur dieses eine Heer hatte, vor ein — Kriegsgericht. Das plötzliche Unglück schien den durch Dünkel bedenklich verrückten Verstand der Eiderdänen völlig zu verdrehen.

Die Stadt Schleswig hatte in den 13 Elendsjahren am schwersten gelitten von der Drangsal und am heißesten die Befreiung ersehnt. An jenem frostkalten Februar- und Freiheitsmorgen strahlte aus allen Augen das höchste Glück; nicht nur Frauen, sondern auch Männer weinten vor Freude auf offener Straße beim Durchzug der Weißröcke, die hinter dem fliehenden Feinde preschten und pirschten. Ein so heißes Dankgefühl, ein so inniges, echtes Deutschtum hatte Armin nirgends so wie hier in Schleswig gefunden. Er, der die Schleswiger in Busdorf nette Patrioten gescholten, redete und rühmte auf freiem Platze in der von selbst sich bildenden Volksversammlung, daß bessere Patrioten zwischen Belt und Alpen nicht zu finden seien. „Hoch lebe unser Herzog Friedrich VIII.!“

Das war das A und O seiner Reden, die Losung seines Lebens geworden. Wohin er kam, fand sein Hoch lauten Widerhall, und auch im Herzogtum

Schleswig wurde gleich nach dem Einzug der Truppen der Augustenburger zum Herzog ausgerufen.

Armin fuhr am 7. Februar von Schleswig nach Flensburg und seinem Broacker immer näher. Das Wetter war das denkbar schlechteste, ja schauerlichste, blendendes Schneegestöber und ein scharfer, durch Mark und Bein schneidender Ostwind. Lange Züge von Leiterwagen mit lebender und halbtoter Last begegneten ihm, Schwerblessierte von Översee, die in dem Unwetter ins Lazarett nach Schleswig gebracht wurden, ins Stroh gekauert, mit einer Decke, einem Sack umhüllt, frostklappernd, bis ins Mark erstarrt. Einige sind ganz still und schon gestorben. O, das ist der Krieg, der heilige Krieg für Freiheit und Volkstum! Dem Zuschauer wimmerte das Herz vor Erbarmen.

Hier das stille, weiße Schlachtfeld von Översee, das von gestern her mit hellen und dunklen Flecken — das sind die toten Österreicher und das die toten Dänen —, mit blutroten Stellen im glänzenden Schnee noch unberührt lag.

Er ließ die vom Glatteis erschöpften Gäule halten. Dort am waldumkränzten See lagen sie — seltsam scharf geschieden —, auf der Südseite des Knicks lauter Österreicher, schöne, stattliche Leute in ihren langen, weißen Mänteln, fast ohne Ausnahme in den Kopf geschossen aus nächster Nähe, und hüben auf der Nordseite des Knicks, wie gemähte Garben, die Dänen, alle vom Kolben zerschmettert und furchtbar entstellt. Weiter am Wege ein wildes Durcheinander von Pulverwagen, Czakos, Tornistern und Leichen. Weiter nördlich eine Schmiede, an deren Mauer 6 Krieger, Freund und

Feind, kauerten. Armin sprang über den Graben, um zu helfen. Ach, es waren Leichen, arme Verwundete, die hierher krochen, um Wärme zu suchen, und in der Nacht erfroren.

Mein Gott! Grausen und Greuel ist auch der heiligste Völkerkrieg.

Das 11. dänische Regiment hatte aufs hartnäckigste den Rückzug gedeckt und hier bei Översee sich geopfert. Auch war der Himmel den Dänen, die hinter die Düppeler Schanzen flohen, gnädig gewesen. Die Verfolger kamen bei dem Unwetter nicht vorwärts, die Pferde stürzten auf dem Glatteis, die Preußen und Österreicher bezogen Rastquartiere.

Der Pastorensohn aus Broacker war in Flensburg und der Heimat nahe. Hier, wo er seine Schulzeit verlebt, war ihm jeder Fleck vertraut und manches Gesicht wohlbekannt; überall winkte die Erinnerung ihr: Weißt du noch?

Nach reiflicher Überlegung beschloß er, ins Sundewitt zu den Preußen zu gehen. Die ihm versprochene Aufgabe war nur österreichische Kourtoisie gewesen. Das lustige, leichtlebige, urwienerische Wesen war nicht ganz nach seinem ernsten Geschmack. Er besann sich, daß er von dem Herzog, der als früherer Potsdamer Offizier und als Freund des Kronprinzen gute Konnexionen im preußischen Heer hatte, und von einem hochgestellten Herrn Empfehlungsbriefe besaß, und ging nicht zum alten Wrangel, dem Blücher-Imitator, sondern ins Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl.



Vierter Abschnitt.

Gehen wir in den Januar des denkwürdigen Jahres 64 zurück! Dänemark stand mit seinem Heere im Herzogtum Schleswig, wie ein kleiner, krötiger Knirps, der mit überdreistem Mut in die Fäuste spuckt und zum ungleichen Ringkampf herausfordert.

Broacker lag voll von Militär. Im Hauptpastorat waren 12 Mann und 2 Offiziere, ein Sekondleutnant Bromsö und ein Premierleutnant Anker, einquartiert und hatten, wie sie selber sagten, einen ausgezeichneten Stall gefunden. Die große Gastfreiheit ist ein schöner Zug, ja eine selbstverständlich geübte Pflicht des Nordschleswigers.

Alle Tage wurde ein Diner gegeben.

Leutnant Bromsö war noch jung und ein rechter Bramarbas, auch recht dreist und sehr dürstig nach deutschem Blut. Besonders die Insurgenten, wie er alle Schleswig-Holsteiner nannte, waren ihm ein Gift und Greuel. Anker war anders, ein Norweger von Geburt und nicht so gallig, wie die Stockdänen, ein stattlicher Offizier mit einem ansprechenden Exterieur, jedoch alles an ihm etwas zu voll und fleischig, auch das Gesicht zu rot, als habe er einen guten Tropfen sehr lieb, sogar die Rede manchmal etwas robust, denn er fluchte

oft, was eine üble Angewohnheit des dänischen Soldaten war und ist.

Selbst in Gegenwart des Pastors entfuhr ihm manchmal ein kräftig unterstreichendes Hol mich der Teufel. Dann warf er, nicht dem Pastor, sondern der hübschen, interessant blassen Judith, die das gerade Gegenteil von seiner breiten Gesundheit war und vielleicht deshalb ihm gefiel, einen Blick und eine Abbitte zu. „Ja, das gottverd — Fluchen lernt man auf dem Exerzierplatz, wenn man aus den Holzschuhjüten, die Holzklötze sind, Soldaten machen soll. Ich will mich bessern, mein teures Fräulein, und das Fluchen — hol mich der T — lassen."

O, in seinem dunklen, sprechenden Auge las sie das Gelöbnis, daß er um ihretwillen die abscheuliche Unsitte ablegen wolle. Glaubte sie noch mehr zu lesen?

Anker machte ihr ein wenig die Cour, vielleicht aus Langeweile, um sich die Zeit zu vertreiben, doch wohl auch, weil er als robuster Mann die Madonnen leiden mochte und das blasse Gesicht mit den schwermütigen Augen nach seinem Gustus war.

Bromsö hatte drei Bratenstücke vertilgt, machte eine Pause im Schlingen und nahm den Mund voll von großen Worten. Er stammte aus Jütland. „Kamerad! Sag nichts von den Jüten! Auf dem Exerzierplatz sind sie schwerfällig, aber auf dem Schlachtfelde Berserker, die mit ihren zehn Krallen sechs Pickelhauben packen und so zusammenschlagen, daß die Köpfe zu Brei, zu roter Grütze werden."

Die Pastorin biß die Lippen zusammen und sah hochmütig in die Luft, um nichts zu entgegnen. Die

Familie hatte damals Gelegenheit, sich in der Schweigsamkeit und Langmut zu üben.

Der Leutnant wurde mit dem großen Bissen fertig und fuhr fort. „Herr Pastor, was glauben Sie? Gibt es Krieg? So Gott will! Wir haben Anno 50 und 51 die Aufrührer, die Preußen, Sachsen, Hannoveraner und Gott weiß wie das Gesindel, das Kaninchengewimmel des großen Vaterlandes sich nennt, aus Schleswig herausgeprügelt ... mögen die Halunken kommen! Wir werden sie heimschicken."

Frau Wilhelmine beugte sich mit rotem Kopf über ihren Teller und blieb stumm, weil ihr Gatte sie bittend ansah.

Anker hob das Glas und wollte, feiner als sein Kamerad, Geist und Mut zeigen. „Es lebe der Krieg ...

der die Kraft läßt erscheinen,
alles erhebt zum Ungemeinen,
selbst dem Feigen erzeugt er den Mut."

„Und es lebe der Sieg, den wir am Dannewerk erringen!" brüllte Bromsö und wollte mit dem Fräulein anstoßen.

Judith jedoch rührte ihr Glas nicht an und wurde feuerrot. Auf den Dänensieg zu trinken, verbot ihr ihre deutsche Gesinnung, der Vater räusperte sich verlegen. Da kam ihr ein angstvoller, aber auch rettender Gedanke. „Doch, wenn Sie fallen würden, wie entsetzlich!" Dabei sah sie nicht den grünen, großmäuligen Burschen, sondern den gesetzten Premierleutnant an.

Anker lächelte ein wenig frohlockend. „Ist es Ihnen, mein Fräulein, so grauenhaft, wenn ich falle?"

Judith wand sich aus der Frage heraus und wisperte: „Ja, es ist schrecklich zu denken, daß so viele Hunderte von jungen Menschen verbluten werden.“

Sie hätte bei dem bloßen Gedanken an Ankers eventuellen Heldentod am liebsten weinen mögen. Trotz ihrer 23 Jahre hatte die Pastortochter vorher noch nie geliebt, denn der Primaner, der seine Tante, die Etatsrätin in Flensburg, besuchte, war Kinderei gewesen, und unter den Männern in Broacker war keiner zum Lieben. Aber dieser Anker war das Idealbild eines Mannes, das erste, das ihr begegnete, und war ein geborner und ganzer Däne. O wie gräßlich! Wie sollte der heimliche, tränenreiche Kampf ihrer Seele gegen Gott Amors Allmacht, gegen das ewig Männliche in dieser Heldengestalt schließlich enden? Der plötzliche Schreckensgedanke, daß Anker fallen könne, hatte sozusagen ihrem schlummernden Gefühl die Augen geöffnet. Immer klarer spürte sie den tiefen Eindruck, den er machte, das Bestrickende seines Wesens, seiner Worte. Scheu senkte Judith die Wimpern und flüsterte: „Ich will Gott bitten, daß es nicht zum Kriege kommt.“

Die Mutter warf ihr einen bösen, drohenden, richtig von ihr gedeuteten Blick zu: Du unterstehst dich, durch deine Gebete den Krieg zu verhindern, auf den wir unsre ganze Hoffnung setzen!

Bromsö kam mit neuen Reden und Radomontaden. „Auf unsren Sieg am Dannewerk! Das Dannewerk ist die stärkste Festung in der Welt und total unbesiegbar.“

Da hielt die Pastorin nicht länger an sich. „Die Preußen haben am Ostertage 48 das Dannewerk schon

mal genommen und werden es, wenn sie wollen, im Parademarsch ersteigen und erstürmen."

Der Leutnant glotzte und stotterte. „Wa—as ... was sa—gen Sie? Sind Sie In—insurgentin?"

„Nee," war die gelassene Antwort, „ich bin Pastorin in Broacker."

„Mine, Mine!" beschwor der Pastor, „laß den Nachtisch servieren!"

Bromsö brauste auf. „Ich frage noch einmal ... sind Sie Südjütin und Dänin ... oder Heimdeutsche und Insurgentin?"

Anker schnitt das Gespräch schnell ab. „Herr Kamerad, Gewissensfragen werden vom Gaste nicht gestellt."

Doch er selbst war argwöhnisch geworden, ob die Pastorleute rotweiß und waschecht seien, und stellte nach einer verlegenen Pause selbst eine Fußangel.

„Sie werden morgen predigen, Herr Pastor? Ja? Na, da werden Sie uns morgen eine schöne, patriotische Predigt halten, die unsre Soldatenherzen erwärmt und stärkt für den Kampf ... und Sie werden im Kirchengebet inbrünstig für den dänischen Sieg bitten, nicht wahr?"

Claudius verwünschte fast das Kirchengebet, das ihn in Konflikte brachte, und leerte sein Glas.

Am zweiten Sonntag nach Epiphanias aber predigte er nach der Inspiration seines klugen Weibes über die Schrecknisse des Krieges. Im Kirchengebet bat er aufs inbrünstigste, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verleihen möge. Was und wo die gerechte Sache

sei, hat er nicht definiert; das zu bestimmen, hat er bescheiden dem Herrgott überlassen.

An dem Sonntag mittag erschien Anker viel zu früh zum Essen. Er wußte jetzt, daß die Familie Claudius zu den Heimdeutschen gehöre, und daß er an der Pastortochter eine Eroberung machen könne. Er hatte bereits in Kopenhagen und anderswo etliche Frauenherzen besiegt, nicht nur Schenkmamsellen, sondern auch junge Damen aus den besten Familien. Mit männlicher Genugtuung konstatierte er, daß Judith bei seinem Eintritt von einem tiefen Rot, das ihrer Blässe vorzüglich stand, übergossen wurde.

Galant küßte er ihre Fingerspitzen — ein Funke sprang in sein leicht entzündliches Herz. Aber nicht erotisch, sondern politisch begann er: „Sie sind in Südjütland geboren . . .“

„Ja, in Bülderup in Nordschleswig.“

„Sie sind also eine geborene, gute Südjütin.“

„Ja, eine gute Nordschleswigerin bin ich,“ antwortete sie mit Betonung und doch ausweichend.

„Nein, nein, mein Fräulein!“ Er bedrängte sie mit seinen grellen, durchdringenden, bestrickenden Blicken. „Sie sind eine im Herzen gutdänische Südjütin . . . sagen Sie es nur offen und ehrlich!“ Wollte Anker erproben, ob seine Macht über dieses Mädchen stark genug sei, eine Seele zu bekehren und für die gute Sache zu gewinnen?

Judith atmete schwer, in der instinktiven Angst, seine Sympathie mit einem Schlage zu verlieren; aber sie war eine viel zu gute Claudius, eine zu echte Tochter ihrer Mutter, um ihre Gesinnung zu verleugnen und

zu verraten. Nach einem gequälten Seufzer bekannte sie: „Nein, ich bin eine gute Deutsche."

„Der Teufel hole mich! Also eine Insurgentin, aber eine verdammt hübsche und niedliche Insurgentin!" polterte er in robustem Scherz.

Da stammelte sie naiv. „Zürnen Sie mir nicht! Ich hab' eine Freundin, Mette Marie Madsen, die eine überzeugte Dänin und doch meine einzige, beste, treueste Freundin ist . . . Herr Leutnant, zwei Menschen können also in der Politik sich befehden und dennoch Freunde, aufrichtige Freunde bleiben."

Die Folge dieser Deduktion war, daß Anker dreist wurde und derb schäkerte: „Ich muß Sie als Insurgentin arretieren und Ihnen als Brüche drei Küsse auferlegen." Er machte Anstalt und Miene, die Brüche gleich einzukassieren und der Minne Sold von ihren Lippen zu pflücken.

Entsetzt floh sie vor seinen ausgestreckten Armen hinter den Tisch.

Sofort lenkte der Leutnant ein und stellte, um über die Situation hinwegzukommen, die Frage: „Was ist das für eine famose Freundin, die Sie haben? Ist das die sogenannte Müllertochter von Dünth?"

„Ja, Müller Hans Peder nennen ihn die Leute, obgleich die Windmühle nur die Nebensache und der große Bauernhof die Hauptsache für ihn ist. Aber sein Großvater hat mit der Mühle — er soll das Zollen und Zehnten verstanden haben — den Grund zum Wohlstand der Madsens gelegt, sein Vater kaufte den Hof, den er bedeutend vergrößert, verdoppelt hat."

„Das soll fast ein Herrenhof sein, so hört man," summte Anker und dachte ganz unwillkürlich an seine kleinen Schulden. Die andren Kameraden hatten davon geschwatzt, daß unten in Dünth eine schöne Müllertochter und eine reiche Partie zu machen sei. „Hm, ist sie eine runde, rotbackige Bauernrose?" lachte er.

„Bewahre! Sie ist nicht eine lange und schmale Eidechse wie ich, sondern hoch, frisch, vollblütig wie Juno, blond, blauäugig und blühend wie Freia."

„Wollen Sie mich etwa verheiraten und verkuppeln?" grinste der böse Mensch, der sehr wohl wußte, daß das nicht Judiths Absicht und Meinung war.

Die Pastortochter bereute ihre Rede und ihr Rühmen. „Sie ist die beste und treueste Freundin, die es gibt, aufrichtig, zuverlässig, gediegen wie Gold . . . und dabei eine stramme Dänin . . . und trotzdem sind wir intim und unzertrennlich, ein Herz und eine Seele. Wahre Freundschaft kann also sehr wohl bestehen zwischen zwei Herzen, die in ihrem Patriotismus gerade entgegengesetzte Wege gehen. Die Liebe baut eine Brücke über die tiefe Kluft des Völkerhasses." Nach dieser Sentenz sah die Pastortochter mit einem scheuen Augenaufschlag den Premierleutnant an.

Anker fluchte — o, das gräßliche Fluchen in diesem weihevollen Augenblick! — und schlug sich klatschend auf den Schenkel, was auch eine von seinen Derbheiten und Danismen war. „Dörepine!" — d. h. Gottestod — „die südjütische Bauernschönheit muß ich mal kennen lernen . . . wenn Sie heute oder morgen Ihre Freundin besuchen, nehmen Sie mich mit!"

Judith blickte mit den melancholischen Augen aus dem Fenster und sagte schmollend: „Pfui, wie Sie fluchen! Sie sind hier nicht unter den Rekruten. Heute habe ich keine Zeit, um Mettmari zu besuchen.“ Augenblicklich wünschte sie weder Besuche noch Gegenbesuche der Freundin.

„Na, dann gehe ich selbst nach Dünth und führe mich selber ein, der Müller ist ja ein oller Patriot und wird einen Premierleutnant Sr. Majestät wie einen Prinzen aufnehmen,“ sagte Anker selbstbewußt.

O, das war noch schlimmer, noch schrecklicher.

Bei Tisch war die Tochter des Hauses oft geistesabwesend und hörte nur mit halbem Ohr Bromsös Sottisen und Ankers Witze. Der letztere verfügte über einen großen, eisernen Bestand von Anekdoten. Judith überlegte. Alle Männer, die zum ersten Male Mette Marie sahen, waren ganz überrascht und bewunderten die blonde Schönheit der stattlichen Müllertochter. Wenn Anker nicht nur ein Bewunderer wurde, sondern noch weiter ging und sich in ihre Busenfreundin verliebte? O, das war gar nicht auszudenken. Aber Vorsehen ist besser als Nachsehen; und von zwei Übeln wählt man das kleinere. Besser war ohne Frage, daß er Mette Maries Bekanntschaft nicht allein, sondern in ihrer Gegenwart machte.

Am Nachmittag sandte sie heimlich Peter Grin nach Madsens Hof mit einem Billet, worin sie die Freundin fragte, ob nicht so viel Schnee liege, daß sie morgen mit dem Schlitten kommen und das Pastorat besuchen könne.

Peter Grin brachte die bejahende Antwort und grinste vom einen Ohr zum andren, als er acht Schillinge für den Gang erhielt.

Die einquartierten dänischen Soldaten saßen in der Waschküche, wo sie im Waschkessel kochten, und sangen den „Tappre Landsoldat." In seiner Freude zeigte Grinpeter ihnen sein Geld.

Der Sergeant sah ihn an und sagte: „Du bist ein ganzer und ganz dänischer Kerl."

„Ja, das bin ich."

„Acht Schillinge kannst du noch leichter bei uns verdienen, wenn du einen kleinen Gang machst und für acht Schillinge Schnaps im Kruge uns holst . . . . leg' die acht Schillinge aus und lauf' . . . wie viel hast du dann zu kriegen?" Peter war im Rechnen am fixesten und nannte prompt das Fazit: „Dann habe ich 16 Schillinge zu kriegen."

„Richtig, die hast du zugute, du bist doch ein Mann, ein Danamann."

„Ja, das bin ich."

Der Pferdeknecht lief treuherzig nach dem Kruge, um seine soldatische und patriotische Mission, wie ihm dünkte, schnell auszurichten.

Bald kam er mit einer viertel Kanne Branntwein in der Flasche zurück und streckte geschwind seine große Tatze aus, um seine 16 Schillinge einzukassieren.

„Setz dich, Herr Grin, neben einen künftigen Kommandiersergeanten" — d. i. Feldwebel — „Sr. Majestät und begreife die hohe Ehre, neben einem Danahelden zu sitzen und seinen Durst zu löschen!"

„Ich heiße nicht Grin — das ist nur mein Ökelname —, sondern Peter Hansen.“

„Setz dich, Herr Hansen, wir wollen erst mal auf dein Wohl trinken, und du sollst auch einen Schluck abhaben,“ sagte der Sergeant, der ein verschlagener Seeländer war.

Die Flasche kreiste. Im Nu hatten die Soldaten sie geleert, nur ein schäbiger Rest blieb als Bodensatz für Peter. Dieser trank mannhaft die paar Tropfen, schnitt eine fürchterliche Grimasse und spuckte.

Die Soldaten kugelten sich vor Lachen.

Der Sergeant sah Peter wütend, wie einen Rekruten, an. „Ein rechter Danamann trinkt eine halbe Kanne Schnaps mit Brust heraus und Augen rechts. Was bist du für ein Kerl . . . du bist ein deutscher Bankert, deine Mutter war Melkmagd und dein Vater ein langer Insurgentendragoner.“

Peter antwortete patzig mit ausgestreckter Tatze: „Krieg' ich nun endlich meine 16 Schillinge, die ich zugute habe?“

„Ja, die hast du zugute und sollst du auch auf mein Ehrenwort in Ewigkeit zugute haben.“

Ein schallendes Gelächter! Peter hielt bös und trotzig seine Hand hin, bis ein Soldat seinen Kautabaksaft hineinspuckte.

Das war ein dänischer Soldatenspaß.

Der Pferdejunge merkte, daß er geprellt sei, lief mit Geschrei: „Ji Gauners, ji Bedregers und Spitzbowen,“ mit weinerlichem Gesicht in die Küche und klagte der Köchin sein Leid.

„Halte dich von den Soldaten und dem Branntwein fern, denn beide sind schlimme Brüder," riet die Verständige.

„Mari," fragte er mit philosophierender Miene, „wer is woll min Fadder?"

„Ja, datt wet woll ken Minsch, datt wet Gott allen."

„Ick glöw meist, datt ick ken Dän, sondern en Insurgentersöhn bün."

„O, datt wär doch to gräsig."

„Nee, datt is man ganz god," sagte Peter, der an seinem Patriotismus irre wurde, „ick will man Gott bitten, datt de Sergeant von de Pröißen en vör den Kopp kriegt."

Mit diesem frommen Wunsche hat er am Abend das raschelnde Stroh des Leutebetts bestiegen. — — —

Im Sundewitt lag dünner und wenig dauerhafter Schnee, und die Wetterfahne sprang gen Westen, von wannen das Tauwetter kommt. Dennoch fuhr helles Schellengeläut auf den Pfarrhof, der Müller selbst stand hinten, lenkte die blanken Rappen und lieferte die Tochter ab, um eine Besorgung in Ekensund zu machen. Judith eilte in den Hof, um Mette Marie innig zu umarmen. War nicht in dem herzlichen Willkommen ein wenig Heuchelei? Wo ist eine Eva, die ganz ohne Falsch wäre?

Der Müller tätschelte väterlich die Backe der Pastortochter und flüsterte, um seine Verdienste nicht in Vergessenheit geraten zu lassen: „Hab' ich es nicht gesagt? Mit dem hochseligen Friedrich und der verflossenen Danner ist die Geschichte begraben, Ihr Vater

bleibt in Broacker, und wir müssen ihn verschleißen, wie er ist."

Trotz der bäurisch plumpen Rede dankte sie ihm für seine Hilfe. „Ist gern geschehen für ein so schmuckes Mädchen." Wieder griff er nach ihrer Backe. „Sie sind ein ver— nettes Fräulein und im Herzen südjütisch gesinnt, haha . . . sonst wären Sie nicht Mettmaris dicke — das ist nicht körperlich, sondern seelisch gemeint — knüppeldicke Freundin."

„Nein, Hans Peder Madsen, eine Südjütin bin ich nicht."

Der Bauer lachte dröhnend. „Hoho! Sie werden noch eine gute Südjütin werden und einen tappren Landsoldaten heiraten . . . das Haus liegt ja voll von schmucken dänischen Soldaten . . . ich wette, Sie werden noch einen tappren Dänen heiraten."

Bei diesen lauten, beinahe undezenten Worten wurde die Pastortochter glühender als der glutrote Bratherd und hüpfte mit Mette Marie ins Haus.

Anker lernte also die Müllertochter kennen und benahm sich sehr ritterlich. Judith beobachtete scharf und sah mit Wehmut, daß er beim Anblick der hohen, anmutigen und imposanten Gestalt stutzte und staunte, daß er offenbar, wie alle Männer, diese Schönheit des Sundewitts bewunderte.

Die beiden hatten viele gemeinsame Interessen und unterhielten sich lebhaft. Mette Marie wollte die Stärke des dänischen Heeres und die des deutschen Feindes ganz genau wissen.

Die Pastortochter mußte einen Imbiß und eine Flasche Wein holen und die beiden allein im Zimmer

lassen. Ihre Seele war sehr unruhig in ihr, ihre Füße und Finger flogen förmlich, um schleunig fertig zu werden. Als sie mit dem Frühstückstablett eintrat — sie hatte natürlich nach Frauenart an der Tür gehorcht und nur ein Flüstern gehört —, da stockte plötzlich das Gespräch der beiden, Mette Marie war ganz rot und heiß im Gesicht und tiefernst, und der Premierleutnant ging wie aufgeregt auf und ab. Himmel! Was war geschehen? Was . . .? Er, er hatte doch nicht stehenden Fußes der reichen Bauerntochter einen Antrag gemacht? Was dem Draufgänger vielleicht zuzutrauen war! Ein finstrer Argwohn, eine jache, närrische Eifersucht fuhr in das Herz der erblassenden, tief atmenden Freundin, bis ihr gesunder Verstand sagte: Nein, unter Menschen, die ihren vollen Verstand haben, geht das doch nicht so im Handumdrehen und Hastdumichgesehen.

Als nach einiger Zeit die Mutter sie auf eine Minute in die Küche rief, um das Eiweiß weiter zu schlagen, als Judith wild und wie in Wut darauf los gepeitscht hatte und ins Wohnzimmer zurückstürzte — da hatten die beiden wieder gelispelt, da hatte Mette Marie wieder den dickroten Kopf, und Anker stand scheinbar ärgerlich am Fenster und fluchte über das Tau- und Sauwetter.

Ja, das stand fest, die zwei besprachen etwas, was sie nicht hören durfte. Was konnte das sein? War der Däne zu galant gewesen und grob abgefertigt worden?

Judiths sanfte Augen schielten vom einen zur andren. Nein, es war zu abscheulich, derartiges nur zu denken. So wahn- und unsinnig schnell geht es doch

nicht mit der Liebe und Liebeserklärung, nicht einmal bei einem dänischen Premierleutnant.

Man unterhielt sich über gleichgültige Dinge. Mettmari fuhr heim, ohne daß es zu einer Aussprache zwischen den Freundinnen gekommen wäre.

Judiths Unruhe war greulich. Ihre intimste Freundin vielleicht auf bestem Wege, ihre Rivalin zu werden! Manches war allerdings sehr auffallend gewesen, daß Mette Marie mit einem sehr festen Händedruck von Anker schied . . . daß er Lebewohl und auf Wiedersehen sagte . . . hatten sie denn ein Wiedersehen verabredet?

Die Eifersucht mit ihren hundert Augen sieht alles und noch etwas mehr.

Die arme Pastortochter hatte eine schlaflose Nacht und weinte das Kissen klatschnaß, bis das Tränenkrüglein total leer war. Es bedrückte sie eine unnennbare, undefinierbare Angst, die sich noch steigerte, als Anker am Morgen wohl freundlich, jedoch gemessener, wie ihr schien, sie begrüßte und gar nicht scherzte. Am Vormittage ließ er sein Pferd satteln und ritt auf Stunden fort. Ihr Instinkt sagte ihr, daß er nach Madsens Hof geritten sei. Und ihr Instinkt hatte sich nicht geirrt.

Ein Warten und Harren war in ihr und trieb sie hundertmal ans Fenster.

Endlich, in der Dämmerung kam er angallopiert, anscheinend etwas verschnupft, um kurz zu erklären, daß er bei Hans Peder, dem Patrioten, gewesen sei. Ohne das Abendessen anzunehmen, ging Anker mit klirrenden Sporen in den Dorfkrug, um als Vorbeugungsmittel

gegen die Erkältung, die ihm in den Knochen sitze, einen steifen Grog zu trinken. Es wurden drei oder vier Grogs.

Spät abends meldete sich noch mehr Einquartierung im Pastorat — ein Major, zwei Leutnants und zwölf Gemeine. Die Frauen hatten alle Hände voll, um die ungebetenen Gäste unterzubringen und aufs gastlichste zu bewirten.

Die neuen Offiziere waren marschmüde, mißgelaunt und wortkarg bei Tisch. Besonders der Major, der eine große Familie hatte, zog die Stirn in Falten. „Unsre Garnisonen räumten Holstein, es kommt ohne Zweifel zum Kriege . . . 70000 Mann werden gegen uns mobil gemacht, und wir haben kaum 40000!“

„Aber wir haben das Dannewerk,“ rief ein Leutnant, „keiner kommt, es sei denn als Gefangener, über den Wall hinüber.“

„Ich bin bei Idstedt mitgewesen und weiß, wie gräßlich das Menschenschlachten ist,“ nickte der Major. Die Stimmung der Dänen war gedrückter.

Die Pastorin hielt nicht länger an sich und sprach mit einem spitzen Blick. „Nur Mut, meine Herren! Ein Däne wird ja mit fünf Deutschen fertig.“

Der Major schaute scharf über den Tisch und hörte einen Hohn heraus. Ein peinliches Schweigen entstand, bis Bromsö renommierte: „Einer von meinen Jüten hat mehr Kraft in einer Faust, als ein deutscher Hungerleider im ganzen Kartoffel-Kadaver.“

Die Rede fand keinen Beifall. Die verständigen Dänen hatten trübe Bedenken und Befürchtungen, die sie nicht laut zu äußern wagten, weil jeder mit ver-

nünftigen Ansichten als Feigling und Verräter angeschrien und -gespien wurde.

Judith hatte wieder eine sehr schlechte Nacht. Am Morgen aber hatte sie — zum zweiten Male in ihrem Leben — eine Eingebung, eine Initiative, das arme Mädchen faßte einen heroischen Entschluß. Ohne etwas zu sagen, ging sie auf Gummischuhen durch den Taumatsch nach Dünth und dem Hof des Hans Peder Madsen, der auch voll von Militär lag. Artilleristen striegelten vor der Scheune ihre schweren Gäule.

Einer rief der Jungfer nach: „He, Sie haben etwas verloren . . .“ Fragend kehrte sie sich um. Da grinste der Kerl. „Sie haben Ihr Strumpfband verloren, darf ich es bringen und festbinden?“

Judith rannte vor den rohen Menschen, was sie rennen konnte, wobei sie einen Gummischuh verlor, den der Artillerist lachend und ihr nachlaufend ins Haus brachte.

Sie hörte den Verfolger und fiel käseweiß, krampfhaft schluchzend in die Arme der Freundin.

„Kleine, was ist denn . . . was ist denn los? Ist ein Unglück passiert?“

Judith richtete sich auf und redete tragisch: „Ein gräßliches, grauenhaftes Unglück kann passieren, so daß wir, die wir Busenfreunde waren, Todfeinde werden und uns hassen, ja hassen . . .“

„Allmächtiger Gott! Was redest du?“

„Mette Marie, schau mir ins Auge und sprich die Wahrheit . . . was hast du mit dem Leutnant Anker?“

Die Müllertochter wurde rot und verlegen und schwieg. O, der Argwohn war nicht unberechtigt und

die Geschichte faul. Ein Dolch, nein, ein dickes Schwert ging durch Judiths Seele. Die Blasse fiel in eine reelle Ohnmacht, was bei heftigen Alterationen ziemlich leicht geschah.

Mettmari hob sie mit starken Armen und legte sie aufs Kanapee. Sobald Judith wieder die dunklen Augen aufschlug, fragte jene: „Was soll ich mit Anker haben?“

Judith weinte. „O, ich hatte Grund zu glauben, daß Anker . . . mich . . . mich gern habe . . . da sah er dich . . . mein Gott! Anker liebt dich, und du liebst ihn! Wie grausam spielt ein höhnisch finstres Schicksal mit unsren Herzen! Ich habe dich geliebt und muß dich jetzt hassen, ja hassen . . . aber ich kann es nicht, ich bin zu kraftlos . . .“

Was tat Mette Marie jetzt? Sie lachte trocken, sie lachte und lachte laut und schmetternd, ja sie hat ihre Busenfreundin ausgelacht und an ihre Brust gezogen. „Fall' mir nur nicht wieder in Ohnmacht! Was glaubst du von mir? Ich sollte den Kopenhagener Windhund und Grogbruder lieben? Nee, da kennst du mich schlecht. Anker hat gar nicht mich, sondern meinen Vater besucht, sie haben vier Kaffeepünsche getrunken und große Eier ausgebrütet. Ich will dir unter dem Schwur der Verschwiegenheit alles sagen, warum wir damals, als du aus der Küche kamst, so nachdenklich waren. Er glaubt nicht an die Uneinnehmbarkeit des Dannewerks und behauptet, es sei auf die Dauer unhaltbar, weil die Armee viel zu klein sei für ein solches Werk. Nach seiner Meinung ist es bei einer Umgehung mehr eine Falle als eine Festung. Ist es nicht entsetzlich, so furcht-

bare Wahrheiten zu erfahren? Unter strengster Diskretion erzähle ich es dir . . . darum hat Anker große Eier ausgebrütet, er möchte mit den Patrioten einen Landsturm organisieren, die Bauern bewaffnen, um das zu große Dannewerk zu besetzen und unsren Herd gegen die Räuber zu beschützen. Mein Vater ist Feuer und Flamme . . . ich, ich aber glaube nicht daran, weder an Anker, der ein Grogbruder, noch an den südjütischen Landsturm, der eine Grogidee ist. Auch sind unsre Bauern in ihren Holzschuhen als Kriegshelden zu komisch und gar nicht auszudenken. Ach, ich habe Angst um die Zukunft."

Judith war gar nicht entsetzt, sondern tieffroh, blieb auf dem Kanapee liegen und bat: „Mette Marie, hebe deine Rechte empor und schwöre mir bei unsrer Freundschaft" — das war noch nicht genug — „bei Gott, bei dem Grabe deiner seligen Großmutter, daß du Anker nicht liebst und er dich nicht liebt!"

Die Freundin lachte und hob pathetisch drei lange Finger. „Das letztere kann ich unmöglich beeidigen, aber es ist sehr unwahrscheinlich, und mit zehn Amts- und Fahneneiden will ich schwören, daß ich den Windhund nicht liebe und nie lieben werde. Behalte du ihn in Gottes Namen!"

Nun war die arme Pastortochter ganz ruhig geworden und zog die Gummischuhe an. Zum Abschied küßten sich die Freundinnen wohl zwanzigmal in dem erhebenden Bewußtsein, daß sie keine Todfeinde zu werden brauchten, sondern Busenfreundinnen bleiben könnten.

Unter dem Geküsse plierte die Müllertochter verschmitzt. „Wenn du den Leutnant heiratest, wirst du noch ganz dänisch werden.“

„Ich weiß ja noch nicht, ob es Gottes Wille ist, daß die Liebe zur . . . zur heiligen Ehe werde . . . aber dänisch werde ich nicht, nie.“

Auf dem Heimwege betete sie zur Vorsehung. —

Der Premierleutnant Anker war zuvorkommend, ritterlich und charmant gegen alle im Pfarrhause, sodaß sogar die Mutter, die alle Dänen verabscheute, mit ihm eine Ausnahme machte und einmal in der Küche äußerte: „Der Bromsö ist ein gräßlicher Poltron, aber Anker der einzige, dem ich keine Preußenkugel gönne.“

Judith war tiefglücklich, ein solches Urteil aus dem Munde ihrer Mutter zu hören; aber sie war noch öfter tiefunglücklich und in Tränen aufgelöst, denn das Harren und Hoffen, Hangen und Bangen war eine Pein und Marter. Plötzlich konnte ja der Marschbefehl für die Truppen im Sundewitt eintreffen, die Batterie des Premierleutnants rückte nach dem Dannewerk ab, und er ging, ohne das erlösende und doch bindende Wort gesprochen zu haben.

Er saß leider viel im Wirtshause und bearbeitete die dickköpfigen Bauern, in den Landsturm einzutreten. Die saugten an der Pfeife und sagten bedenklich: „Wi sünd ken Soldaten . . . wie hebbt Fru und Kinner.“

Worauf er in den Tisch schlug und fluchte: „Gott straf mich! Ihr werdet sie nicht lange haben, die Preußen werden euch euer Geld, euer Vieh, eure Frau vor der Nase wegnehmen.“

Erst nach dem vierten Kaffeepunsch hatte Anker einige Patrioten so weit, daß sie sich für den Landsturm einschreiben ließen.

Am nächsten Morgen freilich kam meistens die Bauernfrau ganz verheult in den Hof und fragte nach dem „Priemleutnant“, um ihren Mann, der krank geworden sei, beim Landsturm abzumelden.

Die Sundewitter Bauern sind keine Kriegshelden.

Am 24. Januar war Judiths Geburtstag, der geheim bleiben und nicht gefeiert werden sollte. Anker kam doch dahinter, weil das Geburtstagskind das Geheimnis nicht wahren und eine Andeutung nicht lassen konnte. Er gratulierte sinnig und innig: „Mein Fräulein, so viel Gutes ein Mensch Ihnen wünschen, ein Gott Ihnen geben kann, wünsche ich Ihnen.“ Er war artiger, herzlicher als je zuvor, sein Blick war vielsagend und wie eine heiße Bitte. Ja, bei Tisch hob er sein Glas, um in seiner robust witzigen Weise zu sagen: „Ich trinke auf das Wohl dieser jungen, schönen Insurgentin.“

Am Nachmittage warf er sich auf sein Pferd und jagte von dannen. Wohl nach Dünth zu, wie sie seufzend dachte. O, das war ein schöner, seliger Irrtum.

Anker war nach Gravenstein geritten, wo er Blumen, mitten im harten Winter Blumen beim Schloßgärtner für teures Geld kaufte. Er raste in einer Stunde den weiten Weg zurück und überreichte ihr chevaleresk den wahrhaft fürstlichen Strauß — Schneeglöckchen und mitten drin eine tiefrote Monatsrose. Dabei sah er sie mit einem Blicke an, den sie nie vergessen würde, selbst

wenn sie hundert Jahre alt werden und ihren hundertsten Geburtstag erleben sollte.

Die rote Rose war ja eine Liebeserklärung, wenn er das Wort auch nicht aussprach, und wurde wie ein Heiligtum betrachtet und aufgehoben. Alle ihre Zweifel wurden jetzt zur Gewißheit: Er liebt mich, er liebt mich! Ein Heben und Schweben war in ihrem Körper, als könne sie wie eine Lerche fliegen und jauchzen, ein stetes Singen und Klingen war in ihrem Gemüt. Oben in der Giebelstube küßte sie die tiefrote Rose.

Eine Stunde lang war Judith glücklicher, glückseliger, als je ein Menschenkind auf dieser armen Erde gewesen ist, — nur eine Stunde.

Nach 60 Minuten rasselte plötzlich die Alarmtrommel durch die Dorfgassen. Der Feind stand an der Eider. Dänemark warf seine letzten Truppen ins Dannewerk.

Die Soldaten liefen wie irrsinnig durch Haus und Hof, mit einem Stiefel in der Hand und den andren, der schon am Beine saß, überall suchend. Bromsö prügelte seinen Burschen, der nichts in Ordnung hatte. Kopflos, wie bei Feuerlärm, rannten Soldaten auf der Gasse herum.

Die Pastorin lugte aus dem Fenster und lachte befriedigt: „Welch eine Hammelherde! Bei den Dänen ist keine Disziplin und kein Drill . . . der Preuße wird es ihnen zeigen, haha.“

Anker stürmte gestiefelt und gespornt die Treppe hinunter. In dem schon dämmerig-halbdunklen Flur stand die wie Espenlaub zitternde Pastortochter. „Leben Sie wohl, Fräulein Claudius! Bekomme ich

nicht zum Abschied einen Kuß?“ Dazu hatte der Schwerenöter noch Zeit.

Das scheue, keusche Mädchen war einer Ohnmacht nahe und zu gelähmt, um sich zu wehren. Er küßte sie ein eiliges und einziges Mal und war schon draußen. Der Trompeter blies gellend die Batterie zusammen.

Die Mägde fanden das ohnmächtige Fräulein auf dem Flur und trugen es in die Giebelstube hinauf. Die Mutter regte sich nicht auf, spritzte mit kölnischem Wasser und redete die kaum Erwachende in spöttisch tadelndem Tone an: „Der Abmarsch der Bande war wirklich kein Grund zur Alteration, sondern eine groteske Komödie . . . aber du bist wohl vor Lachen auf den Rücken gefallen?“

Judith erholte sich schnell von ihren Ohnmachten, stand am Fenster und starrte die leere Dorfgasse hinunter. War alles ein Traum und Trugbild gewesen? Nein, die tiefrote Rose stand im Glase und war sub rosa das Bekenntnis seiner Liebe. Und der Kuß zum Abschied? Mit dem Kusse hatte er sich ihr verlobt . . . ein rechter, ritterlicher, idealer Mann, wie Anker, küßt eine und keine andre als seine Braut.

Kuß und Rose waren Brief und Siegel ihrer Gewißheit. Sie fühlte sich als seine Braut und wollte stillergeben und stillselig am Fenster sitzen und auf seine Wiederkehr warten.

Ach, in dem seltsamen Brautstande war wenig Stille und viel Unruhe. Sogleich und zwanzigmal an jedem Tage und in jeder Nacht riß die Angst an ihrem Herzen, die wehe Frage: Wird Anker wiederkehren oder in der Schlacht am Dannewerk bleiben? Wie

Gott will! Ich werde des Lebenden und auch des Toten Braut sein und bleiben.

Wie tiefstill war das Dorf Broacker nach dem Abmarsch geworden! Aber auch eine Gewitterstille, ein schwüles Ahnen ungeheurer Ereignisse lag auf dem Sundewitt. Viele wohlhabende Bauern waren sehr beklommen und besorgt um Hof und Habe, denn der närrische Glaube, daß die Deutschen Räuber und Plünderer seien, war ihnen eingeimpft worden. Viele suchten im Kruge Trost, und Hans Peder Madsen trumpfte auf: „Ich hab' mit meinen Augen das Dannewerk gesehen, als ich zum Hamburger Pferdemarkt war. Setze vier von unsren Häusern steil aufeinander, dann hast du den Wall . . . klettere mal da hinauf, während 500 Kanonen losgehen . . . nee, da kommt keiner herüber, und wenn 500 000 Deutsche kämen."

Andre Bauern wurden in diesen Tagen fromm, holten die Postillen und Andachtsbücher vom verstaubten Bord herunter, lasen halblaut und gingen fleißig zur Kirche. Nach dem Gottesdienst klopften sie bei dem Hauptpastor an und sprachen also: „Herr Pastor, wir wollten Sie man bitten . . . beten Sie in der Kirche für das Dannewerk, daß es nicht genommen wird! Beten Sie, daß alle Preußen vor dem Dannewerk erschlagen werden!"

Jetzt war Herr Claudius in der Klemme? O nein! Er, der des deutschen Sieges gewiß war, gab ihnen die freundliche, unverfrorene Antwort: „Nein, so blutdürstige Gebete darf ein Pastor nicht sprechen . . . und da der Dänenwall ganz uneinnehmbar ist, darf ich mich nicht vermessen, ihn mit meiner schwachen Fürbitte zu halten."

Er und Frau Wilhelmine hegten nicht den leisesten Zweifel, daß die Preußen das Dreck-Dannewerk im Parademarsch nehmen würden, und freuten sich, wie die Kinder auf das Weihnachtsfest, auf den baldigen Einzug der deutschen Truppen.

„Judith! Freust du dich nicht mit uns?“ rief die Mutter mit scharfer Stimme über den Tisch. „Das Mädchen träumt schon wieder und tut keine Arbeit mehr ordentlich . . . sie ist eine Träumerin geworden . . . heule nur nicht, du Tränentopf!“

Ach, es waren zumeist keine hellen Träume, denn Anker war in Kampf, Schlacht und Todesgefahr; und schwere Gewissenskonflikte zermarterten das arme Mädchenherz. O, sie bangte sich um ihn unter tausend Tränen, sie betete für ihn tausend Gebete, daß Gott ihn behüte vor dem preußischen Blei; und andrerseits mußte sie für den Sieg der deutschen Befreier beten, und das konnte sie nicht mehr mit der rechten Inbrunst tun, denn der Sieg war seine Niederlage und Schmach und vielleicht sein Tod. Das war der Kampf und Konflikt, der an ihrer Seele riß. — — — — — —

Es kam nicht einmal zum Parademarsch der Preußen an dem Dannewerk, das bei Nacht und Nebel verlassen wurde.

Jens Priester, der jetzt Knecht und Kutscher bei dem Diakonus Schleppegrell war, hatte eine Fuhre Korn nach Gravenstein gebracht, jagte mit dem leeren Wagen im Galopp zurück und peitschte auf die alten Gäule los, als wenn der Teufel ihm auf den Fersen wäre. Er sah wie ein Irrsinniger aus, seine Mütze lag im Wagen,

sein Haar, vom Winde gefaßt, stand ihm zu Berge, wie von der Angst gesträubt. Die Leute auf der Gasse brüllte er an: „Nu sünd wi ewig verloren! Datt ganze Dannewerk to'n Deubel . . . Gott help uns!"

„Du büst wohl unklok oder besapen."

„Nee," heulte Jens und hieb auf die Pferde, „teindusend Dänen liggen dod bi Sleswig. Gott help uns!" Der Küster rannte auf die Straße, die Schulkinder gafften an den Fenstern. „Ja, Herr Sörensen, ich hab's ja mit meinen Augen gesehen . . . die Dänen retirieren durch Gravenstein, viele in Holzschuhen und haben die Stiefel über das Gewehr gehängt . . . es war zu gräsig."

Nun hielt der Wagen im Pfarrhofe. Jens schniefte und schluchzte: „Das Dannewerk ist gefallen, die Dänen sind auf der Retirade nach Düppel."

Schleppegrell kam im Schlafrock aus dem Studierzimmer und sagte unwillig: „Das ist ja platt unmöglich, die Gravensteiner haben dir einen Bären aufgebunden . . . du bist betrunken."

„Herr Pastor, bei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste kann ich beschwören, daß ich nicht besoffen, sondern nüchtern wie ein neugebornes Kalb bin. Ich habe in meinem Leben noch nie einen Schilling für Kaffeepünsche bezahlt, sondern nur getrunken, was andre ausgaben . . . o, ich habe die Retirade der Dänen gesehen." Er weinte patriotische Tränen.

Niemand wollte ihm Glauben schenken. Die Predigt der dänischen Zeitungen von dem sturmfreien, unbesiegbaren Dänenwall war dem dummen Volke ein Evangelium geworden.

Bald aber bestätigten andre Hiobsboten die Retirade nach Düppel. Die Enttäuschung, Kopflosigkeit und Panik war grenzenlos. Die Bauern grausten sich bei dem Fall des Dannewerk, als wenn die Welt oder wenigstens Dänemark jetzt unterginge.

Das fliehende, fluchende Heer hatte ebenfalls die Fassung verloren. Einige Truppenteile gingen auf der Fähre bei Alnoer nach der Halbinsel hinüber und kamen durch Broacker.

Pastor Claudius stand just am Fenster, als die ersten Flüchtlinge ins Dorf humpelten und — das war ihr Erstes — die leere Flasche im Kruge füllten. Es darf nicht verschwiegen werden, daß der geistliche Herr sehr vergnügt sich die Hände rieb und mit den Helden wenig Mitleid hatte.

Die Pastorin stand in der Küche, war lustig und guter Dinge und scherzte sogar — was noch nie vorgekommen war — mit den Mägden, vor denen sie nicht mehr ihr Deutschtum zu verbergen und ihre Zunge zu hüten brauchte. „Ja, Mari, Karen und Maren, nun werden wir deutsch, nun müßt ihr schnell deutsch lernen."

Karen hielt die Schürze vor das heulende Gesicht und lief in die Scheune hinaus, wo sie sich im Heu versteckte. In weiser Fürsorge hatte sie ein halbes Brot und ein großes Stück Speck als Fourage mitgenommen, erst am nächsten Morgen kam sie bleich und vorsichtig ans Tageslicht. Die Herrschaft hatte geglaubt, sie sei nach Alsen zu ihrer Tante gelaufen.

Einige in Broacker waren wirklich so verrückt, daß sie von Haus zu Haus rannten und riefen: „Hans!

Christian! Jens! Nimm deine Stiefel und dein Geld und komm mit! Die Preußen und Kroaten schlagen alle tot.“ Sie flohen nach der Insel, die für sicher galt.

In der Dämmerung war es. Judith betete just für den Leutnant Anker, daß Gott der Herr ihn am Leben erhalte und auf der Flucht behüte, hörte ein Hufgeklapper auf dem Hofpflaster und lief ans Fenster. Himmlischer Vater! Die Gestalt, das Gesicht kannte sie selbst im Halbdunkel. Das war er, der Einzige, der schwerfällig-müde aus dem Sattel krabbelte und sich nach einem Knecht oder Burschen umsah, der das Pferd halte. Himmel! Wie sah er aus, kotbespritzt, rot im Gesicht, nicht ganz nüchtern . . . o, der Ärmste hatte etwas getrunken, um den Jammer, um den Schmerz, die Strapazen zu ertragen, und er fluchte, daß es bis zu ihr hinaufscholl. „Du Hanswurst, was gaffst du? Komm her und halte meine Mähre, oder ich will dir Beine machen, du Idiot!“ Wem galt diese liebevolle Begrüßung? Dem Jungknecht Peter Grin, der in der Stalltür lungerte, mit grinsender Schadenfreude die retirierenden Helden betrachtete und längst davon überzeugt war, daß er kein Däne, sondern der Sohn eines langen Insurgentendragoners und ein guter, geborner Deutscher sei.

Ohne die Mütze zu rücken, die Hände in den Taschen, schlenderte er über den Hof, langsam-unwillig dem Rufe gehorchend, denn er wollte den Dänen zeigen, daß er nicht ihr Bursche und Bedienter sei.

Hei, wie die Mütze von seinem Haupte flog, als Ankers Hand sie herunterwarf und gleichzeitig ihm eine

Ohrfeige versetzte. „Du verdammter Bauernlümmel, weißt du nicht, daß du zu fliegen, die Mütze herunterzureißen und stramm zu stehen hast, wenn ein Königlicher Premierleutnant dich ruft?“

Während der Strafpredigt und des Strafprozesses hatte der Leutnant der Zuschauerin im Fenster seine Kehr- und Hinterseite zugekehrt. Himmel, wie sah ihr Anker, ihr Ideal von hinten aus! Seine Hose, die stramme, war infolge der allzu eiligen Retirade und Galoppade geplatzt. Und trotz der Hose war er in ihren Augen ein Held.

Anker, von der Flucht erregt, fühlte die Schmach des Heeres und den schmerzlichen Riß in seinem Dasein, stürzte ins Haus und schrie, während ein Grogduft von ihm ausging: „Herr Pastor, geben Sie mir ein Paar von Ihren geistlichen Hosen! Eine Hose! Das Himmelreich für eine Hose!“

Fräulein Claudius riß für den Ärmsten die erste beste Hose aus dem Schranke. Ihr Vater sah sie so wehevoll an, ohne etwas zu sagen, und hat nachher tagelang vorwurfsvoll gesprochen: „Judith, warum die neue, nur einmal getragene Tuchhose? Warum nahmst du nicht eine meiner alten Hosen?“

Anker lachte: „Dans la guerre à la guerre! In Breckendorf schliefen wir mit der Bauernfamilie in einem Zimmer, in drei Betten drei Offiziere, Mann, Frau und fünf Kinder . . . also $3^1/_3$ Personen pro Bett.“

Judith hätte weinen mögen über das so wenig weihevolle und ergreifende Wiedersehen. Und es war zum Heulen, wie er nach der Metamorphose in der

schwarzen, allzu weiten, schlotternden Pastorhose aussah ... dennoch blieb er aber in ihren Augen ein Held und Herrlicher.

Sehr rot und glänzend war sein Gesicht. Der Aufgeregte und vom Alkohol noch mehr Echauffierte, der das Lächerliche der Retirade fühlte, fluchte fürchterlich, sodaß ihr schönes Haar sich sträubte. „Der Satan in der Hölle soll sie frikassieren ...“

„Mich? Mich?“ fragte Judith mit Zittern und einer Ohnmacht nahe.

„Nee, die Malefizpreußen soll er holen ... wir waren 2 gegen 4, sonst hätten wir sie geschlagen ... aber bei Düppel sollen die Pickelhauben ins Gras beißen, und wenn wir sie und die Schanzen und uns selbst in die Luft sprengen sollen. Wir kommen wieder, wenn wir die Hunde verfolgen ... Adieu!“

Anker war außer sich und stürzte von dannen, riß dem Pferdejungen die Zügel aus der Hand und warf ihm kein Trinkgeld, keinen Schilling zu, sondern ein Scheltwort an den Kopf: „Du inländischer Orangutang, hast du nicht so viel Verstand in deinem Grützschädel, das schweißbedeckte Pferd im Hofe zu rühren?“

Peter Grin ballte die Faust in der Tasche und brummte, als der Däne galoppierte: „Das soll dir teuer zu stehen kommen, du Filz und Lump!“

Eine leere und lächerliche Drohung, die aber später eine böse Kostenrechnung für den Leutnant Anker wurde.

Judith weinte natürlich in ihrer Giebelstube. Welch ein Wiedersehen! Kein ritterliches, zärtliches oder nur freundliches Wort hatte er gesprochen, der arme Flücht-

ling in seiner tiefen Depression. Aber er hatte gesagt „Wir sehen uns wieder", allerdings mit dem Zusatze: „Wenn wir die Preußen verfolgen."

Diesen Bedingungssatz vergaß sie, aber an jenes Wort klammerte sie sich fest. Und die Rose war ihr ja Bekenntnis, Bürgschaft und Gewißheit. Die welkende Rose war ihr Heiligtum und ihre Hoffnung. Sie mußte lieben und leiden, bangen und beten, hoffen und harren, warten und weinen.



Fünfter Abschnitt.

Armin Claudius konnte in Flensburg für kein Geld einen Wagen bekommen; alles, was Räder hatte, war von den Truppen requiriert. Darum ging er kurz entschlossen zu Fuß nach Gravenstein, auf dem von Kanonen, Trainwagen und Abertausenden von Nagelstiefeln festgestampften Schnee. Welch ein Liebreiz lag auf diesem Lande mit seinen Tälern, Höhen, Buchten und Buchenwäldern selbst im armen, anmutlosen Winter! Jeder Baumzweig trug ein Brillantenkollier von Schneekristallen. Der Weg wand sich durch Schluchten und über Hügel und blickte je und dann über die breite, frostblanke Föhrde, die im Sonnenschein blinkte und blendete. O diese herrliche Heimat sollte und mußte jetzt wieder deutsch werden, Sleswigia, die als Magd dreizehn Jahre lang einer harten, bösen Herrin verdungen war, sollte heimkehren zum deutschen Vaterhaus.

Ein tieffroher Schimmer leuchtete im Auge des Heimwanderers, der plötzlich weit hinten in der Föhrde zwei Kirchtürme dicht nebeneinander auftauchen sah, die Doppeltürme von Broacker, die über seinem Elternhause standen und wie zwei Finger ihm winkten.

Unweit Gravenstein stockte der Fuß des rasch Ausschreitenden, und sein Herz pochte schneller, denn dort

zur Rechten, nur durch einen sehr schmalen Wasserarm vom Festlande und von ihm getrennt, lag seine Halbinsel Broacker zum Greifen deutlich im Sonnenschein, so daß er jeden Knopf des dänischen Postens drüben zählen und die nächsten Dörfer sehen konnte. Gleich jenseits des einen Steinwurf breiten Wasserarms — des Eken Sunds — das Dorf Ekensund mit seinen vielen Schornsteinen und Ziegeleien, weiter nach rechts Schottsbüll und Iller und in der Mitte die Doppeltürme und das Pfarrhaus. Die heimatliche, von eitel Wasser, von Wenningbund, Föhrde und Nübel Noer umkränzte, ja umkreiste Halbinsel hängt nur durch eine Landenge mit der größeren Peninsula, dem Sundewitt, zusammen, berührt aber an einer Stelle, hier bei Alnoer, wo Armin stand, das Festland beinahe mit der Nase der Ekensunder Landzunge.

Hm, hm! Er war nicht umsonst Volontär bei den Österreichern gewesen und Kriegsminister des Augustenburgers genannt worden. Das landschaftliche Bild wurde ihm zum strategischen. Bei allen Kriegsgöttern und Kriegsgrößen, hier bei Alnoer mußte der Übergang gemacht und Broacker erobert werden!

Claudius rannte nach Gravenstein hinein. Im Schlosse war das preußische Hauptquartier, war der Generalstab und der königliche Prinz und infolgedessen ein Gerenne und Gedränge von Wagen und Reitern, von Offizieren, Adjutanten, Ordonnanzen, Lakaien, Lieferanten und allen möglichen Leuten.

Jeder Fußbreit Raum des Schlosses war besetzt. In der Kapelle lagen Soldaten auf Stroh und löffelten ihre Erbsen — am Küsterpulte saß ein Feldwebel und

schrieb bei einer dicken Altarwachskerze seine Liste — und oben am Altar stand eine Leiche aufgebahrt, ein mit dem Mantel zugedeckter, im Vorpostendienst erschossener Grenadier.

Claudius erhielt keine liebenswürdige Auskunft, drängte und zwängte sich aber vor, bis er in einem kahlen, großen Raum vor einem Generalstabsobersten stand und den Preußen seine Dienste anbot.

Der Herr war pressiert und sagte mit altpreußischer Grobheit: „Was für Dienste? D. h. Sie wollen als Spion Geld verdienen? Wir bezahlen jede Nachricht nach dem Wert, den sie für uns hat."

Der Zivilist holte geschwind seinen Empfehlungsbrief aus der Tasche. Der Oberst nahm ihn, las zuerst die Unterschrift, las sie noch einmal — und der saugrobe Kriegsmann war ein höflicher Gentleman geworden.

Da riß eine Ordonnanz die Tür sperrangelweit auf. Ein hoher Militär mit straffer, stolzer Haltung und keck blitzenden Augen trat lebhaft ins Zimmer und grüßte mit kurzer Kommandostimme: „Morj'n!"

Der Zivilist erregte sofort seine Aufmerksamkeit, er fuhr ihn beinahe an. „Wer sind Sie . . . was wünschen Sie?"

Der Oberst hatte sich zum zweiten Male metamorphosiert und aus einem höflichen Gentleman in einen devoten Hofmann verwandelt. „Ew. Königliche Hoheit geruhen . . ."

Was! Claudius horchte auf und antwortete trotz seiner Überraschung dem Prinzen Friedrich Karl mit völliger Sicherheit und einigem Selbstbewußtsein. Diese

Königliche Hoheit kümmerte sich um alles und guckte in alle Ecken hinein, und das gefiel ihm.

„Ich bin der Sohn des Pastors in Broacker und ein gutdeutscher Schleswiger, der seiner Heimat helfen möchte, bald möglichst deutsch zu werden, nicht um Lohn, sondern aus Liebe zu meinem Lande. Darf ich freimütig und, weil ich Laie bin, vielleicht fürwitzig reden?“

„Ja, doch es muß Hand und Fuß, Kürze und Würze haben,“ sagte der Prinz.

„Kurz und bündig! Der Besitz der Halbinsel Broacker ist von der allergrößten Wichtigkeit . . . wenn die Preußen drüben sind, können Sie vom Oststrande aus die Schanzen bestreichen und beschädigen . . . ich kenne von Kind an jeden Steg und Fleck und habe oft im Boot den Wenningbund befahren . . . die Breite zwischen Dünth und den Schanzen ist 2000 Schritt! Königliche Hoheit, wir müssen Broacker haben.“

Der Prinz lächelte. „Mein lieber Herr, das ist ja eine ganz geniale Idee, die — wir natürlich längst gehabt haben. Wir würden sehr bald die Halbinsel haben, wenn wir nur zuverlässig feststellen könnten, wie stark die Besatzung ist. Das ist die Frage . . .“

„Die ich in 24 Stunden genau beantworten werde. Ich schleiche mich zur Nacht im Boot hinüber. Darf ich mich morgen um diese Stunde melden, Königliche Hoheit?“

Der Prinz, der die Waghälse und Draufgänger liebte, fand Gefallen an dem freiwilligen Kundschafter, der ein forscher Kerl war, und reichte ihm die Hand.

So war Armin ein Gentleman-Späher geworden, nicht um Lohn noch aus Abenteurerlust, sondern aus

Liebe zur Heimat und zu den Eltern, die sehnsüchtig der Befreier harrten. Er wartete bis zum Eintritt der Dunkelheit und instruierte die preußische Strandwache. Einige Pioniere schoben am Südende des schmalen Eken Sunds ein Boot ins Wasser, das sie leer an einem langen Tau treiben ließen. Unter Geflüster plätscherten sie vom Strande aus mit den Rudern im Wasser, was den Argwohn der Dänen erregte und erregen sollte. Schüsse fielen, Kugeln durchlöcherten das leere Boot; die alarmierten feindlichen Posten liefen natürlich nach der gefährdeten Stelle! Dieweil glitt am Nordende des Sunds ein Kahn, in dem ein einzelner Mann geduckt stand und geräuschlos mit einem Ruder „wrickte", über das dunkle Gewässer. Unbemerkt sprang Armin ans Land — die braven Wächter waren ja den Schüssen nachgelaufen —, und sein Boot glitt sofort, unbemannt und von Geisterhänden bewegt, nach dem andren Ufer zurück. Es war nämlich am Hintersteven ein langes Tau befestigt, daran die Preußen es herüberholten und -hißten, um jede Spur zu verwischen.

Der Kundschafter drückte sich nicht hinter Knicks und Hecken, sondern ging breitspurig, treuherzig, halblaut den „Tappre Landsoldat" trällernd auf der breiten, geschlagenen Landstraße.

Plötzlich trat aus der Finsternis und hinter der Scheune ein Soldat, ein Posten, hervor. Unbefangen grüßte Armin auf dänisch: „Guten Abend, Landsmann! Willst du mich verhaften?"

„Nein, man kennt den Vogel am Singsang, du bist echt."

„Ja, das bin ich . . . und wir beide wollen, wenn du fertig bist, zusammen im Kruge einen verhaften und einstecken.“

Der Soldat fluchte. „Wenn ich fertig bin . . . wir werden mit unsrem Hundedienst nie fertig . . . das fängt von vorne an, ehe wir uns ordentlich aufs Ohr gelegt haben . . . den Schlaf muß man sich stehlen, seitdem wir mit einem schwachen Bataillon die ganze Halbinsel bewachen müssen. Der Teufel soll es holen! Und wozu die dumme Lauferei am Wasser entlang bei Tag und Nacht? Die Preußen sind wasserscheu und können nicht einmal über das bißchen Sund schwimmen.“

„Ja, wenn die jemals nach Broacker kommen, will ich ein Deutscher sein,“ rief der Pastorsohn mit Emphase und lachte inwendig. Er wußte jetzt schon alles, was er wissen wollte und sollte. Ein schwaches Bataillon bildete die ganze Besatzung.

Dennoch marschierte er weiter nach Schottsbüll, um zu sehen, wie viel Militär im Dorfe sei. Die Dänen hatten es ihm sehr leicht gemacht und an Türen und Pforten geschrieben, wie stark das Gehöft oder Gehäus belegt sei.

Dort drüben in der Finsternis standen die Doppeltürme und darunter das Elternhaus. Die nahe Heimat zog ihn mit hundert Armen. Er lief nach Broacker, um den Seinen, die voll Sorge harrten, die frohe Botschaft der baldigen Befreiung zu bringen. Die Pastorleute hatten sich auf den Glockenschlag um 10 Uhr zur Ruhe begeben und lagen im ersten Schlummer. Aus der Waschküche drang das mehrstimmige Schnarchen der „Jense“, was der Spitzname des dänischen Soldaten

ist. Nur in der Giebelstube brannte ein Talglicht — die gestrenge Mama hatte kürzlich der Tochter die Lampe weggenommen, weil zu viel teures Rüböl gebrannt und wohl im Bett gelesen werde. Judith saß, von Kissen umhüllt, im Bett — es war ja hundekalt — und betrachtete mit großen, brennenden Augen im blassen, schwärmerischen Gesicht die welke Rose, die im Schmuckkästchen der Großmutter auf weißer Seide lag.

Eine Hand warf einen losen Schneeball gegen ein Parterrefenster, einen zweiten noch kräftiger. Frau Wilhelmine erwachte, rüttelte ihren Mann und flüsterte: „Claudius, Claudius! Ein langer Kerl steht im Garten . . . man sieht es ihm an, daß er ein übles Subjekt ist und Böses im Schilde führt . . . steh auf, steh auf!“

Der Pastor hatte in diesen Kriegsläufen des Nachts den eisernen Kasten unter dem Bette und einen alten Dragonersäbel am Kopfende stehen. Er zog mit Anstrengung den Säbel aus der rostigen Scheide, öffnete einen Fensterspalt, hielt dem Spitzbuben die Mordswaffe unter die Nase und redete mutig: „Machen Sie, daß Sie fortkommen . . . oder.“

„Vater . . . Vater, töte nicht deinen leiblichen Sohn, sondern nimm ihn in dein Haus!“

Armin turnte durch's Fenster. Die Mutter vergaß in ihrer Freude ganz der Wiedertaufe. „Viggo, mein Viggo!“

Dem preußischen Späher wurde bestätigt, daß die Besatzung der Halbinsel nur aus einem schwachen Bataillon bestände. Die Dänen setzten ihr Vertrauen auf ihre Orlogsschiffe und auf die Wasserscheu der deutschen Landratten und hielten, durch das Dannewerk

von Optimismus und Dünkel nicht kuriert, einen Übergang nach Broacker für ausgeschlossen.

Die Begrüßung wurde zum Abschied. Armin verschwand in der Nacht.

Judith erfuhr am Morgen den kurzen Besuch ihres Bruders, konnte vor ihrer Busenfreundin nichts geheim halten und erzählte, daß Viggo zu Hause gewesen sei.

„Um Gottes willen sage mir, wie er nach Broacker gekommen!"

Die Pastortochter bereute ihre unbedachte Rede und rief hastig: „Ich scherze ja . . ."

„Nein, du lügst! Er war hier . . . und ich weiß alles." Mettmari hatte einen harten, finstren und fast verächtlichen Blick. — — —

Der Kundschafter hatte mit den Pionieren die genaue Stunde und Stelle verabredet und verkroch sich in einem der Ekensunder Ziegeleischuppen. Ein dänischer „Jens" stapfte keine drei Schritte von ihm vorbei und gähnte gewaltig. Armin horchte auf den verhallenden Schritt und trat ans Ufer, die rotglühende Zigarre, die den Pionieren als winziger Leuchtturm den Kurs zeigen sollte, im Munde. Pünktlich auf die Minute waren sie da — sein Auge sah nichts, nur sein Ohr hörte das gedämpfte Knarren der Riemen. Doch auch ein dänischer Posten hatte etwas vernommen und brüllte durch die tiefe Nachtstille: „Ahoi . . . Boot . . . Achtung!" Ohne Besinnen lief Armin in das eisige Wasser, watete bis zum Halse und kletterte in den Kahn. Schreie, Schritte hinter ihm! Es blitzte hier — dort — da. Kugeln klatschten ins Wasser, in die Bootswand. Er und die beiden Pioniere hatten sich

der Länge nach hingelegt. Das Boot glitt ohne Ruder, von Geisterhänden bewegt, über den Sund zurück. Am Achtersteven war ein Tau befestigt, an dem die Soldaten auf dem Festlande hivten.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde stand Claudius im Gravensteiner Schloß. Der Prinz, schon im Bureau, studierte die Karte, nickte kurz, trat nach einer Weile näher, vom Scheitel bis zur Sohle Königliche Hoheit, mit blitzenden, gebieterischen Hohenzollernaugen den Kieler Kandidaten durchbohrend und im Feldherrntone ihn anfahrend, sodaß manch einer ängstlich, eingeschüchtert und ein armer Stotterer geworden wäre. „Wir haben mit den Nordschleswigern, die uns Nachrichten aus dem feindlichen Lager bringen sollten, die übelsten Erfahrungen gemacht. Ein Schuft hat uns die infamsten Lügen aufgetischt und sich mit Gold aufwiegen lassen. Der dänische Nordschleswiger ist ein verschlagenes Subjekt mit einem ehrbaren und erzdummen Gesicht, dem wir nicht über den Weg trauen.“

„Ich bin ein deutscher Nordschleswiger und diene dem preußischen Heere als Patriot . . . keinen Groschen würde ich annehmen.“ Claudius blickte freimütig dem Prinzen ins grelle, gefürchtete Antlitz und hielt den funkelnden Augen furchtlos stand.

Der Feldherr lächelte mit einem Male liebenswürdig und ein wenig listig. Der Prinz liebte solche rigorose Examina und stellte Neulinge gern auf die Probe.

Armin hatte die Prüfung bestanden und erstattete einen präzisen, militärisch klaren Bericht, wodurch er den Hohenzoller, der alle Weitschweifigkeit haßte, noch

gnädiger stimmte. Die schwache Besatzung von Broacker erregte Befriedigung und bei den Offizieren einen Austausch von vielsagenden Blicken.

Der deutsche Nordschleswiger trat auf einen Wink an die riesige Tischkarte heran, der Prinz stellte viele Fragen, nicht nur um zu hören, weß Geistes Kind dieser freiwillige Kundschafter sei, sondern auch um die Meinung eines ortskundigen, verständigen Mannes zu erfahren. Wo am Oststrande von Broacker die beste Stelle für Batterien sei? Bei Dünth? Nein, bei Gammelmark, wo das Ufer dafür wie geschaffen und die Breite des Wenningbunds bis zu den Schanzen nur 2000 Schritt sei. „Können die preußischen Kanonen so weit schießen?“ äußerte der Laie. Der Prinz lachte laut auf: „Dreimal so weit, mein Lieber.“ Wo der Übergang zu machen sei? Bei Alnoer, wo die von den Dänen versenkte Fähre wohl zu heben und eine Brücke zu bauen sei! Die Offiziere hörten mit Interesse die Ansichten, die dieser Schlachtenbummler und Volontär der Kriegswissenschaft frisch-fröhlich von sich gab.

Die Königliche Hoheit sagte zuletzt sehr gnädig: „Sie haben uns aus Patriotismus einen selbstlosen Dienst geleistet . . . dennoch möchten wir unsre Erkenntlichkeit zeigen . . . haben Sie einen Wunsch?“

„Ja, mein Prinz! Stellen Sie mich als Soldaten, als gemeinen Soldaten in eins der preußischen Regimenter!“

Der Hohenzoller schüttelte das Haupt. „Ich könnte das vielleicht tun, aber ich möchte es nicht, mein Lieber. Der einzelne gemeine Mann zählt kaum und hat Bedeutung nur als Masse. Sie aber sind ein Mann, der

mit seinem Geiste dem Vaterlande weit besser dienen kann als mit dem Gewehr, der am rechten Platze Wesentliches, vielleicht Wichtiges zu leisten vermag. Bleiben Sie zu meiner Verfügung!“

Dem Kandidaten der Jurisprudenz wurde ein Paß und Passepartout ausgestellt, sodaß er überall im Bereich der preußischen Truppen frei passieren konnte, ein Vertrauensvotum, das Zivilisten sehr selten gewährt wurde.

Armin blieb im Hauptquartier und hatte schon als Dolmetscher vollauf zu tun, um aus den Gefangenen alles Wissenswerte herauszuholen. War das getan, lief er nach Alnoer, um die Arbeiten zur Eroberung der Halbinsel zu beobachten. Das scheußliche Wetter, der tiefe Dreck erschwerte sie. Mit viel Mühe war die Fähre, die Truppen vorausschicken sollte, gehoben. Bei Sandacker wurden gezogene Geschütze aufgestellt, um das Schlagen der Pontonbrücke zu decken. Die Pontons wurden von Pferden und Pionieren durch fußtiefen Lehm geschleppt. Mit welcher Umsicht arbeiteten diese Preußen! Der Zuschauer, der die lässige, schlampige Dänenart kannte, bewunderte das prompte, präzise, ineinandergreifende Getriebe, blickte sehnsüchtig nach den Doppeltürmen und malte sich in Träumen aus, wie er stolz die Befreier nach Broacker bringen werde. Alles ging wie ein lang geübtes Manöver mit erstaunlicher Exaktheit. In der Nacht wurden Kompagnien vom 60. Regiment auf der Fähre hinübergesetzt. Die Dänen holten, von Gott rein verlassen, keine Armee herbei, sondern verließen sich vertrauensselig auf ihren Rolf Krake.

Noch im Morgendunkel begannen die Pioniere mit dem Legen der Pontons. Obgleich das Wasser hier

sehr tief und die Strömung sehr stark war, ging das Werk erstaunlich schnell von statten, in zwei Stunden war die Brücke fertig. Plötzlich, am Morgen des 17. Februar, sahen die Dänen die Brücke, die ihnen wie ein Spuk war; die Bauern glaubten, daß der Gottseibeiuns sie gebaut habe und die Preußen ihre Seele dem Teufel verschrieben hätten. Ja, Teufelskerle waren die Brandenburger.

Ein Sturm erhebt sich und jagt die Wassermassen ins Noer hinein, so daß einige Pontons hinzugefügt werden müssen. Während die Pioniere diese Arbeit verrichten und bis zur Brust im eisigen Wasser stehen, kommt ein dänisches Kriegsschiff in Sicht und hält auf Ekensund zu, um die Brücke in Atome zu zersprengen. Himmel! Es ist das neue, moderne, mit Stahl gepanzerte Orlogsschiff, davon die Dänen Wunder erwarten, und das nach dem Gerede ein wahres Zauberschiff sein soll, sich unsichtbar machen und unter Wasser tauchen kann. Bei Mars, Neptun und allen Göttern! Es ist der gefürchtete Rolf Krake! Der unheimliche, eiserne Leviathan kommt mit dräuenden Kanonen näher, schneller, schrecklicher heran. Jetzt passiert er das Vorgebirge Holnis, ohne die dort aufgestellte, auf ihn feuernde Batterie zu beachten.

Armin steht auf einem Knick zwischen Alnoer und Sandacker, wird blaß und beklommen und blickt gen Himmel. Großer Gott! Der Dänenkoloß legt sich auf 800 Schritt der Brücke gegenüber, seine Breitseite blitzt und donnert. Aber die preußischen Batterien diesseits Sandacker geben mit grobem Geschütz Antwort. Zwei ... drei ihrer Granaten platzen im Wasser ... dann

vor dem Bug und werfen Wasserkaskaden empor. Die vierte trifft! Die behenden Kanoniere haben sich eingeschossen und zielen so gut, daß Kugel auf Kugel gegen den Panzer knallt oder auf Deck platzt. Das wird dem Rolf Krake ungemütlich. Die kleinen Kläffer am Strande verjagen den Leviathan, der kehrt macht und in die große Föhrde sich salviert. Seine Beschädigung muß eine recht bedeutende gewesen sein, da er für eine Zeit vom Kriegsschauplatze verschwand, um seine Wunden zu kurieren. Seine Geschosse gingen fast alle zu hoch, über Brücke und Batterien hinweg, was überhaupt eine Eigentümlichkeit der Dänen, die immer und überall zu hoch hinaus wollten, war und blieb.

Lange Truppenzüge gingen singend nach Ekensund hinüber. Die Feinde wichen und gaben die hochwichtige Halbinsel, die sie um jeden Preis halten mußten, auf. Armin schloß sich den Preußen an und marschierte so stolz in Schritt und Tritt, als wenn er der Befreier seines Heimatdorfes wäre. —

Im Hauptpastorat zu Broacker waren christfestfrohe Gesichter, wurde gebacken und gebraten, als wenn's auf Weihnachten ginge. Die freudig-fleißige Pastorin rüstete sich in Küche und Keller, viele sehr liebe und sehr hungrige Gäste zu empfangen, wollte bei den Preußen Ehre einlegen und zum großen Freiheitsfest das Allerbeste auftischen. Im Diakonat dagegen gingen die Hausbewohner gedrückt und geknickt einher und machten saure, verzagte Gesichter, als wenn alle Tage Buß- und Bettag wäre.

Besonders auch der Knecht Jens Priester schlenderte mit einem zerknirschten Gesicht durch den Stall, warf den

Schindmähren ihr Futter hin, dachte schmerzlich an die dicken Schimmel und schlug sich bußfertig und erbost vor den Schädel. Ich bin der größte Döskopp in ganz Broacker gewesen! Der Schleppegrell, der man ein Diakonus und der zweite Knecht des Bischofs und kein ganzer Pastor ist, hat letzten Sonntag selbst auf der Kanzel gesagt, daß die Preußen ihm den Reisepaß geben werden. Dann bin ich ohne Platz und Brot mitten im Winter, und ich kann meine paar Banktaler aufessen. Seinen Sparbeutel anzugreifen, war dem Geizigen wie Selbstmord und ein grauenhafter Gedanke.

Pastor Schleppegrell hatte letzten Sonntag, wie ein dänischer Jeremias, der auf den Trümmern des Dannewerk wehklagend sitzt, auf der Kanzel gestanden und Wehe gerufen: „Die Moabiter, die wie die Hunnen, ja wie die Heuschrecken aus dem Süden schwärmen, haben unser kleines Land überfallen und vergewaltigt. Gott der Herr hat uns, wie seinen Knecht David, in die Hand unsrer Feinde gegeben, eine schwere Ahnung sagt mir, daß ich bald scheiden und für ein Weilchen den Wanderstab ergreifen muß. O, laßt uns die Trübsal ertragen und unsrem Volk die Treue halten und nicht an unsrer gerechten Sache verzweifeln, denn der Herr ist Gott, ist Dänemarks Gott und wird unsre Feinde, die wie Sand am Meer sind, an den Mauern von Düppel zerschellen und zerstreuen."

Also betete Schleppegrell auf der Kanzel. Mit gleicher Inbrunst reckte sein Amtsbruder die Arme empor und erflehte das Gegenteil und bestürmte mit Bitten denselben, einen und ewigen Gott, den Preußen Sieg zu verleihen und die Dänen aus dem Lande zu

vertreiben. Der Herrgott, der unmöglich beide erhören konnte, wäre in ein böses Dilemma geraten, wenn er nicht von jeher ein Freund der Deutschen gewesen wäre und seit dreizehn Jahren Schleswigs Drangsal mit stillem Grimm gesehen hätte. —

Johann Post, der keine Briefe in der Tasche hatte, lief auf seinen Stiefelholzschuhen und Obeinen durchs Dorf und rief in jedes Haus: „Habt ihr euer Geld und eure Löffel vergraben? Die Preußen haben bei Ekensund drei Brücken geschlagen und gehen mit zwanzig Regimentern herüber. Lauft, lauft! Ich gehe nach Alsen.“ Viele liefen.

Jens Priester aber ging nicht nach Alsen, sondern mit einer Büßermiene ins Hauptpastorat, wo er vor der Pastorin den Rücken krümmte, die Augen wischte und die Worte schluchzte: „Nun werden die verd — Dänen, der Schleppegrell und die andren Schubjaks auf den Schub gebracht . . . o, ich habe solche Sehnsucht nach der gnädigen Frau und dem guten Pastor und dem freundlichen Fräulein . . . kann ich nicht wieder für einen kleinen Winterlohn meinen alten Dienst antreten?“

„Nein, du hast dich bis Maitag verdungen . . . wir werden doch unsrem Nächsten sein Gesinde nicht abspenstig machen, sondern dich anhalten, zu bleiben und zu tun, was du deinem Herrn schuldig bist.“ —

Die Familie Claudius war in festlicher Stimmung. Judith saß, wie vor dem Christfest, die halbe Nacht in ihrem Zimmer und nähte heimlich an einer Arbeit. Rasch mußte es gehen, lang und etwas lotterig wurden die Stiche. Eben war die Weihnachtsarbeit fertig —

da kamen sie mit schmetternder Musik. Die Pickelhauben blitzten. Männliche, herrliche Kriegergestalten, stramm, wie aus Stahl, marschierten im Tritt und sangen stolz: Ich bin ein Preuße. Die Bauern schielten furchtsam hinter den Fenstern. Die im Hauptpastorate aber jubelten und weinten vor Freude. Das war für die alten Pastorleute die erhebendste Stunde ihres Lebens. Ein ganzes Bataillon machte auf der Straße gerade vor dem Pfarrhause halt, um die Quartierzettel zu erhalten.

Judith hatte eine schöne, sinnige Überraschung für den Einzug der Preußen, holte die mit groben Stichen, die zum Glück von unten nicht zu sehen waren, genähte schwarzweiße Fahne, die sie auf einen Besenstiel genagelt hatte, und hängte sie zum Giebelfenster hinaus.

Das Bataillon, das schnurgerade wie eine Mauer stand, rührte sich mit einem Male, alle Soldaten winkten der Fahne zu und riefen Hurra. Ein gewaltig donnerndes, preußisches Hurra begrüßte die Fahne und das junge Mädchen dahinter. Das Hurra eines ganzen Heldenbataillons galt ihr, ja ihr — welch ein weihevoller, hehrer Augenblick! Sie wurde feuerrot, weil tausend Soldatenaugen auf ihr ruhten, und mußte weinen vor Glück und Scheu. Kaum hatte sie die Tränen getrocknet, als der Major selbst dicht ans Haus heranritt und höflich salutierte, als wenn sie eine Hofdame wäre. Ja, er sprach sogar, er feierte die Pastortochter durch eine Ansprache, davon sie jedes Wort noch nach 20 Jahren auswendig wußte. „Mein gnädiges, echt germanisches Fräulein! Hier im Sundewitt, das wir vom Dänenjoch befreien wollen, sind wir sehr wenig freundlich und oft

wie Feinde von der Bevölkerung empfangen worden. Keine Freude, keine Fahne begrüßte uns. Sie sind die Erste und Einzige, die in dieser Gegend eine preußische Fahne zu entfalten wagt, die mit frohem Herzen und Fahnenschwenken uns willkommen heißt. Unsren herzlichsten Dank! Soldaten! Das tapfre deutsche Fräulein lebe hoch, hoch, hoch!“

Ein ganzes Preußenbataillon brachte ihr ein brausendes Hoch. Ihr schwindelte vor Glückseligkeit. Die Offiziere eilten ins Haus und küßten ihr galant die Hand. Die fetierte Pastortochter wunderte sich nur, daß sie nicht an ihrer eignen Glut aufbrannte.

Es besitzen die Preußen ja nicht die ungemeine, bestrickende Liebenswürdigkeit der Österreicher, sie waren ernste, energische, oft kurz angebundene Herren, aber sie hatten eine bewundernswerte Disziplin, forderten nie mehr, als sie verlangen durften, waren solider, zuverlässiger als die lustigen „Weaner“ und darum auf die Dauer doch bessere Gäste.

Einer der letzten Offiziere, der sich vor dem „Fahnenfräulein“ — ein Ehrenname, der ihr blieb — verbeugte und seinen Namen Udo von Barnekow laut und deutlich nannte, machte auf Judith einen besonderen Eindruck, sodaß sein charakteristisches Gesicht trotz ihrer maßlosen Verwirrung sich ihrem Gedächtnis einprägte. Sofort kannte sie ihn wieder, als er 5 Minuten später mit dem Quartierbillet zu ihnen kam und höflich um ein Unterkommen bat. Er war durchaus nicht das, was man einen schönen Mann nennt, geschweige denn ein geschniegelter Salon-Leutnant und -Löwe. Sein etwas viereckiges Gesicht hatte nichts Apollinisches und wenig

Martialisches, hatte mehr den stillen, nachdenklichen Ernst des Gelehrten oder Strategen und die helle Güte des Menschenfreundes. Beim ersten Blick sagte sie sich instinktiv: Das ist ein kluger Kopf und ein guter Mensch, und beim zweiten schon fühlte sie ahnungsvoll, daß dieser preußische Premierleutnant für sie eine besondere Bedeutung gewinnen werde. Nicht daß sie ihrem Anker irgendwie oder nur mit einem Gedanken untreu wurde. Keine Spur von Erotik, sondern eine sofortige, rein menschliche Sympathie erweckte dieser Preuße in ihrer Brust. Die Ursache aller Sympathie bleibt ein Mysterium, aber die unmittelbare Folge derselben war, daß nicht der Major, sondern der Premierleutnant das beste Fremdenbett bekam. Nicht weniger als 1 Major, 5 Hauptleute und Leutnants und 25 Mann hatte das Pastorat zu beherbergen. Man frage nur nicht, wo und wie! Die Eltern und Judith hatten nur das Studier- und Schlafzimmer und eine Giebelstube für sich behalten.

Als Armin erschien und lachend um Quartier bat, wurde die Freude noch größer, aber der Raum noch enger. Der Bruder schlief im Studierzimmer.

Von der Stunde an ging im Dorf das üble Gerede: Der Pastorsohn habe die Preußen nach Broacker, den Krieg und das Kriegsvolk nach seiner Heimat gebracht. Ihm verdanke man die Einquartierung und das Elend. Drang das Geschwätz auch bis zum Hofe des Hans Peder Madsen?

Der ganze Landweg war von Batterien und Bataillonen durchgeknetet und wie der zähe Lehmbrei der Ekensunder Ziegeleien. Armin watete in seinen

langen Studentenstiefeln durch den tiefen Schmutz, mit Storchschritten, in aller Herrgottsfrühe, wo die Städter noch in den Federn liegen und nur der Bauer Besuche empfängt. Viel Eile und einige Erregung war ihm wohl anzumerken. Sein Herz schlug in Sehnsucht und Verlangen dem Wiedersehen nach langer Trennung entgegen und klopfte doch in einer rätselhaften Unruhe, die er nicht begreifen, aber auch nicht bemeistern konnte. Um so rascher wurde sein Gang, er war keiner von denen, die eine schwere Sache aufschieben. Die Windmühle lag auf ihrer Höhe wie ausgestorben. Auf dem Hofe um so mehr Leben. 20—30 Artilleristen striegelten ihre Gäule mit so preußischer Gründlichkeit, daß der Leutnant über den Pferderücken hinstrich, ohne seinen weißen Handschuh zu beschmutzen. Hans Peder Madsen ging just nach dem Stalle, hielt die Pfeife im ärgerlich heruntergezogenen Mundwinkel und schielte verbissen nach den Soldaten, bemerkte den Kandidaten, nickte ihm zu — und ging weiter. Armin stutzte: Hans Peder gibt mir nicht die Hand und bittet mich nicht in sein Haus? Sein Gang wurde darum nicht zögernd oder unsicher, nein, hastig, erhobenen Haupts betrat er die Wohnstube. Mettmari trug ein schlichtes Kattunkleid. Die Schönheit des Sundewitts war seit dem letzten Abschied noch schöner geworden, ihre goldblonde, strahlende, stattliche Erscheinung blendete ihn — er blickte und blickte, ohne ein Wort hervorzubringen.

Das Mädchen ging mit ernster Miene auf ihn zu und gab ihm mit einem kleinen Lächeln die Hand.

Plötzlich keck geworden, hielt er die Hand fest. „Bekomme ich nicht einen Kuß wie sonst?“

„Ja — a . . . den Kuß will ich dir nicht verweigern . . .“

Armin drückte leidenschaftlich seinen Mund auf ihre frischen Lippen.

Sofort trat sie zwei Schritte zurück, ihre Stirn hatte eine kleine Falte, ihr Mund einen energischen, ja trotzigen Zug bekommen. „Das war aber auch der letzte . . . das Spiel muß nun aufhören, Viggo.“

Er korrigierte die Anrede nicht. Der schlagfertige Redner verlor sogar die Geistesgegenwart und wurde zum Stotterer: „Wir . . . sind viele Jahre . . . die besten Freunde gewesen . . . von Kind an . . . kannten, schätzten wir einander . . . was . . . was soll das heißen, Mettmari?“

„Wir haben uns eben zu gut gekannt . . . ich weiß, daß du ein Tüchtiger und Zuverlässiger und ein ganzer Kerl, aber auch ein ganzer Hartkopf, wie ich, bist . . . unsre Freundschaft soll ja bleiben, wenn es nach meinem Willen geht . . . aber . . . aber Liebe war das nicht und wird das auch nicht mehr werden.“

Die Klarheit und Kälte ihrer scheinbar wohl überlegten Worte entsetzten ihn, Schweiß bedeckte seine Stirn und Blässe seine Wangen, denn eine ungeheure Angst packte den Furchtlosen, ein ungeheurer Abgrund tat sich vor ihm auf. Nach einer langen, stummen Weile beschlich ihn ein tiefes Verzagen, und ein Wehklagen brach aus seinem Munde. „All mein Arbeiten und Träumen, Wünschen und Hoffen war auf diese Stunde gerichtet, die mir Erfüllung und Ziel sein sollte. Ich kam mit der seligen Gewißheit, daß wir uns verloben würden, und du erklärst mir mit eisiger Ruhe, daß du mich nicht

liebst nnd meines Lebens tiefster Inhalt törichtes Kinderspiel und täuschender Wahn gewesen ist."

„Ich muß wahr sein . . ."

„Ja, du schenkst mir zum Willkomm reinen Wein ein, aber gallenbittren."

„Ich darf nicht lügen, ich weiß, daß mein Gefühl für dich nicht Liebe ist und niemals Liebe war. Wohl freute ich mich, wie auf einen guten Freund, wenn du kamst, aber ich grämte mich nicht, wenn du gingst, ich schrie nicht vor Schmerz und verging nicht vor Sehnen, wenn du fort warst. Wahre Liebe darf nichts andres dichten, denken, wissen, wollen als ihn allein, muß verblassen und verwelken, wo er nicht ist, muß aufjubeln in wildem Glück, wenn er erscheint. Dieses Gefühl hast du in meinem Herzen nie geweckt . . . unsre jahrelange Freundschaft war keine Liebe."

Armin setzte sich schwer auf einen Stuhl, der ganze Grund schwankte unter ihm. „Recht hast du . . . du hast mich nie geliebt mit meiner Liebe . . . ich, ich kenne die große Leidenschaft, von der du wie ein Wissender sprichst . . . wer lehrte dich die Weisheit, wer entzündete das Gefühl in dir?"

„Nein, nein, keiner . . . ich rede immer die Wahrheit." Das war überzeugend.

„So sei ganz wahr! Was hast du wider mich?"

„Die Schranke, die immer zwischen uns war, hat sich durch den unseligen Krieg zur Kluft vertieft. Du bist ein Deutscher, und ich bin eine überzeugte Dänin, die an ihrem Volke in seiner Bedrängnis noch fester hängt und Dänemarks Feinde haßt."

„Daß ich ein Deutscher bin und war und bleiben werde, das hast du jetzt wider mich?“

„Nein, zuwider ist mir, daß du die Landesfeinde nach Broacker brachtest.“

Er lächelte schwach. „Ich habe sie nur als Schlachtenbummler begleitet, sie wären auch ohne mich gekommen.“

Mettmari sprach scharf: „Willst du leugnen, daß du heimlich des Nachts im Pastorat gewesen bist? Und warum? Um den Preußen Aufschlüsse zu geben. Pfui, Viggo!“

Armin errötete unwillkürlich, aber er verschwieg nichts. „Ja, ich habe als guter Deutscher gehandelt und meinen Landsleuten hinterbracht, daß Broacker schwach besetzt sei.“

Ihre Augen blitzten zornig ihn an. „Pfui, du bist ein — Preußenspion gewesen. Willst du unsre Freundschaft zerreißen? Ein Spion ist immer verächtlich.“

Er stand vom Stuhle auf, stolz und trotzig, und seine ruhige Rede verriet nicht den Aufruhr seines Innern. „Ich werde tun, was ich meinem Vaterlande schuldig bin. Es wurde mir nicht gestattet, mit der Waffe zu kämpfen, darum muß ich meinem Schleswig-Holstein dienen, wo und wie ich kann.“

„Nein, nein, darum hättest du ein friedlicher Bürger bleiben und ruhig abwarten sollen, wie dieser Überfall eines räuberischen Nachbarn enden wird,“ eiferte die Müllertochter, „am allerwenigsten hättest du — pfui — ein Spion werden dürfen.“

Armin fragte barsch, jedoch mit einem bangen Blick: „Ist das dein letztes Wort? Nimm es zurück!“

„Nein, was ich gesagt habe, das mußte gesagt werden . . . ich kann keinen Buchstaben widerrufen!"

„Dann lebewohl, le—be—wohl, Mettmari!" Er kehrte sich nach einem langen Blicke um und ging festen Schritts von dannen; aber seine Hände fielen schlaff an seinem Leibe herunter, und ihm war weh, als wenn sein Herz und seine Hoffnung ihm erschlagen wären.

Das Mädchen besann sich plötzlich, lief ihm über den Hof nach und drückte herzlich seine Hand. „Viggo! Wir wollen als Freunde voneinander gehen."

Die putzenden Artilleristen sahen die Pantomime und kicherten laut.

Ein Schwall von urkräftigen, dänischen Flüchen klang von der Kornscheune her. Die ins Haus zurückeilende Mettmari horchte unruhig, nahm sofort ihren Kurs nach der Scheune und fand ihren Vater in hochgradiger Wut, auf plattdänisch und in allen möglichen gebrochenen Zungen die deutschen Diebe verfluchend, die ihm seinen Hafer gestohlen hätten. Die Fahrer der Batterie hatten die kargen Rationen ihrer königlichen Gäule und durch eine Ritze den schönen Hafer des reichen Bauern gesehen. Ein findiger Berliner bohrte in die Decke des Stalles, die den Fußboden des Kornspeichers bildete, ein großes Loch, durch das der Hafer rieselte und in den darunter gestellten Futterkorb fiel. Hans Peder hatte es gemerkt und wurde fuchswild, denn das ging ihm an den Beutel, ans Herz.

Der Berliner grinste: „Männeken, dett is doch en Mauseloch . . . wenn uns der Hafer vom Himmel und uf'n Kopp fällt, nehmen wir ihn natierlich als jute Jabe Jottes."

„Die Prëiß' sind die Mäus', sind Diebe und Spitzbuben." Der in seinem Jähzorn bornierte Bauer fuchtelte mit seinem Stocke und hätte vielleicht zugeschlagen und dann Mordsprügel bekommen, wenn seine Tochter nicht gekommen wäre und resolut den Vater weggeführt hätte. Nach einer Weile kam sie mit einem Knecht zurück, der durch einen Holzpflock das Mauseloch der Decke dichtete. — — — —

Armin ging durch den tiefen Schmutz und sah nichts als seine Not, nichts von den Offizieren, die das Ufer besichtigten und mit dem Glase nach den Schanzen schauten, nichts von dem Müllerwagen, der an ihm vorbeifuhr, noch von dem Müllerknecht, der unter seiner Schirmmütze merkwürdig nach ihm schielte. Der jähe Sturz aus allen Himmeln hatte seinen Geist betäubt. Die schöne Müllertochter war von jeher seines Herzens alter, fest fundierter Besitz gewesen, wie ein Kind, das im Reichtum geboren und aufgewachsen ist, fühlte er sich so sicher, sorglos und selbstverständlich in seinem Besitz, daß ihm nicht einmal im Traume eingefallen war, er könne je sein ihm von Jugend an bestimmtes Glück verlieren. Und heute hatte sie ihm mit klaren und entschiedenen Worten erklärt, daß er nie ihr Herz besessen habe und seine Liebe eine ungeheure Illusion gewesen sei. Das war die größte und gröbste Enttäuschung seines Lebens, die durch ihre Plötzlichkeit und Größe sein Denken lähmte. Sein Verstand stand ihm still, stand hilflos, wie vor einem der vielen bösen Welträtsel, die nicht zu fassen sind.

Doch nicht lange dauerte die dumpfe Verzweiflung. Sein Geist erholte sich von dem Schlage, fing an zu

fragen und Antwort zu finden. Warum hat sie noch beim letzten Abschied, als ich nach Kiel ging, herzlich meinen Kuß erwidert und bei diesem Wiedersehen mit so harter Überlegung den Bruch herbeigeführt? Weil sie eine Dänin ist und ich ein Deutscher bin. O, dieser herrliche, heilige Krieg ist die Ursache meines Elends, und dennoch will ich ihn preisen. Sie hat ihrem vermeintlichen Volke ein Opfer bringen und mit mir, dem Feinde Dänemarks, brechen müssen. Gut! Ist Mettmari eine unduldsame Dänin, so bin ich ein ebenso ganzer, fester und fanatischer Deutscher, der sein Lebensglück seinem Vaterlande opfern wird. Ich werde auch hinfort dem Feinde Schaden und Abbruch tun, wo und wie ich kann. Der heilige Krieg schlägt schwere Wunde meinem Herzen. Aber kann nicht der Friede wieder versöhnen, Brücken bauen und Brüche heilen?

Da fing die Hoffnung, die unvergängliche, unverwüstliche Trostblume der Sterblichen, wieder schüchtern, scheu und leise an zu keimen in dem hoffnungslosen Herzen dieses Mannes. Obgleich ein tiefes Leid auf seiner Seele lastete, handelte er mit der alten Energie, war er ohne Einkehr bei den Eltern durch Broacker und nach Gravenstein gegangen, wo er reichliche Arbeit als Dolmetscher fand. Stabszahlmeister, Oberauditeur und Generalstäbler rissen sich um ihn. Seine besondere Gabe war es, aus den Überläufern alles Wissenswerte herauszuholen. Alle Tage kamen sie nämlich zu den Vorposten und baten um Quartier, auch Jüten und Inseldänen, die Feiglinge waren und in der Gefangenschaft ihr Leben versichern wollten, aber noch mehr Schleswiger, die nicht gegen ihr Vaterland kämpfen

mochten. Eines Mittags brachte ein Sergeant ganz allein vierundzwanzig Gefangene, die eine brennende Liebeszigarre im kreuzvergnügten Gesicht hatten. Der Oberauditeur schnauzte mit seinen paar dänischen, lächerlich verdrehten Brocken sie an: „Dörepine!“ Das Fluchen hatte er korrekt gelernt. „Dörepine! Zigarrerne aus Mulen, aus Snabelen, wenn preußischer Herr Major mit euch snackt!“ Die Soldaten sagten grinsend, daß sie aus Angeln seien und kein Dänisch verständen. Hocherfreut, daß ihre gewiß berechtigte Fahnenflucht ihnen so gut gelungen sei, gaben sie allerlei Aufschlüsse. Die Dänen hatten beim Ausbruch des Krieges die gebornen Schleswiger eingezogen und rücksichtslos gezwungen, gegen ihre deutschen Landsleute zu fechten. Doch diese Krieger desertierten bei jeder Gelegenheit, darum wurde höllisch aufgepaßt und Befehl gegeben, auf jeden, der Miene zum Desertieren mache, scharf zu schießen. Trotzdem liefen die Schleswiger zum Feinde, d. i. zu ihrem Freunde, über; besonders beim 7. Regiment, das in seiner Mehrheit aus sogenannten Insurgenten bestand, wurde die Fahnenflucht so arg und allgemein, daß der General keinen andren Ausweg wußte und das ganze Regiment in die hinterste Reserve brachte und nach Norburg auf Alsens Nordspitze verlegte.

Die Überläufer erzählten mit Lachen: „Wir hatten uns verabredet zu desertieren, sobald wir auf Vorposten kämen. Als die Reihe an uns kam, gab man uns ein Dutzend Seeländer als Aufpasser mit, um auf uns zu schießen. Doch das verpurrten wir. Als sie während der Freiwache wie Dachse schliefen, schraubten wir das

Steinschloß aus ihren Gewehren heraus. Im richtigen Moment liefen wir zu den preußischen Vorposten. Die Seeländer zielten auf uns, drückten ab, gafften wie die Idioten, als kein Schuß fiel, rissen ihr Gewehr auf und verprügelten sich gegenseitig mit dem Geschrei: Du, du hast mein Schloß geklaut! Wir hatten ja Zeit, uns den Spaß anzusehen und eine lange Nase zu machen. Die meisten Dänen sind schon des Kampfes überdrüssig und schütteln verzagt den Kopf: Wenn das mächtige Dannewerk fiel, werden wir Düppel noch weniger halten können ... wozu sollen wir unser Blut unnütz vergießen, da wir doch nicht siegen können?"

Im preußischen Hauptquartier war man über die Stimmung im dänischen Heer durch die Überläufer unterrichtet, vielleicht etwas einseitig unterrichtet. Hegte man infolge dieser zum Teil übertriebenen Informationen die trügerische Hoffnung, daß der Däne bald Düppel räumen werde? Jedenfalls zeigten die Preußen keine besondere Aktivität in den ersten Februar- und Märzwochen des Sundewitter Feldzuges, nur aus dem Vorgelände der Schanzen wurde der Feind vertrieben. Es wäre besser gewesen, wenn man sofort ganz energisch mit der Beschießung begonnen hätte. Freilich mußten die schweren Geschütze aus dem Süden herbeigeschafft werden, was Zeit und Mühe kostete.

Claudius bat die Herren vom Generalstabe oft, endlich am Broacker Ufer Batterien aufzustellen. Die hohen Militärs lächelten freundlich, lächelten über den Kriegsminister des Augustenburgers. Auch die Soldaten brannten darauf, aus dem Dreck heraus und mit dem Bajonett an den Hannemann heranzukommen. Ihr

Dienst war äußerst mühselig. Die Vorposten gruben sich in Erdlöcher hinein, lagen in Wasser und Schmutz und mußten höllisch auf der Hut sein. Ihre Lage wäre unerträglich gewesen, wenn sie nicht reichlich Stroh bekommen und ihre nassen Höhlen ausgepolstert hätten. Auch wurden die Truppen, die am Feind standen, regelmäßig von andren abgelöst, um sich in den rückwärtigen Quartieren zu erholen.



Sechster Abschnitt.

Premierleutnant Udo von Barnekow stand bei Nübelfeld auf Vorposten und sah voll Mitleid die Erschöpfung seiner Mannschaft. Die zur Zeit abgelösten Leute lagen in ihren nassen, mit einer dicken Lehmkruste überzogenen Kleidern auf Stroh und versuchten zu schlafen trotz der Naßkälte, die durch die nie getrockneten Kleider und bis an die Knochen ging. Feuer durfte natürlich nicht angezündet werden. Die äußersten Posten, die der Leutnant revidierte, hockten in einem Erdloche, hockten bis zu den Knien im Wasser und mußten ihre Augen und alle Sinne aufs äußerste anstrengen, um nicht vom Feind überrascht zu werden. Die geringste Unaufmerksamkeit konnte ihnen und dem ganzen Detachement das Leben kosten.

Barnekow fand jeden Mann an seinem Platze, sah aber auch mit innerer Bewegung, daß jener blutjunge Soldat sein Letztes hergab und selbst die robusten Kerle durch die scheußlichen Strapazen ausgemergelt und am Ende ihrer Kraft waren. Er schüttelte den Kopf: Kein Pferd hielte das aus! Aber der Mensch ist ein Lebewesen, dem man mehr als einem Hunde und Maulesel zumuten kann, das mehr als ein Tier erträgt.

Er sagte das nicht laut, sondern tröstete leutselig: „Nur fünf kurze Stunden noch, dann kommt die Ab-

lösung, dann können wir schlafen, zwanzig Stunden lang schlafen."

„Zu Befehl, im weichen Federbett!" sagte der Sergeant. Sie lachten und hatten seit Wochen kein Bett gesehen. Ein ungestörter, warmer Schlaf war dem Leutnant, der von den letzten achtundvierzig Stunden kaum drei geschlummert hatte, und allen seinen Leuten das höchste Glück und die ewige Seligkeit.

O, die Preußen, die im endlosen Regen und Dreck vor Düppel auf Vorposten standen, haben eine Tapferkeit und Treue bewiesen, die eine weit größere Soldatentugend ist, als das rasche, in den Kugelregen hineinrennende Heldentum der Feuerschlacht. Da — und nicht im Sturm auf die Schanzen — hat die preußische Disziplin ihre Probe bestanden.

Barnekow sah einen Brandenburger, der frostklappernd die Schnapsflasche an den Mund setzte, — und schlug sie ihm aus der Hand. „Das Teufelszeug macht noch schlapper." Der Premierleutnant konnte scharf sein und saugrob werden. Gleich danach griff er aber in die Tasche und nahm vier harte Taler aus seinem Beutel, die er seinem Burschen gab, um in Nübel einen Kessel voll heißen Kaffee und zwei Kochgeschirre voll Glühwein zu holen. Das köstliche Getränk erwärmte die erstarrten Krieger.

Endlich kam die Ablösung, die eine Erlösung war.

Barnekow erreichte sein Quartier, das Hauptpastorat, riß die schmutzstarre Uniform, die fast stehen blieb, vom Leibe und kroch ins Bett, um eine Ewigkeit zu schlafen. Das eine Verlangen ließ Hunger, Durst und jedes andre Bedürfnis vergessen.

Kaum hatte er zwei Stunden tief und todähnlich geschlafen, als eine zarte Hand immer dringender, bittender an seine Tür pochte. Kein Geräusch, kein Gewitter, nichts in der Welt, als allein die Alarmtrommel, hätte den Schläfer wecken können. Die Klopfende weinte verzweifelt. Eine mitleidige Ordonnanz drang ins Zimmer und rüttelte den Offizier, der mit den verschlafenen Augen die weibliche Gestalt wenig geistreich angaffte. „Helfen Sie uns, helfen Sie uns!“ bat Judith.

Wo es einem andern beizustehen galt, war der Premierleutnant von Barnekow immer und überall und zur ungelegensten Stunde bereit, hilfbereit. Sie ging hinaus. Der Offizier warf sich in eine trockne Uniform. Judith war kreideweiß und kopflos und winkte nur. War ein Feuer ausgebrochen im Pastorat, oder stürmte der Däne Broacker? Nein, unten im Wohnzimmer stand die Müllertochter in großer Aufregung. Das Mädchen hatte viel von seiner Haltung verloren, hatte Tränen im Auge und Angst im Herzen, war aber resolut auf das erste beste Pferd gesprungen und rittlings nach Broacker galoppiert, um irgendwo und -wie Hilfe zu finden.

Der Müller Hans Peder hatte sich nämlich durch seinen dummen, dänischen Jähzorn in eine böse Situation gebracht. Mit erbosten Argusaugen sein Hab und Gut bewachend, gönnte er den verhaßten Preußen kaum die gelieferte Ration und wollte sich keinen Strohhalm nehmen lassen. Nun stand im Flur neben der Waschküche eine alte, abgedankte Truhe, die Gerümpel aufbewahrte. Der Sergeant hatte das Fleisch darauf gelegt, um es an die Korporalschaft zu verteilen, schnitt

es in Stücke und nahm ein Handbeil, um die Knochen zu zerlegen. Der Bauer, der auf eine Gelegenheit zum Dreinreden und Stänkern lauerte, kam darüber zu und schimpfte brutal: „Halt, Sie Klotz! Ich verklage Sie beim Major, daß Sie meine schöne Truhe total ruiniert haben.“

Der Sergeant blieb ruhig: „So leihen Sie mir doch einen Hauklotz, was mir in der Küche verweigert wurde auf Ihren Befehl hin, Sie — Bauer!“

Madsen antwortete höhnisch: „Lassen Sie sich von dem König von Preußen Klötze liefern, ich habe keinen zu verleihen oder zu liefern.“

Der Sergeant ignorierte den streitsüchtigen Müller, setzte seine Arbeit fort und hieb noch kräftiger auf die Knochenstücke, ohne die alte Kiste zu beschädigen.

Das Blut schoß dem Bauern in die Schläfen, der bohrende, bornierte Preußengrimm raubte ihm die Vernunft, er packte mit Wut den Sergeanten, der sich keiner Gewalttat versah, und schleuderte ihn gegen die Mauer, daß die Knochen knackten.

Hans Peder wurde blaß und vor seiner eignen Tat und Tollheit bange. Er hatte sich an einem preußischen Unteroffizier in Feindesland vergriffen, was ihm leicht das Leben hätte kosten können. Der Sergeant zog sofort blank, blieb aber ein besonnener Mann. Die Soldaten fielen im Nu über den Angreifer her und rissen ihn zu Boden, recht unsanft, sodaß Hans Peder grüne und blaue Andenken an Preußenfäuste und einen noch rachsüchtigeren Haß behielt.

Mettmari kam angelaufen und flehte auf deutsch die Soldaten an, ihren Vater nicht zu töten. „Ich

will einen Haublock herbeischaffen lassen und alles, was Sie wünschen, bringen."

Dagegen protestierten zwei, nämlich der Sergeant, der schroff-schrecklich antwortete: „Der Bauer wird vor das Kriegsgericht kommen und wahrscheinlich füsiliert werden." Aber auch der Müller knurrte bissig: „Du, du wirst dem Pröiß nichts, gar nichts bringen . . . ich bin ein Danebrogsmann und werde für Dänemark sterben, ster—ben." Bei seinem Heroismus wurde ihm nicht wohl, das zweite Ster—ben klang wie ein Schniefen und Schluchzen.

Das hübsche, deutschsprechende Mädchen machte Eindruck auf die rauhen Krieger und milderte ihren Zorn, sodaß sie den bösartigen Bauer nicht knufften, sondern mit seiner eignen Pferdeleine banden und in seinem Torfschuppen einsperrten, solange bis der Sergeant dem Major Meldung erstattet und Befehl erhalten hatte, den Delinquenten nach Gravenstein zu bringen.

Mettmari sah sich in der Not nach Hilfe um und dachte zuerst an ihren Jugendfreund, den sie vor kurzem so tief betrübt hatte. Während ihr Vater mit den gebundenen Händen wie ein giftiger Skorpion mit glubschen Augen im Torfschuppen hockte und ihre gelähmte Mutter im Bett lag und laut kreischte, warf sie sich auf ein Pferd und galoppierte fort. Vor ihrem Ohr klang immerzu das schrille, schauerliche Schreien der hilflosen Mutter. Plötzlich wurde es still, obwohl sie in der Entfernung nichts zu hören vermochte, still vor ihrem Ohr. Eine neue Angst, Ahnung, stieg, stieß in ihr empor: Sie stirbt, sie stirbt! Wer kann das Unbegreifliche erklären? In diesem Augenblick war die kreischende

Frau ganz still geworden und atmete schwer. Ein Schlagfluß hatte die ewig zuckenden Glieder zur Ruhe gebracht. Wird das Entsetzen um den Gatten, der ihres Lebens Liebe, Leid und Argwohn war, die Ärmste töten?

Die Müllertochter sprang vom Pferde und rief außer Atem: „Wo ist Viggo? Er kennt die Preußen und kann uns helfen . . .“ Jetzt war der Kundschafter der rechte Mann. Keiner konnte sagen, wo Armin sei. Die starke Mettmari fing an zu weinen. Aber Judith rief stracks: „Der Leutnant von Barnekow . . . ist ein guter Mensch.“ Sie weckte und verständigte ihn mit abgerissenen Worten.

Sonderbarerweise blickte Barnekow weniger die Sprecherin und weit mehr die blonde, unbekannte Dame an. Judith konstatierte mit ein klein wenig Neid, daß ihre Freundin auch auf diesen Preußenleutnant, wie auf alle, einen sofortigen, staunenerregenden Eindruck machte. Das war die erste Begegnung zwischen dem Herrn von Barnekow und der Jungfer Mette Marie Madsen und der erste Blick aus ihren erschreckten, fragenden, flehenden Augen, der ihn traf.

Der sonst so ernste und zurückhaltende Mann bot gleich seine Dienste an. „Ich werde mit Ihnen gehen und tun, was ich kann.“

Er ließ ein Pferd satteln und half ihr ritterlich auf den Dänengaul, den sie in plumpen Galopp setzte. Wenig Worte, aber einige Blicke wurden auf dem schlechten Wege gewechselt. Er blickte seitwärts und bemerkte, daß auch sie den Kopf gewendet hatte, ihn schnell gradeaus richtete und stramm über die Nase weg=

schaute. Schließlich faßte sie sich ein Herz und fragte ängstlich, ob man ihren Vater erschießen werde. Der Leutnant antwortete lachend: „Davon kann keine Rede sein . . . halten Sie uns Preußen für Barbaren?“

Sehr aufrichtig erwiderte die Müllertochter: „Nicht alle.“ Mit einiger Naivität bekannte sie, daß sie eine Dänin, wie ihr Vater sei . . . ob er trotzdem . . .?

Er lachte ihr ins Gesicht. „Sie sind zunächst eine Dame, der man beistehen muß.“

„Nein, nur eine Bauerntochter.“

Der Leutnant lachte noch unbändiger über die Bauerntochter, die ein so fließendes, korrektes Deutsch sprach, und war in guter Laune.

Barnekow sprach mit dem Major, es fiel ihm nicht schwer, die Sache in ein milderes Licht zu setzen. Dem beleidigten Sergeanten sollte als Sühne ein Schmerzensgeld gezahlt werden.

Als Mettmari dem Vater, der in seinem Torfschuppen gebunden saß und wie ein giftiger Skorpion brütete, die frohe Botschaft brachte, daß die schlimme Geschichte mit zehn preußischen Talern zu regulieren sei, und er merkte, daß es ihm nicht an den Kragen, sondern nur an den Geldbeutel gehe, fing der Trotzköpfige an zu bocken und zu brummen: „Ich zahle dem Pack keinen Schilling . . . sag' den Banditen, dein Vater ist ein Danebrogsmann und jeder Zeit bereit, für Dänemark zu sterben.“

Worauf Mettmari klugerweise gar nichts sagte, sondern stillschweigend die zehn Taler aus ihrer Privatkasse bezahlte.

In ihrer Aufregung und Eile hatte sie ganz vergessen, dem Leutnant zu danken, sie lief hastig-heiß in den Hof, als er den Fuß in den Steigbügel setzte, und — stammelte warme Worte. Da riß der Vater das Fenster auf und schrie: „Mettmari . . . Mettmari . . . deine Mutter . . . deine Mutter stirbt." Die Stimme klang so entsetzt und gellend, als wenn etwas Grausiges geschehen sei.

Das Mädchen stürzte ins Haus und fand die Mutter weiß, reglos, still, wie eine Schlafende, nur die Augen standen offen und erregten Grausen.

Sogar der preußische Offizier stutzte bei dem Schrei des Müllers und blieb horchend neben dem Pferde stehen. Er hörte die Türen schlagen, die Mägde schluchzen, er glaubte das Weinen des jungen Weibes — das war wohl Einbildung — zu hören. Warum ging der preußische Offizier, einem Drange des Mitleids gehorchend, ins Trauerhaus? Hans Peder saß neben dem Alkovenbett, wischte sich die Augen und sah den Offizier wütend an. Barnekow entschuldigte sich, blickte die weinende Mettmari mitleidig an und drückte eine etwas rauhe Frauenhand mit schlichten Trostworten: „Ich habe auch meine Mutter verloren und verstehe Ihr Weh . . . ." Dann ging er auf leisen Zehen aus dem Hause.

Hans Peder machte ein giftiges Gesicht und knirschte erbost: „Was will der Pröiß dir kondolieren! Die . . . die Pröißen haben deine Mutter umgebracht."

Trotz ihres tiefen Seelenschmerzes protestierte Madsens Tochter lebhaft: „Du darfst ihm nicht fluchen,

dieser Offizier ist ein guter, edler Mensch, ihm verdankst du es allein, daß du nicht ins Gefängnis gekommen bist."

„Dem Pröiß' habe ich nichts zu danken, dafür hast du ja zehn Taler bezahlt," brummte der Müller, der Bescheid wußte. „Ich . . . ich werde es den Hunden heimzahlen, daß sie mich wie ein Schwein gebunden haben." Er hegte jenen verschlossenen, bornierten, tückischen Bauernhaß. Daß er die Gäste dulden, ja mit Fourage und Lebensmitteln versorgen, daß er schweigen mußte und nur hinter der Gardine schimpfen und wüten konnte, vermehrte seinen Grimm.

Mit einem stereotypen Geschluchz, mit dem roten Taschentuch über sein rundes Gesicht hinfahrend, erzählte er beim Leichenbegängnis, erzählte er zehnmal am Tage jedem Sundewitter, den er traf, daß die Pröißen seine Frau, seine gelähmte, gute, treue Frau, die noch zwanzig Jahre hätte leben können, durch den Schreck erschlagen und ermordet hätten. So oft und mit solcher Überzeugung tat er es kund, daß er es zuletzt selber glaubte. Das ist der Boden, auf dem der wilde Fanatiker geboren wird und gedeiht. —

Der Totengräber von Broacker trank nach getaner Arbeit im Kruge vier Kaffeepünsche, denn das große Grab für die große Leiche war fertiggestellt.

Der Hauptpastor hielt eine schöne Leichenrede und bekam ein ganz bedeutendes Leichenopfer. Alle Männer des Gefolges marschierten im Gänsemarsch durch die Kirche, legten auf das Küsterpult ein kleineres und auf den Altar, den sie umwanderten, ein größeres Geldstück nieder. Ein preußischer Offizier, der in Pickelhaube und Schärpe der toten Bäuerin das Geleit gegeben hatte,

konnte die merkwürdige Prozession um den Altar herum nicht begreifen. Darum schloß er sich dem kuriosen Gänsemarsch nicht an, sondern ging leise aus dem Gotteshause.

Hans Peder machte nachher seinem Ärger Luft. „Was wollte der Kerl mit seiner Pickelhaube uns die Kirche ausschänden und meine arme Gita im Sarge ärgern?"

Mettmari hob das verweinte Gesicht. „Es ist der Pastorats-Leutnant, der dich vor dem Kriegsgericht bewahrt hat."

Der Vater brummte: „Du dumme Gans, das soll nicht ausposaunt werden."

„Die Geschichte ist in ganz Broacker bekannt."

Er sah die Soldaten vom 35. Regiment, die zum Appell gingen, wütend an und brüstete sich, um seinen Orden mit dem rotweißen Bande zu zeigen.

Die dänischen Bauern im Sundewitt, die weit in der Mehrzahl waren, sahen in den Deutschen ihre Feinde, begegneten aber der Einquartierung meistens mit falschfreundlicher Ehrerbietung, duckten sich vor der Macht und konspirierten insgeheim mit den Dänen. Das war ein großer Übelstand während des ganzen Feldzuges, daß die Bevölkerung den dänischen Agenten und Spähern Vorschub leistete, und manche Bewegung der preußischen Truppen vorzeitig verraten wurde. — — —

Die Pastorin Claudius bespeiste jeden hungrigen Soldaten; besonders die paar Polacken im Regiment, die mit ihrer Ration nicht auskamen, baten um Wurst und Brot für „armes, hungriges Soldat." Im Pastorat wurden alle zwei Tage zwei Scheffel Mehl verbacken.

Peter Grin erhielt den Auftrag, das Gespann zu nehmen und einige Sack Roggen mahlen zu lassen. In der Wassermühle, die große Militärlieferungen hatte, wurde ihm mit Lachen gesagt, daß er bis morgen früh um sechs warten müsse, bis er an die Reihe käme. „Ick bün ken Buer un Döskopp," grinste Peter und fuhr nach der alten Windmühle des Hans Peder Madsen.

Die Knechte, die zum Mahlen kamen, strängten die Pferde ab und gingen in die Mahlstube, wo sie ihre Pfeife stopfen konnten, einen Schnaps bekamen und mit Schwatzen die Wartezeit totschlugen.

„Nee, ick dank, ick drink ken Köhm," sagte Grinpeter sehr energisch. Seitdem der dänische und verdammte Sergeant auf seine Kosten eine Flasche Schnaps getrunken hatte, haßte er den Branntwein.

Ein weiß bestäubter Müllerknecht, der die Mütze keck und schief auf dem Ohr und scheinbar einen Kleinen getrunken hatte, schenkte sich ein Glas ein, stürzte es hinunter und sagte mit pastoralem Pathos: „Der Branntwein stärkt den Körper und erquickt die Seele und wirft zuletzt den ganzen Menschen in die Gosse hinein." Der lustige Knappe sprach hochdänisch, und zwar mit dem singenden Tonfall des Seeländers, was kaum auffiel, sintemal die Dänen seit Jahren Schleswig abgrasten. Peter Grin, dem alle Seeländer Schubjaks und Spitzbuben waren, hatte immer einen mehr oder weniger gaffenden Gesichtsausdruck, saß aber jetzt mit offnem Maule da, so daß der Seeländer im Fortgehen ihn fragte: „Schnappst du Fliegen?"

Der Jungknecht des Pastorats glotzte ihm nach und grübelte: De Kirl! Hm, datt fine und freche Gesicht

kümmt mi bannig bekannt för! Er konnte aber in seinem etwas engen und beschränkten Gehirnkasten nicht gleich das Konterfei des hochdänischen Müllerknappen finden. Darum schlenderte er hinter den Schuppen, wo er beobachten konnte, wie der Knappe sich auf den Müllerwagen setzte, um über Land zu fahren. Hier fand er das Gesicht in seinem Gehirnkasten, in seinem Gedächtnis.

Peter klatschte sich auf den Hinterschenkel, biß sich vor Schadenfreude auf den Daumen und grinste. „Dunnerslag! Nu kenn ick den Slüngel, den Schubjak wedder . . . datt is de dänische Leutnant von de Kanaunen, den'n sin Perd ick holen mußt, und de mi en fixen Puff als Drinkgeld gew!“ Das war ja der Priemleutnant, dem er Rache geschworen!

Peter fuhr tiefsinnig heim und fühlte triumphierend, daß er eine großartige Entdeckung gemacht, wußte aber noch nicht, wie sie am besten zu verwerten sei. Da er glaubte, daß ein langer Insurgenten-Unteroffizier sein Vater sei, fühlte er deutlich das deutsche Blut, das in seinen Adern brauste. Er war sich darüber im Klaren, daß der Kerl, der den Müllerknappen spiele, von den Preußen erschossen werden müsse, nur konnte er darüber nicht ins Reine kommen, wo man Meldung erstatten müsse, damit der Schubjak ganz gewiß eine Kugel oder einen Strick um den Hals bekäme. Peter biß seinen Daumen und grinste mit der glückseligen Bosheit des Halbtrottels. Dem Pastor, der ihm ein höheres Wesen war, konnte er sich nicht anvertrauen, noch weniger der Pastorin, vor der er einen höllischen Respekt hatte. Die preußischen Offiziere, die sein Dänisch nicht verstanden, würden ihn auslachen. Der viel gehänselte Bursche

hegte ein tiefes Mißtrauen gegen die Menschen. Doch da war im Pfarrhofe eine, zu der er ein unbegrenztes Vertrauen hegte, und das war das gütige Pastorfräulein, das ihn niemals gefoppt hatte. Dem Fräulein wollte er sich offenbaren.

Bei der ersten unpassenden Gelegenheit, als sie in Morgentoilette das Geflügel herausließ und sehr viel Eile hatte, um nicht den Offizieren unfrisiert zu begegnen, winkte Peter mit der großen Faust; stotternd, stoßweise plumpste es aus ihm heraus. „Fröilein, Fröilein, ick weet watt ganz Nies, de dänische Priemleutnant is jetzt in Dünth . . .“

„Priemleutnant? Welcher Leutnant priemt? Du meinst Premierleutnant . . .“

„Jaa, de Kirl, de gern en Grog mocht und de Herr Pastor sin swatte Büx kregen hett . . .“

„Himmlischer Herrgott! Leutnant Anker . . .“ Judith verfärbte sich und schnappte nach Luft.

„Jaa, de Kirl mit datt komplete Gesicht is nu Müllerknecht bi Hans Peder Madsen . . . ick heff em mit min egen Ogen sehn und will datt up Bibel und Katekismus beswören.“

Die Pastortochter war einer Ohnmacht nahe. Anker, ihr Ideal, ihr Einziger, als Müllerknappe verkleidet, als Spion im Sundewitt und in stündlicher, gräßlicher Gefahr, erwischt, erschossen zu werden! Zu ungeheuerlich, aber dem Wildfang und Tollkopf nicht unähnlich! Ihre zitternden Beine trugen sie kaum in die Giebelstube hinauf. Das war furchtbar, furchtbar. Anker ein Dänenspion und in Dünth bei dem Müller! Das empörte ihr deutsches Gemüt und durfte nicht geduldet

werden. Wilder hämmerte ihr Herz, höher und bis zum Halse hinauf stieg ihre Angst. Ihr Gewissenskonflikt war unerträglich, denn ihr Patriotismus und ihre Liebe lagen sich in den Haaren.

O, hier mußte schnell gehandelt werden, aber wie? Ihre erste Tat und Handlung war, daß sie Grinpeter einen blanken Taler in die Hand drückte und ihn auf die Bibel und alle zehn Gebote schwören ließ, keinem seine Entdeckung mitzuteilen.

Die Mutter rief von unten scharf und schärfer: „Judith, Ju—dith . . . du bist ja ganz aus dem Häuschen . . . woran denkst du?“

„Ich . . . ich denke an die arme Mettmari, die ihre Mutter verloren hat . . . ich möchte sie trösten . . . ich muß nach Dünth.“

„Ja, morgen, morgen!“ —

Am nächsten Vormittag watete die Pastortochter durch den tiefen Schmutz, in dem ihre Gummischuhe fast stecken blieben. Der Zufall war ihr gnädig. In der Einfahrt des Wirtshauses hielt der Wagen mit dem Plandach — der Kutscher oder Knappe saß natürlich vor einem Kaffeepunsch in der Schenke, die sie nicht betreten konnte. Wie ein Soldat auf Posten, stand sie hinter dem Knick drei volle Viertelstunden. Sie mußte Gewißheit haben. Endlich knarrten die Räder. Der Knecht hatte die Mütze schief auf dem und scheinbar einen Kleinen im Kopfe, wippte mit der Peitsche und trällerte ein Soldatenliebeslied, sodaß Judith noch tiefer sich duckte.

Ein Blick in das volle, runde, allzu rote Gesicht des Knappen genügte. Es war der Einzige und Un-

vergeßliche, den sie auch in seiner abscheulichen, ordinären Verkleidung unter Tausenden erkannt hätte. Sie hätte schreien mögen: Retten Sie sich nach Düppel, Sie sind vom Tode umgeben! Aber sie mußte sich auf einen Prellstein setzen und brachte keinen Ton hervor. Es war ja unmöglich, daß des Leutnants große, breite Gestalt durch die doppelte Kette der preußischen Posten hindurchschlüpfte. Oder war ihr Anker tot und sein Geist ihr begegnet? Nein, Geister singen keine dubiösen und derben Lieder. Der verwegene Anker, der tollkühn ins Sundewitt, in die Höhle des Löwen ging, war trotz allem ein Held. Sie mußte ihn bewundern, obgleich er als Knappe wenig heldenhaft ausgesehen hatte.

O, wenn sie ihn fangen und füsilieren! Das eisige Grauen lief ihr über den Rücken. In ihrer Angst um ihn betete sie für den geliebten Dänen. Ach, das Gebet für einen Dänenspion war wohl eine Sünde gegen ihr Vaterland, ihre Eltern, ihre eigne Überzeugung. Welche Konflikte zerrten und rissen an ihrer armen, schwachen Mädchenseele! Ihre Liebe zu Anker befahl ihr, den Tollkopf zu warnen, ihre Liebe zum Vaterland bedrohte sie mit den Strafen des Himmels.

Judith ging nach Dünth. Neue Fragen, neue Ängste! Mettmari mußte doch den Müllerknappen alle Tage sehen, mußte doch wohl in das Komplott eingeweiht sein. Warum hatte ihre Freundin ihr nichts anvertraut? Pfui, das war keine wahre Freundschaft, das konnte schlimme, vielleicht schreckliche Gründe haben. Ein schändlicher Argwohn, eine schwarze Eifersucht ging wie ein Schwert durch Judiths Seele. Wenn Mettmari eine Heuchlerin wäre und den Leutnant Anker

lieb hätte . . . wenn sie als Dänin den Dänenheld liebte? O, dann müßte ich meine Freundin hassen.

Dieser unselige Gedanke drängte alle andren Fragen und Gefühle in den Hintergrund. Die Pastortochter hatte — zum dritten Male in ihrem Leben — jene Energie und Initiative, die ihr selbst unheimlich war. Ihre Schritte wurden lang, ihre Lippen schmal, ihre sanften Augen wurden grell. Ich muß die Wahrheit, auch wenn sie weh tut, erfahren, erforschen, ich muß ihr die Maske vom Antlitz reißen. Aber wie?

Ich will die Dänin düpieren.

Wo des Weibes Liebe anfängt, hört des Weibes Freundschaft auf.

Mettmari trauerte tief um ihre Mutter und verbarg ihren Schmerz vor den Leuten. Wenn die Nachbarn zum Kondolieren und mit dem gutgemeinten Trost kamen, es sei die Kranke ja eine Last für sich und andre und der Tod eine Erlösung gewesen, o, dann konnte sie böse Augen machen und ärgerlich antworten: „Mir war sie ein Glück, das ich gern zwanzig Jahre behalten hätte.“

Trotz der Trauer ging die Arbeit im Bauernhause ihren Gang. Die Müllertochter hatte selbst den Teig in den Backofen geschoben und ließ jetzt den Magerkäse aus der Presse nehmen. Im Käsekeller fand die Pastortochter ihre Freundin, die sie nach ihrer zärtlichen Gepflogenheit vier-, fünfmal abküßte. Judith, Judith, waren das nicht Judasküsse?

Sie spitzte die Zunge. Völlig unvermittelt, unvermutet kam die Frage: „Höre mal, Mettmari, konditioniert der Leutnant Anker bei Euch als Müller-

knappe?“ Die Fragende lauerte die Wirkung der Worte ab, die nur eine zwiefache sein konnte. Entweder wird sie mich laut auslachen oder erblassen, erzittern.

Was war die Wirkung der düpierenden Diplomatie?

Mettmari ließ das Sieb fallen, starrte, stotterte: „Barmherziger Gott! Ist es ruchbar, daß Anker hier ist? Mein unseliger Vater ist verloren . . .“ Das beherzte Mädchen weinte in Angst, ihre Brust wogte.

Der Pastortochter wurde ganz bange bei diesem Erfolg ihrer Überrumpelung. Sie bereute ihre schlaue Bosheit und umarmte ihre Freundin. „Ich sah ihn auf dem Wagen . . . keiner außer mir hat eine Ahnung von seiner Anwesenheit, das entsetzliche Geheimnis bleibt in meiner Brust.“

Da winkte Mettmari ihr und suchte ein verstecktes Plätzchen. Nur in der Rauchkammer waren keine Soldaten oder Domestiken. Hier schlossen sie sich ein. Die Müllertochter zitterte vor Erregung und Zorn. „Ich verwünsche den Menschen, der uns um Hof und Hals bringt. Der leichtsinnige, verrückte Patron hat sich nachts im Boote von Alsen nach Sandberg übersetzen lassen, hält sich seit vorgestern bei uns auf . . . meinetwegen mögen die Pickelhauben den Tollkopf erschießen!“

„O, Anker . . . Anker darf nicht sterben.“ Judith fing an zu schreien, sodaß die andre ihr den Mund zuhielt. „Laß das Gekreisch, du Dummerchen! Unkraut vergeht ja nie . . . der verrückte Anker soll noch in dieser Nacht unser Haus verlassen . . . ich habe es ihm energisch gesagt, daß ich ihn sonst anzeige . . . der Windhund wird sich schon salvieren, aber wir . . . wir sind in der Gewalt der Preußen. Mein betörter

Vater hört in seiner Preußenwut gar nicht auf meine Warnungen und Bitten, sondern schiebt mich beiseite: Das ist nichts für Frauenzimmer."

Fräulein Claudius rief wenig tröstlich: „Wenn er mit den Dänen konspiriert, wird er ohne Gnade erschossen."

Mettmari schluchzte. „Gefleht, gedroht, gerungen habe ich mit dem starrköpfigen Vater, der in seinem Haß wie besessen ist. Ich kann nicht erfahren, was der Elende . . . der Anker treibt, was sie heimlich verhandeln."

„Kannst du nicht an der Tür horchen?"

„Sie gehen ja nachts nach der Mühle, wo sie lange aufsitzen . . ."

Judith kombinierte klug und sagte weise: „Die beiden wollen einen Aufstand der Südjüten anzetteln und, während die Dänen aus den Schanzen einen Ausfall machen, hinterrücks über die Preußen herfallen . . . das Tücksche und Hinterrücksche liegt in der Natur der Dänen."

Das wurde übel vermerkt. „Nein, meine Teure, die Dänen sind keine Tückebolde, nein, so verrückt ist nicht einmal dein verrückter Anker, geschweige denn mein Vater. Ich weiß nicht, was sie spinnen, ich weiß nur, daß ein Unglück, ein Entsetzen, ein Fallbeil über unsrem Hofe hängt. Nachts höre ich im Traum die Schüsse fallen, die meinen Vater töten, am Tage graut mir, wenn fremde Soldaten kommen, ich fürchte, daß sie den Müller arretieren sollen. O, ich habe keine Mutter, keinen Menschen . . ."

„Hast du nicht mich, deine intimste Freundin?" fragte Judith mit leisem Vorwurf. „Du, sollen wir uns

nicht meinem Bruder anvertrauen? Er weiß in allen Dingen Rat und das Rechte zu treffen."

„Nein, er ist ein Spion der Preußen." Die Antwort klang hart.

Nach einer Weile wagte Judith einen neuen Vorschlag. „Was, wenn wir dem Leutnant Barnekow unsren Jammer offenbarten? Er ist ein edler Mann und würde uns nimmermehr verraten."

Mettmari rief seltsam erregt: „Nein, nein, nur das nicht! Barnekow müßte sofort, was seine Offizierspflicht ist, Anzeige erstatten. Nur das nicht! Er würde mich, die Tochter des . . . des Dänenspions, verachten, würde vielleicht glauben, daß ich Mitwisserin bin. Er darf es nie erfahren, hörst du!" Sie weinte, als wenn das von allen drohenden Schrecknissen das allerschrecklichste ihr sei.

Die Freundinnen haben keinen Ausweg gefunden und unter vielen Küssen Abschied genommen.

Anker verließ in der Nacht die Mühle und den Hof, nachdem die Müllertochter vor ihm gestanden und mit dem Fuße gestampft hatte. Er ging heimlich und plötzlich, wie er gekommen. War seine Mission beendet?

Mettmari wurde in den nächsten Tagen nach der Abreise des gefährlichen Gastes ruhiger, da sie nichts Verdächtiges bemerkte. Es fiel ihr allerdings auf, daß Bauern, die hier nicht mühlenpflichtig waren, zum Mahlen kamen. Doch der Vater wurde freundlicher, fluchte nicht ganz so gotteslästerlich über die Banditen mit dem Blitzableiter auf dem Kopfe und tröstete sich und seine Tochter mit der Zuversicht, daß die Großmächte den Dänen helfen und alle Preußen vor Düppel

einen blutigen Tod finden würden. Die gute Dänin glaubte es nicht so ganz und behielt ihre Meinung, daß nicht alle Preußen ein so gräßliches Ende verdient hätten, für sich. Sie war ruhiger geworden.

In dem friedlichen Pastorat dagegen war eine ewige Unruhe, ein Laufen und Rufen, ein Bürsten und Klopfen, ein buntes Gewimmel von Uniformen, ein steter, starker Geruch von Lederzeug, Stiefelschmiere, Schweiß und Kasernenduft. In allen Zimmern lagen Offiziere und Soldaten, im Wohnzimmer kampierten vierundzwanzig Mann auf Stroh. Der Schmutz, den sie ins Haus trugen, mußte herausgeschaufelt werden. Man konnte sich in seinem Hause kaum rühren, ohne auf einen schnarchenden Krieger zu treten. Kein Wasser, kein Besen kam dagegen an. Die saubre, propre Pastorin litt unter der ewigen Unreinlichkeit und Unordnung, aber sie litt freudig für ihr Deutschtum. Jedes Ungemach wird klein in solchen Glückstagen. Schrecklich war allerdings, daß ein Heer von Flöhen mit den deutschen Helden einzog, und einer der schlimmsten Augenblicke in ihrem reinlichen Leben, als sie auf dem Sofa mit einem Aufschrei die erste — Laus fand. Es blieb nicht bei der einen. O, die gräßlichen Läuse, die sie jetzt zum erstenmal in ihrem Leben von Angesicht zu Angesicht kennen lernte, waren ein Schrecknis, eine Scheußlichkeit, obgleich sie wohl einsah, daß die armen Kerle, die nicht aus den Kleidern kamen, sich von Ungeziefer nicht reinhalten konnten.

Da ging Frau Claudius zum Obersten und bat ihn, mit etwas weniger Einquartierung beglückt zu werden.

Ein andres Ungemach waren die erotisch veranlagten Soldaten, die mit den Mägden zu schäkern versuchten. Die Pastorin überwachte ihr weibliches Gesinde und wunderte sich baß, wie erstaunlich schnell Karen, Maren und Mari deutsch zu radebrechen gelernt hatten. Sie hatte ja selbst die Mägde ermahnt: Nun müßt ihr flink deutsch lernen. Und nun, wo jene sehr gehorsam gewesen, war ihr der Lerneifer höchst ärgerlich.

Die scharfhörige Frau vernahm ein Gekicher, trat unvermutet in die Küche und kehrte den preußischen Polacken, der Moßikatzki hieß, von seinen Kameraden germanisiert worden war und „Muschekatz" genannt wurde, heraus. Der Kerl war unverfroren, verliebt, gefräßig, beharrlich, aber bei aller Dreistigkeit immer höflich und devot. „Her—r—aus!"

Der Pole ging nicht, sondern stand stramm vor der Hausfrau und polackte: „Zu Befell! Herr Leutenamb von Basedoff haben gesakt, Soldat soll sich sein in Quartier anständick, sehr viel höflick und dienstbereit. Haben sich Panje Pastor nix zu tun für Moßikatzki, nix Wasser zu tragen, Stiebel zu putzen, Hemd zu waschen, Holz zu holen?"

„Nee, in der Küche ist absolut nichts für Sie zu tun." Die Pastorin mußte lächeln, die Mägde grinsten in die Schürze.

Der Pole blieb stehen und bat beharrlich: „Gnädicke Madamm, haben Sie sich nix zu putzen, nix zu klopfen, nix zu waschen?" Der Kerl war sehr dienstbeflissen, um in der Küche Zutritt zu haben und mit den Dirns zu karessieren.

Da sagte die Pastorin, die einen Schalk hinter dem Ohre hatte, um den Polen in den April zu schicken. „Eine große Arbeit habe ich . . . befreien Sie uns von dem Ungeziefer, fangen Sie im Wohnzimmer alle Läuse!“

„Zu Befell, Panje Pastor! Und für ganse kleine Läuse kriegt sich Moßikatzki einen Schnaaps gansen großen.“ Der Pole salutierte und machte rechtsum.

Die Pastorin dachte gar nicht mehr an den Aprilscherz.

Eines Frühmorgens beim Schein der Laterne saß die Jungmagd im Kuhstall und strippte und strullte. „Kis, kis!“ rief sie, denn eine Katze naschte und schleckte an dem vollen Milcheimer, der auf dem Gange stand. Die Rotbunte muhte mißtrauisch und scheute seitwärts, sodaß die Melkerin aufblickte. Himmel! Ein Schreck fuhr ihr in die Glieder. Ein Riesenkater, nämlich der Musketier Muschekatz, lag auf den Knien vor dem Eimer, steckte Mund und Nase in die Milch und schlürfte in sich, was er schlucken konnte. Der Pole konnte, wie ein junger Fischreiher, immerzu essen und verschmähte nichts Eß- und Trinkbares.

Maren fuhr den Milchdieb grob an: „Watt hett he hier to slappen! Herut!“

Der Pole leckte sich mit der langen Zunge die Milch aus Bart und Schnauze und grinste: „Ei, hat sich geschmeckt wie ein Süßer von Snuttchen deiniges . . . willst du sein Schatz meiniges?“ Er hüpfte hinter die Melkerin und umschlang ihr blühendes, rotbackiges Gesicht.

Sie machte sich frei und kam auf die Füße, sie schrie nicht um Hilfe, sondern kommandierte: „Herut ut den

Stall! Du Melkdev! Ick tell . . . een, twe, dre . . . und dann wohr di, min Jung!“

Muschekatz schmeichelte. „Fräuleinche schönstes in Sunnewitt, seien Sie sich nicht böse auf armes Polack!“

„Ick will di polacken!“ Maren packte und puffte den polnischen Helden aus dem Stalle.

Moßikatzki fluchte Psja krew, Psja krew und trollte sich über den Hof. Vorsichtig schob sich sein Kopf durch die Küchentür und sicherte. „Is sich Panje Pastor hier?“ Die Großmagd schüttelte ermutigend ihr rundes Haupt. Er schlüpfte hinein und umschlang die umfangreiche Taille der Magd, die beinahe so breit wie lang und sicherlich keine Schönheit des Sundewitts war. Den rechten Arm legte er um die dralle Gestalt, während seine Linke nach dem Frühstück der Großmagd, das auf dem Tische stand, langte und eilig Stück für Stück in seinen Mund schob.

Der wie ein Pelikan schlingende Krieger schmatzte und schmachtete: „Ei, Schatz meiniges, du bis schön wie Kapusta, du bis wie Flakki zum Fressen, aber Maren is sich häßlich, is Hexe.“

Das hörte Karen, die auf ihre hübsche Mitmagd neidisch war, sehr gern, und sie sträubte sich nicht, als der Edle aus Jwanowrazlaw sie küßte.

Die Kuhmagd drüben molk ruhig weiter. Die bunten Röcke und die blanken Knöpfe machten keinen Eindruck auf ihr Gemüt. Sie dachte bei ihrer vielen Arbeit immer nur an einen, den sie wohl nie mehr sehen würde; ohne je zu träumen, dachte sie mit Sehnsucht an die schöne Zeit und mit Schrecken an die Stunde, wo der Bauer sie überrascht, sie eine lüderliche Person genannt

und ihr sofort gekündigt hatte. Nein, lüderlich war sie nie gewesen. Sie aß und schlief und arbeitete, ohne zu klagen oder zu kränkeln, ohne daß ihre vollen Backen blässer wurden, ohne zu weinen oder zu warten. Daß ein Hufnersohn keine arme Magd heiratet, war ihr ein Stück der Weltordnung, daran sie gar nicht zu rütteln wagte. Und das war die schlichte Treue der Magd, die nicht so sehr ihm, dem Rackebüller, der eine Bauerntochter mit fünftausend Talern heiraten sollte, als sich selber treu blieb.

Die Pastorin trat in die Küche und traute ihren Augen kaum. „Was! Sie sind hier?"

Muschekatz erhob sich unverfroren und stand stramm. „Zu Befell! Panje Pastor! Melde mich gehorsamst, habe mich gesammelt Läuse . . . dreiundvierzig aus Hemd meiniges . . . heute wird Musketier Schreiber refidiert und hat sich noch vül mehr in Hemd seiniges." Der brave Pole holte prompt eine alte Wichsschachtel hervor, öffnete die Pandorabüchse und hielt sie triumphierend der Pastorin unter die Nase. Sage und schreibe, dreiundvierzig der kleinen, niedlichen Tiere krabbelten darin herum.

Uh—hu! Frau Claudius prallte mit abwehrenden Händen zurück und schnappte nach Worten. „Wer— werfen Sie sie . . . nicht, nicht aus dem Fenster . . . ins Feuer, ins Feuer!"

Karen und Maren und Mari bliesen die Backen auf und prusteten. Dreiundvierzig Lebewesen erlitten den Flammentod.

Der Pole war sehr stolz auf sein Werk, hob hervor, daß er bis zwölf Uhr in Haut seiniges gesessen, ge-

froren und gepirscht habe. „Kriegt sich armes Soldat jetzt Schnaaps ganse großes, wie Panje Pastor gesakt hat?“

Die Pastorin fühlte trotz allem eine gewisse Befriedigung, daß dreiundvierzig dieser kleinen Bestien getötet seien, und füllte ein Glas.

Muschekatz lachte mit dem ganzen Gesicht. „Ei, hat sich Blume.“ Seine Nase sog das Aroma des Branntweins ein, sein Mund trank langsam und selig, seine lange Zunge langte hinein und leckte die letzten Tropfen aus dem Boden des Glases. — — — — — — — —

In den Tagen ging ein Gerede im Sundewitt, daß es zum Kampfe kommen werde und ein großer Ausfall der Dänen zu erwarten sei. Niemand weiß, wie solche Gerüchte entstehen, die urplötzlich in aller Munde sind. Die Soldaten waren des Herumliegens, des gräßlichen Hundelebens in Dreck und Nässe überdrüssig und sehnten sich nach einer reellen, raschen Schlacht. Der Wunsch war der Vater des Geredes gewesen.

Die Gemüter im Pastorat und im Dorfe wurden schwer beunruhigt. Hieß es doch, daß der Feind über die Landenge nach Broacker dringen und der böse Rolf Krake gleichzeitig Gammelmark und die ganze Gegend mit Vierundachtzigpfündern beschießen werde, um die strategisch wertvolle Halbinsel wiederzugewinnen.

Judith hatte immer an Anker gedacht und viel für ihn gebetet, obgleich sie des Glaubens war, daß der kühne Held längst wieder hinter den Schanzen und in ziemlicher Sicherheit sei. Da hörte sie die schreckliche Neuigkeit, daß Broacker gestürmt und beschossen werden

und mit dem Pastorat in Flammen aufgehen solle, und das geängstigte Mädchen rang die Hände. Nun galt es, nicht für den dänischen Offizier, sondern für sich selbst, für Vater und Mutter und das traute Pfarrhaus aus Leibeskräften zu beten.

Nach einer Weile lief sie aufgeregt durchs Haus und in das Zimmer, in dem der Premierleutnant von Barnekow saß und Briefe schrieb. Der schüttelte bei und ob ihrer Rede den Kopf und lächelte leise, seine Gelassenheit goß eine große Ruhe in ihr Gemüt. „Die Dänen werden hübsch in den Schanzen bleiben und heilfroh sein, wenn wir nicht über sie herfallen und sie herausräuchern. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß kein dänischer Soldat — er sei denn Gefangener — die Halbinsel Broacker betreten wird. Übrigens, heute abend rücke ich für einige Tage in die Vorpostenstellung."

„O, Sie waren uns ein Schutz . . . wir hatten zu Ihnen ein unbedingtes Vertrauen."

Barnekow hörte nicht gern sein Lob und runzelte die Stirn. „Ich schreibe Briefe . . . ein Soldat muß immer mit der Möglichkeit rechnen, daß er nicht wiederkehrt."

„Mein Gott, Sie gehen also ins Gefecht!"

„Nicht daß ich wüßte . . . wie" — er drückte an einer Frage — „wie geht es Ihrer Freundin in Dünth?"

„Sie ist ja Dänin und trägt schwer an dem Unglück, das Dänemark betroff —, selbst verschuldet hat." Das mußte gesagt sein, wenn's auch die Freundin war.

Der Leutnant gab eine unerwartete Antwort. „Es ist höchst ehrenwert, daß sie ihrer Überzeugung treu bleibt und mit ihrem Volke trauert."

Judith beeilte sich zu sagen, „Mette Marie Madsen hat Ihre Sauvegarde nicht vergessen, sie ist Ihnen sehr dankbar.“

Barnekow lächelte mit dem sonst so ernsten Gesicht — ein selten angenehmes und fast kindlich frohes Lächeln.

Die Pastortochter ging und hatte allerlei Gedanken. —

Als der Wintertag früh dämmerte, stand Barnekow feldmarschmäßig vor den Pastorleuten, die sich aufs herzlichste von dem Offizier verabschiedeten. Ja, der alte Pastor segnete den Scheidenden, wie einen Sohn. „Der Herr segne Sie und sei Ihr Schild, der Herr behüte Sie vor allen Pfeilen des Feindes und führe Sie gesund heim, der Herr gebe uns allen den fröhlichen Frieden!“

Der Leutnant grüßte draußen noch einmal mit dem Degen. Frau Claudius, die äußerst selten und dann mit allerlei Einschränkungen die Männer lobte, sah ihm nach und sagte: „Ich bin den Preußen Anno 51 sehr, sehr gram gewesen, aber dieser Preuße hat mir gefallen und ist ein Mann nach meinem Herzen.“ Plötzlich sah sie ihre Tochter scharf an. „Du bist in letzter Zeit so fahrig geworden . . . der Herr Leutnant hat dir wohl auch gefallen, was? Hast dich am Ende schon in ihn verguckt? Du Närrin! Der hat schon lange daheim in seinem Brandenburg eine Braut.“

Die arme Judith wurde unter dem Großinquisitorblick glutrot, konnte aber im Brustton beteuern, daß Barnekow ihr absolut gleichgültig sei. O, wenn die Mutter ahnte, daß sie in den Dänen Anker verliebt sei, so würde die Mutter sie entweder verfluchen oder für verrückt erklären.

Der Bruder Armin stand in der Haustür und wurde von drei Seiten umarmt.

„Da bist du plötzlich . . . nun bleibe auch hübsch bei deinen alten Eltern!“

„Nein, ich, der interimistische Hilfsarbeiter im Hauptquartier, bin überall und nirgends und ein unheimlicher Geselle. Gestern hatte ich das Glück, dem Prinzen in den Weg zu laufen. Er winkte mir in seiner halb barschen halb burschikosen Art: „God Dag, Danske.“ Er hatte offenbar einige dänische Sprachstudien gemacht, und ich, der fanatische Schleswig-Holsteiner, hatte meinen studentischen Spitznamen „Danske“ wieder weg, von einer Königlichen Hoheit allerhöchst mir verliehen. Sie sind ja ein Zauberer, sagte er, können Sie uns die genaue Lage der Schanzen, die von den Vorposten aus schwer zu unterscheiden ist, feststellen? Ich antwortete kurz mit Ja.“

Die Pastorin kniff den Arm ihres Sohnes und kreischte: „Bist du toll? Du willst dich in die Schanzen hineinschleichen? Das wäre dein Tod . . .“

Er lachte. „Ich will sie mir aus der Vogelperspektive ansehen . . .“

„Du bist doch kein Vogel, aber du hast wohl einen . . .“

„Warte nur ein Weilchen! Ich ergriff die Gelegenheit, um dem Höchstkommandierenden gegenüber meine Bitte vorzutragen, mein Ceterum censeo zu wiederholen: Die Schanzen müssen von Dünth oder Gammelmark aus beschossen werden!“ Um wirksam zu beschießen, müssen wir erst Belagerungsgeschütze haben, war seine Antwort. Sind sie noch immer nicht da? fragte ich vorlaut. Sie sind in Flensburg und werden morgen

am Wenningbund musizieren, sagte der Prinz trocken. Das sind Kanonen und Kartaunen! Ich habe die Kerle begleitet und gestreichelt. Hurra, Mama! Da sind sie! Hört ihr den schweren Schritt der Mörser?"

Der war wohl zu hören. Das Pfarrhaus zitterte, und seine Fenster klirrten, als die gezogenen Vierundzwanzigpfünder durch Broacker zogen. Gott sei Dank, nun wird Ernst gemacht! frohlockten die Pastorleute. Die Bauern aber blickten den schweren Batterien finster nach.

Armin nahm den großen Kirchenschlüssel, ging in dem einen Turm die vielen Stufen und Stiegen bis zu den Glocken hinauf und guckte aus den Schallöchern. Ah, dort drüben lagen die Schanzen im Halbrund, einige etwas zurück und alle deutlich zu sehen und zu zählen. Aber es genügte ihm noch nicht. Schwindelfrei kroch er aus der kleinen Luke, kletterte er waghalsig am glatten Turme an den eisernen Stiften, gleichwie ein Dachdecker, empor und erreichte das Kreuz auf der Spitze. Der Kühne schwang sich hinauf, saß rittlings auf dem einen Kreuzarm und hing in der schauerlichen Höhe. Ruhig nahm er das Perspektiv, das er sich um den Hals gebunden hatte, schob es zurecht und schaute hindurch. Haha! Hurra! Hier war die richtige Vogelperspektive! Von hier aus konnte er in die Schanzen mit ihren Brustwehren, Gräben, Blockhäusern hineinsehen, das Getriebe der Dänen beobachten und die Geschütze zählen.

Die guten Broacker liefen auf die Gasse, gafften mit offnem Maule und guckten erschrocken nach der winzigen Gestalt, die auf dem Kirchturm hockte. „Das ist kein richtiger Mensch, sondern der Gottseibeiuns

selber, dem die Preußen ihre Seele verschrieben haben," raunten die Weiber, denen das Haar unter der Haube sich sträubte. Auch die Männer hielten die greuliche Erscheinung für einen übernatürlichen Spuk, bis Küster Sörensen seine Brille aufsetzte und verbost-verbissen sagte: „Es ist bei meiner Seel der deutsche Pastorsohn, der die Schanzen ausspionieren will ... er wird sich, so Gott will, den Hals brechen."

Der fromme Wunsch ging nicht in Erfüllung, auch nicht der andre, den Terkel Terkelsen, die Hände faltend, aussprach: „Unsre Kanoniere sind Kerle und werden ihn bald herunterschießen." Das sollten die Dänen wohl bleiben lassen, da ihre alten, glatten Geschütze so weit nicht trugen.

Judith bemerkte den Menschenauflauf auf dem Friedhofe und lief neugierig nach dem Garten, um die Ursache festzustellen. Man fand sie, Hände und Füße von sich gestreckt, auf dem Rücken und dem Rasen liegen. Sogar die seelenstarke Frau Pastorin wäre wahrscheinlich in Ohnmacht gefallen, wenn sie ihren Sohn, frei über dem Turmkreuz in der Luft schwebend, gesehen hätte; aber sie kam erst darüber zu, als er durch die Luke kroch.

Von dem Tage an wurde der Broacker Kirchturm — der günstigste Punkt der Gegend — das preußische Observatorium, um alles, was in und hinter den Schanzen vor sich ging, zu beobachten und zu melden. Armin war der Entdecker und erste Observator. Der famose Spion in der Vogelschau hat dem fluchenden Feind, der ihm nichts anhaben konnte, viel Abbruch getan. Ein schleswig-holsteinischer Patriot, der alte, aber jugendlich geschmeidige Kapitän Carlsen, hatte es

sich etwas bequemer gemacht, hatte in der Turmluke einen Balken und auf diesem eine Leiter befestigt, die bis zum Eisenkreuz reichte und die er alle Tage erstieg, um auf dem Kreuz ein paar Stunden zu reiten, den Dänen drüben Guten Tag zu sagen und alles Wissenswerte nach Gravenstein zu rapportieren.

Die jungen Sekondleutnants in Broacker machten Wetten, daß Carlsen noch eher als Düppel fallen — d. i. herunterfallen — werde. Doch der wackre Turmreiter saß furchtlos und fest und machte alle Prophezeiungen zu schanden.

Armin eilte an dem Tage — es war der 11. März — den schweren Batterien nach, die den grundlosen Weg tief aufwühlten. O weh, auf dem Berge bei Dünth saßen die Kartaunen fest, alle Stränge zerrissen. Der Hauptmann rief ein Bataillon herbei, spannte hundert Mann vor jedes Geschütz — da mußten die Mörser die Höhe hinauf. Bis zum Abend waren zwei Batterien armiert und mit Strauchwerk verblendet. Doch erst am 15. März, als die dritte Batterie aufgestellt war, wurde das Feuer von Gammelmark eröffnet.

Um elf Uhr brach die Sonne durch, man konnte die drüben an den Schanzen arbeitenden Leute deutlich erkennen. Bum — bum! Die Geschütze spielten, die grobe Musik begann. Armin sah durchs Fernrohr, wie in Schanze ein und zwei die Menschen wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen durcheinander rannten und schleunigst Deckung suchten, die Geschosse hatten gut getroffen. Die Überraschung, der Schreck der Dänen war unbeschreiblich, sie sollen kopfüber in ihre Erdlöcher geplumpst sein, als plötzlich das ganze südliche Schanzen-

terrain von preußischen Granaten bestrichen wurde. Sie hatten es für eine Fabel gehalten, daß ein Geschütz auf fünftausend Schritt mit Treffsicherheit zu schießen vermöge. Doch ein Eisenball nach dem andren krepierte in ihren Erdwällen und tötete wie der Blitz. Der Aufenthalt in den Schanzen eins bis sechs wurde zur Hölle. Das geht nicht mit rechten Dingen zu, der Pröiß mit seiner swarzen Sjieskunst steht mit dem Satan im Bunde. So murmelte der biedre Jüte, der vor dem Sonderburger Schlosse auf Wachposten stand und vor Entsetzen sein Gewehr fallen ließ, als eine Bombe zischend über ihn hinwegfuhr und ein Loch in die ellendicke Schloßmauer schlug. Die Soldaten auf dem Schloßplatze waren wie weggeblasen, ein paar Offiziere flohen in den Keller. Selbst hier war man seines lieben Lebens nicht mehr sicher . . . die Satanspreußen schossen sogar auf fünftausendsechshundert Schritt und wollten wohl ganz Sonderburg in Schutt und Asche legen.

Die Kanoniere bei Gammelmark sahen durch den Tubus das Loch im Schlosse und lachten vergnügt. Es war nur ein Schreck- und Probeschuß gewesen.

Claudius, der das Gelände kannte und den Offizieren nützlich war, blieb ein paar Tage bei den Batterien und prophezeite voreilig, daß Düppel in acht Tagen sich ergeben werde. Die Dänen vielmehr erholten sich von ihrem Schreck, und die Schanze zwei, die gezogene Geschütze hatte, erwiderte sogar das Feuer. Man lachte und machte einen Popanz, einen Hannemann, den man als Zielpuppe auf die Böschung stellte.

Wenn Armin sich landeinwärts kehrte, fiel sein Auge sofort auf die Dünther Mühle. Dort im Hofe

wohnte Mettmari, und seine Gedanken wurden traurig. Was hatte sie ihm entfremdet? Der krasse Gegensatz der Gesinnung, der Haß der feindlichen Nationen? Oder war ihre Zuneigung erkaltet, weil sie einen andren liebte? Er ging jeder Sache und jeder Frage auf den Grund und mit der raschen Entschlossenheit, die ihm eigen war, nach Hans Peder Madsens Hof. Die Müllertochter, in Schwarz gekleidet, begrüßte ihn freundlich und zeigte die alte Herzlichkeit, als er mit Teilnahme ihrer toten Mutter gedachte. Da kam der erste Mißton. Hans Peder stopfte mit dem Daumen den Tabak fest in den Pfeifenkopf und brummte: „Die Pröißen haben meine arme Gita umgebracht, sind die Mörder meiner Frau, und sie werden mich und meinen Hof noch total spolieren und ruinieren . . .“

„Sie werden Ihnen kein Haar krümmen, kein Huhn, kein Ei nehmen, wenn Sie still und ruhig . . .“

„Wenn ich mir ruhig das Fell über die Ohren ziehen, meinen Hafer stehlen und meinen Hof ausplündern lasse.“ Der Bauer blickte den Pastorsohn feindselig an. „Sie, Sie haben die großen Kanonen nach Gammelmark gebracht.“

„Nee, die konnte ich nicht befördern, die konnten sechs Pferde nicht ziehen.“ Armin wollte dem Gespräch eine scherzhafte Wendung geben, es gelang ihm nicht.

Mettmari fuhr ihn mit funkelnden Augen an. „Du . . . Du hast vom Kirchturme die Schanzen ausspioniert! Du hast jede Schwäche der Dänen verraten und den Preußen schändliche Dienste geleistet.“

„Ich habe als Schleswig-Holsteiner die Dänen bekämpft, und ich werde sie bekämpfen, wo und wie ich kann," erwiderte er stolz.

Ihr Ton wurde spöttisch, höhnisch, „Ja, wenn Du ehrlich kämpftest und Dir meinetwegen eine Pickelhaube mit dem Kuckuck aufs Haupt stülptest, würde ich Dich nicht verdammen, aber Dein Schleichen, Intrigieren, Spionieren im Hintergrunde und weit vom Schuß ist mir verhaßt . . . verächtlich."

Armin, der brennend gern die blanke Waffe ergriffen hätte, schwieg vornehm und verteidigte sich nicht gegen den häßlichen Vorwurf. Auch war der Schein wider ihn. Jetzt wußte er gewiß, daß er Mettmari verloren habe und kein Friede den Riß heilen werde.

In der Nacht wollte der Schlaf, der sonst pünktlich kam, sobald er auf der Schlafseite lag, sich nicht einstellen. Der willensstarke Mann war weichmütig und nicht sehr weit von jenem sentimentalen Weltschmerz, den er verlachte. All sein Glück, sein Träumen und Hoffen, ja seine Jugend war begraben. Nichts blieb ihm als die Arbeit.

Da fand er die mannhafte Ruhe der Entsagung: Ja, ich will arbeiten für mein Volk und meinen Fürsten. Ich will, ungehemmt von Frau und Familie, ungefesselt von allem, was Weib heißt und weichlich macht, einsam und stark durchs Leben gehen, denn der Starke ist am mächtigsten allein.

Kaum war er gegen Morgen eingeschlummert, als der Leutnant von der Strandwache ihn weckte. „Wir haben einen guten Fang gemacht, einen Pseudofischer,

der ein fürchterliches Kauderwelsch spricht, und den Sie ins Gebet nehmen müssen. Der Kerl saß mit einem Hunde und ein paar Netzen in einem Kahn und wollte offenbar über den Wenningbund und nach den Schanzen hinüber, aber wir haben ihn eingeholt, ihn, sein Boot und den Hund an die Leine gelegt. Er jammert immerzu in seinem greulichen Deutsch-dänisch: „Werd' ick totgesjossen?"

Claudius begleitete den Offizier und äußerte seine Ansicht. „Wir müssen auf der Hut sein, wenn wir nicht eine böse Überraschung erleben wollen. Die Dänen haben die anfängliche Bestürzung überwunden, haben ihren unverzeihlichen Fehler, die Halbinsel Broacker nicht mit allen Kräften zu halten, eingesehen und die verhängnisvolle Folge, daß ihre linke Flanke entblößt, von Gammelmark aus bedroht und ihre starke Düppelstellung um die Hälfte entwertet ist, mit Schrecken erkannt. Sie werden alles dransetzen, um diese Halbinsel wieder in ihren Besitz zu bringen."

Aus dem Meere hinter Alsen stieg eine Helle empor — der neue Tag trieb die Nacht vor sich her. Halb auf dem Strande halb im Wasser lag ein altes Boot, an der einen Ruderbank war ein struppiger Pudelbastard festgebunden, auf der andren saß ein Mensch in Holzschuhstiefeln in gekrümmter Haltung, denn er war an die Bank festgeschnürt und konnte kein Glied rühren. Armin erkannte ihn sofort. Es war der Tagelöhner Mikkel Mikkelsen, der mehr den Alkohol als die Arbeit liebte und seiner Zeit als Kronzeuge wider den Hauptpastor aufgetreten war, aber auch Hans Peder Madsens Petition unterschrieben hatte.

Der Pastorsohn ermahnte ihn eindringlich: „Mikkel, es geht Ihnen an Kopf und Kragen, wenn Sie nicht sofort sagen, wer Sie aufs Wasser gesandt hat.“

Der Gefangene antwortete scheinheilig, er habe fischen wollen, um seine hungrige Familie zu ernähren.

„Sie Lügner! Sie verstehen ja gar nicht mit Netzen umzugehen . . . na, nach einer Stunde werden Sie erschossen.“

Mikkel schnitt eine verzweifelte Grimasse und wandte sich mit kläglichem Gejammer in seinem schauderhaften Deutsch-Dänisch an den Leutnant. „Naade, Herr Oberstleutnant, Naade (d. h. Gnade)! Wi arme Arbeiders habben nix su beisen, nix su drinken, nix su ferdienen . . . da will ick fersöken su fissen, ein büßchen su ferdienen. Herr Oberstleutnant, ick smeiße mir Sie su Füßen. Naade, Naade! Ick hab' eine grose Familie, sechs unmünnige Kinner, und das siebbente kummt bald . . . sehr viel Hunger und eine grose Familie und eine sweinisse Frau . . . screcklich viel Hunger . . .“

„Na, gedurstet haben Sie nicht, Sie stinken gehörig nach Branntwein.“

„Herr Oberstleutnant, was soll ein armer Fisser tun, wenn die Eingeweidens und die siebben Kinner — davon eins im Mudderleib — freien, freien und die Frau ein Swein ist und Snaps drinkt.“

Der Leutnant winkte. „Wir müssen den Kerl nackt ausziehen und untersuchen.“

„Bei meiner Saligkeit, Sie schallen nix finden bi mi, gor nix,“ rief Mikkel.

Er wurde bis auf die Haut untersucht, aber nichts gefunden. Der Pseudofischer grinste, was Claudius in

seinem Verdacht bestärkte. Doch weder im Boot noch in den Netzen, weder an Bord noch außenbords war etwas zu entdecken.

Claudius lockte den Hund. Sofort schrie Mikkel: „Er bitet, er bitet!“

Jener ließ sich nicht bange machen, sondern kraute den Pudelbastard am Kopfe, betastete das zottig dichte Fell und hob lachend einen Brief empor, der unter dem Bauche des Hundes festgebunden war. Leider war der Brief chiffriert.

Der Leutnant untersuchte seine Pistole. „Die Kugeln für diesen Halunken sitzen gut.“

Mikkel, dessen Schnapsnase aschgrau wurde, wimmerte. „Verbarmen Sie sick! Ick muß meine Sünden bekennen, ick muß einen Pastor, einen Själesörger haben, eh' ick dodgesjossen werde.“

„Du Spitzbube, Dein Seelsorger bin ich, mir sollst Du Deine Sünden bekennen . . . wer gab Dir den Brief?“

„Ick weiß warraftigen Gott nix von Brief . . . ick sollte man de Hund ein büßchen rudern . . . wenn einer drüben bei die Sjansen flötete, sollte der Hund ins Wasser springen und swömmen.“

„Wer sagte das?“ Der Preuße setzte dem Dänen die Pistole auf die Schläfe.

Mikkel bebte und bekannte: Der Pastor in Broacker habe den Brief festgebunden.

„Himmel und Herrgott! Der Pastor Claudius soll ein Verräter und Heuchler . . .“

Der junge Claudius klärte den Leutnant auf, daß es sich nur um den dänischen Diakonus handeln könne. „Ich hätte nicht geglaubt, daß Schleppegrells Fanatismus

sich soweit vergessen hätte . . . er will ein Märtyrer seines Volkes sein . . . der Mann tut mir in der Seele leid."

„Ich kann auf Ihre Gefühle keine Rücksicht nehmen," sagte der Offizier.

„Nein, nein, der Pastor Schleppegrell muß schleunig festgenommen werden, ich selbst werde Sie führen."

Mikkel wurde nach Gravenstein ins Gefängnis gebracht. Der Leutnant nahm ein Peloton mit und eilte nach Broacker, um den Diakonus zu verhaften. —

Mit der Sonne stand auch Jens Priester, der Knecht des Diakonats, auf und fütterte die Pferde. Er gab den alten Kracken einen verächtlichen Schlag. „Ihr Schindmähren! Ich werde meine Schimmel wieder haben, ich bin nicht auf den Kopf gefallen." Unbekümmert um die allzu frühe, unschickliche Tagesstunde, stapfte er in Holzschuhen nach dem andren Pfarrhofe und in die Küche hinein.

„Was willst denn Du?" fragte Maren.

„Ich will Sie selbst unter vier Augen sprechen."

Die Pastorin hörte fremde Stimmen, fürchtete militärischen Besuch und schoß in die Küche hinaus. „So frühe Besuche verbitten wir uns."

„Ich muß Sie unter vier Augen sprechen . . ." sagte er feierlich.

„Du bist wohl verrückt . . ."

Fort war sie. „Frau Pastorin, Frau Pastorin, ich hab' etwas ganz Wichtiges," heulte er ihr nach.

„Herut!" sagte Maren, und weiter nichts. Da retirierte er in den Hof hinaus und höhnte: „Ist der Rackebüller gekommen, daß Du so hochnäsig bist?"

Hier blieb er stehen und brummte bösartig. „Dann geh' ich zum Preußenoberst."

In dem Moment trat Judith aus der Haustür und ging nach der Scheune, um das Geflügel herauszulassen. Der Knecht schoß ihr nach und fand bei dem Fräulein Gehör. „Ich habe etwas Gräsiges gesehen . . ."

„Was denn?"

„Ich habe einen Spion entdeckt!"

„Wo? W—o?"

„Oben auf unsrem Hausboden sitzt er. Als ich vorgestern hinaufgehe, um Hafer zu holen, höre ich ein Niesen. Donnerwetter! Die Katzen, die hier mausen, können doch nicht niesen. Ich schleiche auf den Zehen . . . oben auf dem Boden ist ein Bretterverschlag, eine Rumpelkammer. Ich finde einen Spalt und lege ein Auge daran. Was glauben Sie, was sehe ich?"

„Einen Menschen?"

„Ja, ein Kerl sitzt da drinnen auf einem Feldbett, spuckt den Priemsaft gegen die Wand und mir beinahe ins Auge und hat neben sich eine Flasche Wein stehen. Ich kieke mir den Kerl an, der wie ein Müllerknecht aussieht . . . das runde, rote Gesicht ist mir so bekannt. Bi'n Düvel! Das ist der dänische Artillerieleutnant, der hier in Broacker lag, viel im Kruge saß und gern einen Schwarzen trank. Der ist Spion hier. Mein Gewissen sagt mir, daß ich es den Preußen melden muß . . . auch werden die es gewiß gut bezahlen."

„N—ein, nein," hauchte die Pastortochter, die sich kaum auf den Füßen hielt. „Du machst Deinen Brotherrn, Pastor Schleppegrell, unglücklich."

„Der Kerl kann meinetwegen unglücklich werden, überall wird geknausert,“ sagte Jens gefühllos.

„Nein, nein,“ bat das leichenblasse Mädchen, „ich will mit meinem Vater sprechen, was zu tun ist. Furchtbar! Jens, melde nichts, sondern gehe ruhig Deiner Arbeit nach und komm um 8 Uhr wieder zu mir und meinem Vater!“

„Das will ich versprechen, Fräulein, wenn Sie mir versprechen, daß ich wieder meinen alten, guten Platz kriege und Vorknecht im Hauptpastorat werde und den Schimmeln folge.“

„Ja, ja, ja!“ rief die arme Judith, die vor Angst halb von Sinnen war und in dem Moment alles und jedes gelobt hätte.

Jens ging schmunzelnd, sie taumelte leichenblaß in die Giebelstube hinauf. Anker war also nicht nach Düppel, sondern zu Schleppegrell gegangen.

O, mein Geliebter, du bringst dich durch Tollkühnheit und mich durch Angst und Grauen ums Leben. Ich muß dich retten vor dem gewissen Tode . . . um 8 Uhr kommt der Knecht und sagt es meinem Vater, mein Vater muß es anzeigen . . . die Preußen werden dich erschießen. Mein Gott, ich muß ihn warnen.

Das sanfte, charakterweiche Mädchen wurde mutig und hatte die Energie und Initiative der großen Liebe. Judith lief, wie sie ging und stand, nach dem Diakonat, drang in das Schlafzimmer hinein, wo Schleppegrell noch im Bette lag, und stieß die Worte hervor: „Fliehen Sie nach Dänemark! Es ist bekannt, daß Sie Leutnant Anker beherbergen und Hochverrat begehen, in einer

halben Stunde kommen die Soldaten, um Sie zu erschießen."

Der Diakonus fuhr zitternd in die Beinkleider hinein, ohne an die junge Dame zu denken, die schleunigst das Zimmer verließ. Er steckte etwas Geld zu sich, vergaß in der Abreise-Eile die Uhr einzustecken, die pastorale Halsbinde umzulegen und wurde in Bròacker nicht mehr gesehen. Er ist mit Hilfe der Bauern, die ihm Beistand leisteten, entkommen.

Die Pastortochter kletterte auf knickenden Knien die Bodenstiege hinauf, hörte ein Schnarchen hinter dem Bretterverschlage und betrat hochklopfenden Herzens die Kammer. Der liebe, leichtherzige Mensch schlief unverfroren. Hatte vielleicht die Weinflasche ihm die nötige Gemütsruhe und Bettschwere gegeben?

Anker glotzte verschlafen und wenig geistreich die gute Schutzfee neben seinem Bette an. Sobald ihm die Situation klar wurde, sprang er bekleidet, wie er zum Glück war, mit einem dröhnenden, dänischen Fluch auf die Füße. „Fannenbräkmei! Fräulein Claudius, Sie müssen mir helfen, daß ich von den Preußen nicht abgefangen werde . . . ich habe eine Pistole und wehre mich wie der Satan." Da kam der Held zum Durchbruch.

„Wie soll ich Ihnen helfen?"

„Jetzt am hellen Tage werde ich unfehlbar gefaßt, Sie müssen mich verstecken, bis es Nacht wird . . ."

„Um Gottes willen, wie, wo soll ich Sie verstecken?"

Er berührte galant mit dem Schnauzbarte ihre Hand. „Irgendwo in Ihrem Hause, da bin ich sicher . . . hinten durch die Gärten müssen wir gehen."

Der Atem ging ihr aus, das Herz stand ihr still. Er faßte mit einer Hand ihren Arm und führte sie und hielt in der andren die Pistole. Judith war auf dem entsetzlichen Gange nur halb bei Besinnung und sah plötzlich, daß sie in ihrem eignen Garten war. Der Leutnant flüsterte: „Ich bleibe hier im Gebüsch zurück, gehen Sie ganz gleichmütig ins Haus und öffnen Sie ein Fenster, durch das ich steigen kann."

O, was hatte das Schicksal ihr zugemutet und auf ihre Schultern gelegt! Aber mit Heroismus ging sie ins Haus. Zum Glück saßen die Eltern im Studierzimmer beim Frühstück und war das Schlafzimmer leer. Das waren die einzigen Zimmer, welche die Pastorleute für sich behalten hatten. Zum Glück waren die Soldaten zum Appell, waren Flur und Treppe menschen-, militärleer.

Der Müllerknecht stieg ins Haus. Oben angekommen, wollte er durchaus in Judiths Zimmer, wo es am sichersten sei, trotz ihres Sträubens setzte er seinen männlichen Willen durch. Nachdem er noch einmal dankbar ihre Hand geküßt, verkroch er sich ungeniert unter ihrem Bette, wo er sich am allersichersten fühlte. Unter ihrem Bette lag der Mann ihres Herzens. Es war zu romantisch, zu abenteuerlich, zu ergreifend, aber auch zu gräßlich, den ganzen Tag daran zu denken. Ihr war noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen, daß sie sich der Begünstigung, eines im Kriege schweren Delikts, schuldig gemacht.

Unten im Studierzimmer fixierte die Mutter ihre von diesem Erlebnis sehr angegriffene Tochter mit dem

unleidlich scharfen Blick. „Was ist denn Dir passiert? Bist Du wieder mal ohnmächtig gewesen?“

Da ließ Judith die Bombe platzen und schluchzte. „Vater, unser früherer Knecht kam zu mir in den Hof und erzählte, daß Leutnant Anker vom Pastor Schleppegrell oben auf dem Boden versteckt wird.“

Die Eltern glaubten zuerst, daß Judith phantasiere und irre rede, stellten hastige Fragen und wurden ganz geschlagen. Der Pastor wurde sehr traurig und wußte nicht, wie er als Christ und Amtsbruder zu handeln habe. Die Pastorin hingegen hatte das harte Gesicht und war keinen Augenblick im Zweifel, daß der Monsieur Anker und der verblendete Diakonus für ihre Umtriebe sofort verhaftet werden müßten. „Claudius, Du gehst zum Herrn Major!“

Der alte Pastor krümmte sich und wollte gehorchen, wurde aber von dieser schweren Mission entbunden und von allen Gewissenskonflikten erlöst.

In dem Augenblick hatte der Leutnant von der Strandwache das Diakonat umstellt und drang in das Haus hinein, das bis zum First untersucht wurde. Man fand das leere Nest, darin der Pseudomüller gehaust hatte, und die leeren Flaschen, die ihm die Langeweile vertrieben hatten. Der Leutnant wetterte, so daß Schleppegrells Kinder kreischten, und nahm die Frau, die wie eine Salzsäule saß und mit Eigensinn kein Deutsch verstehen wollte, ins Verhör. Armin legte sich ins Mittel und fragte höflich, erhielt aber nur einen Blick voll eisiger Verachtung und die ausweichende Antwort, daß sie ebenso wenig von Ankers Anwesenheit wie von dem jetzigen Aufenthalt ihres Mannes

eine Ahnung habe. Er sammelte feurige Kohlen auf ihr Haupt und erreichte durch seine Fürsprache, daß sie nicht in Untersuchungshaft gebracht wurde, sondern bei ihren Kindern bleiben durfte.

Seine Eltern haben sich der verlassenen Frau aufs herzlichste angenommen, haben während des Krieges ihr zur Seite gestanden und ihr und ihren Kindern so viel Gutes und Liebes erwiesen, daß selbst diese starrköpfige Dänin gerührt wurde und bekennen mußte: Es gibt auch unter den Deutschen wahrhaft gute und großmütige Menschen.

Das war der heroische, große und unvergeßliche, aber auch der aufgeregteste, nervenzerrüttende Tag in dem Leben des Fräulein Claudius. Obschon ihr Gemüt in einer ewigen Aufregung war, mußte sie sich den ganzen Tag verstellen, Gleichmaß und Ruhe heucheln und jede Träne unterdrücken, was ihr am allerschwersten fiel. Obgleich ihr elend und zum Umfallen war, mußte die Ärmste von früh bis spät auf den Füßen bleiben und unten im Hause immer neue Arbeit sich suchen, denn ihre Schamhaftigkeit verbot ihr, die Giebelstube zu betreten, geschweige denn oben auf dem Bett, darunter er lag, die übliche, wohltuende Mittagsruhe zu halten. Ihre dunklen, sanften Madonnenaugen hatten einen scheuen, gequälten Ausdruck. Die Mutter sah sie an und sagte: „Was fehlt unsrem Nestküken? Leg Dich oben ein wenig hin, ehe Du uns hinfällst!“

„Nein, ich fühle mich sehr, sehr wohl.“ Die Tochter lächelte krampfhaft und stopfte wie besessen Strümpfe. Nur das nicht!

Eine Angst marterte den ganzen Tag ihr Herz: Wie wird der geliebte Mann fortkommen, ohne daß die Preußen ihn sehen? Eine heiße, bangende Frage bebte in ihrer Brust: Was soll ich sagen, wenn er zum Abschied vor mir auf die Knie sinkt und leidenschaftliche Worte spricht und das bindende Wort begehrt? Werde ich nicht wehrlos, willenlos an seine breite Brust fallen?

Als es dunkelte, fiel es ihr erst und endlich ein, an die materiellen Bedürfnisse ihres Ideals zu denken. Sie mußte den geeigneten Moment geradezu stehlen, um Braten, Butter, Brot und eine halbe Flasche Wein aus der Speisekammer zu stiebitzen, unter der Schürze zu bergen und die Treppe hinaufzuschmuggeln. Behutsam, leise, wobei ihr das Herz bis zum Halse schlug, betrat sie die Giebelstube und horchte. O, wie mäuschenstill es unter dem Bette war! Wie reglos er in der Enge, auf dem harten Estrich sich verhielt! Himmel, er war vielleicht vor Aufregung gestorben? Nein, Anker war nur vorsichtig und hielt den Atem an, bis er die gelispelten Worte hörte: „I—ch, ich bin hier . . . Sie werden Hunger haben."

Geschwind kroch er heraus, stieß mit dem Schädel an und fing mit einem kräftigen Dänenfluch die romantische Zusammenkunft an. „Dörepine! Ich habe einen Durst, daß ich Wasser saufen könnte, und einen Hunger. Gott segne Sie, mein kleines Fräulein, Sie gute Fee eines verschmachteten Soldaten!"

Ach, sie hatte in der Aufregung das Glas vergessen, aber Anker griff gleich und gierig nach der Flasche und setzte sie einfach vor den Mund, daß es

fluckte. „Ich hab' den ganzen Tag gefastet und geschmachtet, das schmeckt . . . eine ganze wäre noch besser gewesen." Er lächelte schmerzlich und lutschte den letzten Tropfen aus der Flasche.

Ach, sie hatte in der Aufregung auch Gabel und Messer vergessen. Das genierte ihn nicht, sondern mit der fünfzinkigen Naturgabel seiner Hand langte er zu, mit vollen Backen kauend und dazwischen behaglich brummend. „Bei meiner Seel, das schmeckt besser als Hummer und Austern, wenn nur die nötige Flüssigkeit nicht fehlte." Das sollte wohl ein zarter Wink sein, noch eine Bouteille zu bringen, denn er schielte nach der leeren Buddel. In den kurzen Eßpausen kam ab und an ein Wort, seine bassige Stimme klang mehr burschikos-jovial als sentimental-verliebt. „Sie sind ein verdammt nettes, kleines Fräulein . . . und haben mich aus einer niedlichen Klemme herausbugsiert . . . Gott straf' mich, Sie sind von allen deutschen Frauen und Fräuleins die allerbeste . . . ich will dem König in Kopenhagen vorschlagen, daß er Ihnen für die Errettung seines besten Artillerieoffiziers — haha — den Danebrogsorden allerhöchst verleiht. Der Teufel soll mich fressen, wenn ich Ihnen, meine süße Maus, nicht einen sogenannten dauernden Platz in meinem Herzen einräume."

Er war just fertig, wischte die fettigen Finger an der Hose ab und wollte ihre Backe kneifen, was sie durch hastiges Zurückweichen verhinderte. „Na, wie Sie wollen, mein süßes Kind, ich bin Ihnen verd— verbunden, ewig in Ihrer Schuld . . . . Donnerwetter, was ist das?" Er lauschte, die Treppe knarrte, Schritte kamen.

Der vierschrötige Anker plumpste zu ihren Füßen hin, aber nicht um anzubeten, sondern um wie ein Riesenfrosch mit Armen und Beinen zu rudern und unter dem Bett zu verschwinden. Das war ein zu possierlicher und klownhafter Anblick, sie konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

Maren klopfte an und rief das Fräulein nach unten, guckte die Flasche und Schüssel verdutzt an und verschwand mit einem Takt, einer diskreten Miene, die man der Magd nicht zugetraut hätte.

Das Fräulein folgte ihr auf dem Fuße. O, dieser endlose Abend voll Erwartung, Angst und Weh, denn trotz aller Befriedigung über ihren Heroismus zog ein elendes Gefühl, eine leise Enttäuschung durch ihr liebendes Gemüt. Es war nicht zur Aussprache, zum Kniefall und Schwur gekommen, im Gegenteil, sein burschikos vertraulicher Ton, seine familiäre Art und Weise, sie wie ein Kind und eine kleine Maus zu behandeln, hatten ihr gar nicht gefallen. Doch sie beruhigte ihr Gemüt: Das wilde Kriegslager verroht den Besten und hat ihn derb und formlos gemacht. Sie tröstete ihre liebende Seele: Der große Augenblick kommt noch, wenn ich nach oben gehe und er Abschied nehmen muß. Doch ach, ihre Sehnsucht nach dem Augenblick und Alleinsein war nicht frei von Schamgefühl und Schauder.

Die Mutter las in der Zeitung, blickte über die Brille hinweg und befahl um halb zehn Uhr: „Geh zu Bett, mein Kind! Du zitterst ja fortwährend.“

Judith gehorchte. Bleich und langsam, Stufe um Stufe schritt sie, wie sie glaubte, ihrem Schicksal, ihrer

Seligkeit entgegen. Ihre dunklen Augen brannten förmlich und durchbohrten die Finsternis der Stube. Saß er irgendwo? Nein. Sie zündete das Kerzenlicht an und lispelte: „Ich bin es," hielt den Atem an und horchte. Keine Antwort, kein Riesenfrosch ruderte mit Armen und Beinen auf dem Estrich. Ihr wurde ganz schwül. Da leuchtete sie beherzt unter das Bett — der Raum war leer. Ihr wurde ganz kalt. Auch den Schrank öffnete sie. Der Leutnant war ohne Abschied, ohne Kniefall, ohne Gruß verschwunden.

Nein, einen Gruß hatte er hinterlassen. Auf dem Nachttische lag ein benutztes Kuvert, auf dessen Rückseite er einen Vers geschrieben hatte. Einen ergreifenden Liebesvers, um sein ganzes Herz und seinen ganzen Schmerz auszuschütten? Nein, der Reim war dänisch und zum Teil einer damals gespielten Komödie entnommen und lautete:

Tak for din Daad,
Du vidste Udvei, du vidste Raad!
Glem ikke den danske, gale Gut,
Farvel, min söde, lille Snut!

Welches verdeutscht etwa besagt:

Dank für deine schöne Tat,
Du wußtest Weg, du wußtest Rat,
Dank für den Braten und den Wein,
Du süßes, deutsches Dirnelein!

Judith blickte mit hilflosen, irren Augen um sich, er war fort, fort für immer. Sie wurde leichenblaß und fiel auf das Bett hin, sie fiel in eine tiefe Ohnmacht. Die Erregung war zu groß gewesen. Ihre zarten

Nerven hatten an diesem Tage eine Erschütterung erlitten und einen Stoß bekommen, den sie nie mehr verwanden. Am Morgen blieb sie müde und angegriffen im Bett liegen, und ihre Tränen strömten, nach vierundzwanzig Stunden aber war ihr wenig anzumerken. Doch wenn sie in späteren Jahren zur Schwermut neigte und ein etwas wunderliches Wesen zeigte, so hat jener Abend dazu den Grund gelegt und den Keim gesäet. —

Mikkel Mikkelsen, der Pseudofischer, stand gefesselt vor dem preußischen Kriegsgericht, zitterte und schluchzte: „Ick smeiße mir Sie su Füßen und freie . . . Naade, Naade!"

Der Brief, den er befördern sollte, war entziffert worden. Daraus ging klar hervor, daß ein dänischer Überfall und Ausfall nach Broacker geplant worden, jetzt aber natürlich durch die vorzeitige Entdeckung in die Brüche gegangen war. Mikkel merkte, daß seine Sache bös stehe, und wimmerte noch lauter, daß er „siebben unmünnige Kinner habe und eine sweinisje Frau, die Snaps drinke." Im Kriege wird mit solchen Kerlen kürzester Prozeß gemacht. Sein Todesurteil wäre unfehlbar gefällt worden, wenn nicht der Dolmetscher der Gerichtsverhandlung, Herr Claudius, für ihn gebeten hätte. Armin sagte sich: Würde mich nicht dasselbe Los treffen, wenn ich in die Hände der Dänen fiele? Fühlt dieses Subjekt, das in Alkoholmut die verrückte Kahnfahrt unternimmt, sich nicht als Südjüte und Patriot, genau so wie ich als Deutscher gedrungen und getrieben wurde, als Kundschafter meinen Landsleuten zu dienen? Allerdings der große Unterschied ist, daß ich nicht um Lohn und Gewinn und jener um

Geld und Branntwein sein Leben in die Schanze schlägt.

Das hat Armin in kurzen, klaren Worten den gestrengen Herren Auditeuren auseinandergesetzt, und er bat lächelnd als deutscher Spion für den dänischen Spion. Da haben sie dem elenden Patron sein armseliges Leben gelassen. Mikkel saß bis zum Friedensschluß im Gefängnis und hatte bessere Tage als je zuvor.



Siebenter Abschnitt.

Der 17. März 1864 war der Tag, an dem im ganzen Vorterrain von Düppel am heißesten gerungen wurde, und der einzige Tag, wo die Dänen einen heftigen Vorstoß und Angriff machten. Die Gefechte bei Rackebüll und Düppel waren an Blut und Bedeutung so reich, daß man sie billig eine Schlacht nennen könnte, und der bleibende Erfolg dieses Kampfes war, daß die Entfernung bis zu den Schanzen um die Hälfte verkürzt, Rackebüll und Kirchdüppel behauptet und der eiserne Ring um Düppel noch enger und erdrückender wurde. Von jetzt an standen die Preußen nur 1500—2000 Schritt von den Wällen.

Premierleutnant von Barnekow befand sich an dem Tage in der äußersten Vorpostenstellung. Schon der dunkle Morgen brachte ihm ein kleines Abenteuer. Er sollte in der Frühe erkunden und die feindlichen Vorposten beschleichen. In ihren langen Mänteln schwebten die Preußen wie lautlose Gespenster hinter den Knicks. Dort — neben dem Hecktor — da stand eine Gestalt — ein Posten. Horch, ein Klatschen! Der Jüte hatte gemütlich sein Kuhbein gegen die Hecke gestellt, um sich die verklammten Tatzen an den Rippen warm zu schlagen. Damit fertig, zündete er sich seine Kriegs-

pfeife an und paffte laut. O, die Pfeife entfiel seinem paffenden, jetzt klaffenden, gaffenden Munde. „Wa—“

Der preußische Unteroffizier hatte hinter dem Knick hervorgelangt und das Gewehr genommen, hatte dem Jüten sein ureigenes Bajonett auf die Brust gesetzt. Der Held, der nur „Wa—“ sagen konnte, fing allmählich an zu begreifen und beredt zu werden: „Lille Kamerad, stech mi nich död, nimm mi fangen ... mein Leutnant sitzt in Hus da.“ Er wollte seinen Leutnant mit auf die Reise nehmen, um dadurch sein Leben zu retten.

„Hannemann, halt's Maul!“ Die Patrouille stand auf den Zehen vor dem Hause und lugte durchs Fenster. Drinnen im Zimmer saß ein dänischer Leutnant und schrieb eifrig an einem Briefe, so vertieft, daß er das Aufklinken der Tür nicht beachtete.

Ein preußischer Offizier steht mit gezogenem Degen vor ihm und ruft: „Ergeben Sie sich!“

„Nei, for Satan!“ Der Däne hat die bewundernswerte Geistesgegenwart, das Licht auszublasen, aufzuspringen. In der plötzlichen Finsternis tappt Barnekow mit dem Säbel herum, ein Fenster klirrt, der kaltblütige Monsieur entflieht.

Die Soldaten fluchten, aber der Leutnant ehrte auch im Feinde die männliche Entschlossenheit und war im Grunde froh. Der Brief wurde mitgenommen, enthielt aber keine militärischen, sondern andre Geheimnisse, denn er war an eine heißgeliebte Marie gerichtet. Barnekow kuvertierte und sandte ihn über England nach Kopenhagen.

Im Schnellschritt ging es zurück mit dem Jüten, der treuherzig seinen Brustbeutel und seine plumpe Uhr abliefern wollte und gar nicht fassen konnte, daß er nicht nackt ausgeplündert und mörderlich verprügelt, sondern kameradschaftlich mit Brot und Speck gefüttert wurde. Ihre eignen Offiziere hatten dem gemeinen Mann die fürchterlichsten Bären aufgebunden, hatten die Preußen als völlige Barbaren und die Gefangenschaft als eine Tortur geschildert, damit die armen Jüten mit der nötigen Todesverachtung sich schlügen und sich erschlagen ließen und nicht auf den schlauen Gedanken kämen, ihr Leben in der Gefangenschaft zu versichern.

Barnekow hörte den ganzen Vormittag das lebhafte Geschütz- und Gewehrfeuer, sah andre Bataillone mit lautem Hurra in die Schlacht ziehen und mußte hinter der Front untätig bleiben. Ist für ein rechtes Kriegerherz ein hartes Gehorchen. Er war im Feldzuge noch nie recht ins Feuer gekommen. Verrucht! Sein Ohr horchte, sein Blick brannte, sein Blut wallte. Aber der Kampf verhallte.

Doch die zurückgeschlagenen Dänen machten ganz unerwartet am Nachmittag noch einen rabiaten Vorstoß. Die Preußen warfen alles, was an Truppen in der Nähe war, ihnen entgegen. Da durfte Barnekow den Degen ziehen und eine gründliche Feuertaufe empfangen.

Querfeldein, über Knicks, durch Wassergräben, zählehmiges Land, darin mancher Stiefel stecken blieb, ging's, keiner merkte den Verlust. Alles andre ist nichtig und Nebensache, wenn die schwarzen Bälle sausen und

die blauen Bohnen zischen. In Deckung! Sie warfen sich platt in den weichen Lehmbrei, ohne Abscheu vor dem Dreck, ohne Kälte und Nässe zu fühlen.

Die Dänen wurden mit einer fürchterlichen Salve empfangen und bis ins Dorf gejagt. Aber Osterdüppel wollten sie halten. Hinwiederum hatten die Preußen strikten Befehl, dieses Dorf nicht fahren zu lassen. Also mußte es mit dem Bajonett gestürmt werden, denn Befehl ist dem Preußen Befehl und Gottes Bestimmung.

So groß war die Erbitterung an dem Tage, daß die Schanzen blindlings auf das Dorf, auf ihre eignen Leute schossen, denn in den Gassen rangen Dänen und Deutsche in einem grausigen Handgemenge und rasten wie reißende Tiere.

Barnekow stieg über eine Barrikade von umgestürzten Ackerwagen und stach in einen Menschenkörper hinein. Er trat auf Leichen und Lebende — ein Grausen lief ihm über den Leib. Die Gehöfte auf beiden Seiten in Feuer und Glut, die helle Lohe schlug in die enge, erstickende Gasse. Eine Hölle war hier. Etwas Satanisches hatten die geschwärzten Gesichter, die das Weiße im Auge verdrehten. Die Bomben explodierten, es war in allen Lüften und auf Erden ein Zischen und Zerspringen von Geschossen, sodaß er bange dachte: Aus diesem Höllenbreughel kommt keiner lebendig heraus. Bald aber erkannte er verwundert, daß von dieser Unmasse von Blei- und Eisenstücken nur die allerwenigsten trafen und töteten. Diese Wahrnehmung wird jeder im tollsten Gefecht machen, und sie wird jedes

Herz ermutigen. Nicht wahr? Hand aufs Herz, ihr Helden alle!

Als Barnekow sah, daß nicht alle erschlagen wurden, sondern die allermeisten stehen blieben, stürmte er mit heulendem Hurra in ein brennendes Haus, aus dem sie schossen. Sein Säbel troff rot wie ein Schlächtermesser. Sie verlangten keinen Pardon. Diese Seeländer, ein heißblütiges Volk, waren wie Berserker. Sein Unteroffizier Lehmann riß ihn aus dem Hause, eben ehe die Balken brachen.

Er kletterte über eine zweite Barrikade. Bajonette stachen wütend nach ihm, seine Klinge parierte und hatte Scharten. Einer lag auf dem Knie, legte auf ihn an und hielt den Lauf ihm direkt ins Gesicht. Der Premierleutnant schlug ihn im letzten Augenblick zur Seite. Die Kugel zog über seine Backe eine rote Furche und riß ihm ein Stück vom rechten Ohr fort. Er band sein Taschentuch um das blutige Gesicht und kämpfte weiter, bis das letzte Gehöft genommen war.

Jetzt war man den Schanzen so nahe, daß man ihre Lage und ihre Geschütze mit bloßem Auge sehen konnte. Die feindlichen Vorposten standen nur fünfhundert Schritt in Front der Wälle, allwo sie in Schützengräben saßen; die preußischen hockten in ihren Erdlöchern in Rufnähe und riefen: „Goden Dag, Hannemann."

Oft unterhielten sich die Posten, die einen stillschweigenden Waffenstillstand schlossen, gemütlich miteinander, es war erstaunlich, wie sie sich verständigten.

Premierleutnant von Barnekow war erst 6 Stunden nach der Blessur im Feldlazarett von Blut und Schmutz gereinigt und verbunden worden. Nur eine Nacht hielt

er es in dem überfüllten, stickigen Lazarett aus. Obgleich der Stabsarzt warnte, wollte er durchaus zu seiner Truppe nach Broacker, fuhr er ab, um mit Scharpie und Salbe und einigen Tagen Stubenarrest die Schramme zu kurieren. Sein altes, vorzügliches Quartier im Pfarrhause, längst von andern besetzt, konnte ihm nicht zugewiesen werden, der blessierte Offizier durfte auch nicht bei einem Bauern ins dumpfige Alkovenbett hineingesteckt werden.

Er fieberte etwas und fragte plötzlich: „Ist kein Platz frei in dem großen Müllerhofe in Dünth?“

„Platz genug bei dem dickköpfigen Dänen, der sich fortwährend beim Kommando beschwert und den man mit einer ganzen Kompagnie schikanie—, nein, kurieren müßte. Sie müssen sich auf einen üblen Empfang gefaßt machen, aber wenn Sie wollen . . .“

Barnekow wollte und fuhr gleich weiter nach Dünth.

Judith schaute ihm nach, faltete die Hände und philosophierte: Ein kleiner, zufälliger Umstand führt ihn ins Müllerhaus. Oder ist es eine Weisheit, vielleicht ein Witz der Vorsehung, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß der gute Mensch, der Udo von Barnekow heißt, nicht müssig blieb, sondern der Providenz in die Hände arbeitete.

Als der Leutnant, der über das ganze Gesicht einen Querverband trug, vor dem Müllerhause hielt und um Aufnahme bat, polterte und protestierte der Bauer: „Gehen Sie in't Lazarett! Ick heff nich nödig, kranke Pröiß, de mi Krankheit und Cholera in't Hus sleppen, to nehmen.“

Mettmari hatte den Vermummten sofort an der Stimme erkannt und flüsterte lebhaft mit dem starrköpfigen Alten. „Wir müssen ihn nehmen.“

Hans Peder fluchte. „Nee, zum Satan.“

„Es ist ja der Offizier, der uns half . . . er wird uns nützlich und ein Schutz sein, wenn die Soldaten lästig werden.“ Sie appellierte nicht umsonst an den Eigennutz des Vaters. Hans Peder grunzte über den Hof und überließ ihr alles Weitere.

Sie führte Barnekow in die Fremdenstube. Die sonst so selbstbewußte, sichre Jungfer Madsen, die nie die Haltung verlor, fühlte eine aufsteigende Hitze und eine dumme Verlegenheit. Sie wagte nicht sich umzusehen und sprach über die Schulter: „Hier wohnen Sie . . . machen Sie es sich bequem!“

„Zürnen Sie dem ungebetenen Gast? Wünschen Sie es, so werde ich anderswohin gehen,“ sagte die sympathische Stimme.

Da blickte sie ihm voll ins Gesicht, der Verband, der blutige, erschreckte sie. „Mein Gott, Sie sind schwer blessiert.“

„Nein, es ist nur ein kleiner dänischer Denkzettel,“ scherzte er, „ich werde eine lange Narbe als bleibende Erinnerung an 64 behalten . . . auch ist ein Stück vom Ohre weg, das ist der Düppeler Orden, den ich bis an mein Ende tragen werde.“

Als Hausfrau erkundigte sie sich: „Mögen Sie eine Taube essen?“

Ob er mochte. „Womöglich mit Kartoffeln?“

Gern! Da hüpfte ihm das Herz im Leibe, denn Kartoffeln waren im Sundewitt eine Delikatesse und

ein größerer Leckerbissen als gebratene Tauben geworden.

Leider waren das Täubchen und die Kartoffeln für mehrere Tage seine letzte feste Mahlzeit. In der Nacht stellte sich ein heftiges Wundfieber ein. Er hatte die Wunde verachtet, vernachlässigt und seiner starken Konstitution zu viel zugemutet. Der Oberstabsarzt wurde geholt und sprach davon, daß der Leutnant ins Johanniterhospital Nübel überführt werden könne. Barnekows fieberblanke Augen blickten traurig hin und her, als wenn sie Hilfe suchten.

Und die Tochter des Hauses erklärte mit Energie: „Nein, der schwerkranke Herr kann nicht transportiert werden, es könnte sein Tod sein." Sie wußte es besser als der Arzt, und Barnekow blieb im weichen Bett liegen.

Wenn Mettmari ein kühles Getränk brachte, die Arznei tröpfelte und allmählich die Pflege in ihre Hand nahm, brummte der Bauer spöttisch: „Was geht der Kerl Dich an! Laß den Burschen ihn füttern! Ich wollte, daß alle Pickelhauben die Cholera kriegten!"

„Pfui wie gottlos, und wie dumm! Hier in unsrem Hause, damit Du angesteckt würdest? Er ist ein Kranker, ein Christenmensch und unser Nächster."

Hans Peder lachte vor sich hin. „Schade um die Arbeit, die Du Dir machst . . . dein Pröiß wird ja doch mit umgebracht, wenn die Dänen nach Broacker kommen."

„Gott helf's, wie sollten die nach Broacker kommen?"

„Wart es ab, mein Dirn, wart es ab!" Der Bauer hatte den funkelnden Blick des Fanatikers und lachte wie ein Teufel. — — —

In dem Kampf bei Düppel am 17. März hatte auch der edle Pole Muschekatz wacker mitgefochten und, als er warm wurde, so hitzig die Feinde verfolgt, daß er das Signal überhörte und bis an die Brustwehr der einen Schanze vordrang. Der polnische Berserker, der allein Düppel nehmen wollte, gewahrte plötzlich auf dem Wasser den Rolf Krake, erschrak bis ins Herz hinein und machte kehrtum zu seiner Kompagnie, die er im Galopp und unter Gelächter erreichte. Viele ungebildete Soldaten hatten noch immer einen höllischen Respekt vor dem unheimlichen Schiff, von dem sie fabelten, daß es mit einem Treffer ein ganzes Bataillon fressen könne.

Des Polen Bravour war bemerkt worden. Prinz Friedrich Karl winkte ihn zu sich heran und sagte belustigt: „Sie wollten allein die Schanze nehmen?“ Moßikatzki machte Grundstellung, daß der Kot hochspritzte, und warf die Augen rechts, daß sie im Kopfe klapperten. „Zu Befehl, Könickliche Hoheit! Wir hätten sich gekriegt den Schanz, den dreckichten, wenn Kahn verfluchtiger nicht gewesen wäre und auf Musketier Moßikatzki von 4. Kumpani angelegt hätte.“

Der Brave bekam für seine Tat und Rede die großen Gefreitenknöpfe. Er fühlte sich wie ein Fähnrich, der zum ersten Male auf den Schultern die Leutnantsepauletten und im Tornister den Marschallstab trägt, und spreizte sich nicht wenig. Die Pastorin kredenzte ihm ein Schnäpschen und eine volle Schüssel Fleisch und Kartoffeln. Nachdem er das Siegesmahl, das fast so herrlich wie „Flacki“, wie Kaldaunen, mundete, verschlungen hatte, schwoll sein Selbstgefühl, und er hielt sich für einen Schwerenöter, der nach jedem Frauenzimmer nur

die Finger auszustrecken brauche. Die plumpe Großmagd Karen war ihm nur ein Notbehelf, ein Kommißsoldat — d. i. Komm — iß — soldat — liebchen gewesen. Sobald er die Schüssel ausgeleckt, nahm er die appetitliche Maren, die einen vollen Kessel aufs Feuer setzte, von hinten in seine Heldenarme und drückte einen Schmatz auf ihr hübsches Borsdorferapfelgesicht. Er erklärte coram Küchenpubliko: „Maren und Moßikatzki, Könicklick preußisches Gefreiter bei 4. Kumpani, haben sich verlobt, Maren is Braut meiniges.“

Die Magd setzte behutsam den Kessel aufs Feuer und kehrte sich erbost um. „Du Preuß, Du Polack, Du Fretsack, Du Lusgriper!“

Doch der Soldat hielt von hinten fest. Jens Priester machte glubsche Augen, als wenn er sich auf den Attentäter werfen wolle, bedachte aber die Gefahr und brüllte lieber um Hilfe: „Fru Pastor, Fru Pastor!“

Maren hatte sich selbst befreit und stand wütend, wie eine Gottesanbeterin, die ihren Gemahl gleich nach der Hochzeit verspeist, mit kampferhobenen Händen: „Nu kumm, nu kann ick datt alleen, min Jung!“

Die Großmagd griff in diesen Düppelkampf ein und schubste giftig die Jungmagd zur Seite, so daß der Schanzenstürmer retirieren konnte.

Jens Priester war wieder im Hauptpastorat und bei seinen dicken Schimmeln. Fräulein Claudius hatte sich für ihn verwandt und den guten Vater leicht überredet.

Jens knirschte: „Maren, Du hättest dem Polacken mit dem Holzschuh einen Fußtritt geben sollen, sodaß er einen doppelten Bruch gekriegt hätte.“

„Nee," antwortete sie vornehm, „he is en Minsch … und Du büst en ganzen niederträchtigen Kirl."

Der Knecht schimpfte nicht, sondern seufzte: „Maren, ich könnte all mein Erspartes für Dich hingeben."

„Geh Du mit Deinem Geld!" antwortete sie patzig.

Doch sie sann den ganzen Tag bei ihrer Arbeit, und sie sah immerzu große Beutel voll von blanken Talern. O, wenn ich Geld hätte, wäre ich von dem Bauern nicht vom Hofe gejagt worden. Welche Gewalt hat das Geld!

Gegen Abend stand Jens, als sie mit unglaublicher Geschwindigkeit Kartoffeln schälte, hinter ihr — wie der Versucher. Sie fragte stockend, beschämt: „Wie viel hast Du denn?"

„Ick heff en ganz beten, dicht bi söben hunnert Daler."

Das war ihr ein Reichtum, eine riesige Geldsumme.

Süßlich lispelte er: „Watt min is, datt is Din, wenn Du mi nimmst . . . ick kop mi en schöne Landstell mit Perd und ver, fif Bester . . . min Fru schall nich to Fot lopen . . . ick bün en flittigen, sporsamen, soliden und tämlig jungen Kirl — knapp vertig . . . Maren, Du makst en gode Parti."

Sie blieb stumm und blickte in die Ferne und hörte kaum, daß er schmeichelte. „Ick heff Di watt mitbröcht." Er reichte ihr einen Ring von Gold. Das Gold, das Macht über die Menschen gab und den Rackebüller Bauer in seiner Gewalt hatte, stach ihr in die Augen. Mit raschem Griff probierte sie den Reif an ihren dicken Fingern — er paßte am Ringfinger.

Der Knecht schmunzelte und lauerte, ob er sitzen blieb. Sie grübelte gedankenfern.

In dem Augenblick betrat die Pastorin die Küche und fixierte beide. Jens hatte eine groteske, geniale Idee, welche die Verschlagenheit erzeugte und die Verzweiflung gebar, krümmte den Rücken und erklärte: „Frau Pastorin, wenn Sie nichts dagegen haben . . . Maren und ich, wir haben uns soeben richtig verlobt, ringverlobt.“

Er rechnete mit dem tief eingewurzelten Respekt der Magd, die nicht wagen werde, den Mund aufzutun, aber er verrechnete sich.

Maren riß den Mund auf und den Ring vom Finger, warf ihn vor seine Füße hin und rief zornig: „Du alter Schalk, du lügst. Verlobe du dich mit des Teufels Großtante!“

Frau Claudius biß die Lippen zusammen und bewahrte bei der Komödie den Ernst und die Autorität. „Das sieht gerade nicht nach Ringverlobung aus! Jens, Er ist ein alter Knabe und sollte sich schämen, einem so jungen Ding nachzulaufen. Wenn Er noch freien will, soll Er sich ein gesetztes Frauenzimmer suchen.“

Maren stand hinter der Herrin und grinste ihn aus.

In seinem Gift und Grimm verleumdete er die ehrbare Dirne. „Frau Pastorin, ich bin rein und könnte alle Tage zum Abendmahl gehen, ich wollte die Person retten . . . sie, sie hat Matschappi mit dem Militär, sie lauert auf den Bauernsohn aus Rackebüll, der sie verführt hat . . . auf den kann sie jetzt lange lauern . . . der Rackebüller ist abgebrannt und muß mit Brandbrief und Bettelwagen durchs Land ziehen . . .“

Die Pastorin faßte mit zwei Fingern seinen Rockärmel. „Marsch hinaus!“

Maren kämpfte mit den Tränen der Unschuld.

Es klopfte jemand an die Außentür der Küche — wer konnte das sein? — und kam sofort herein. Ein großer, breitschultriger Mensch in langen Stiefeln, mit einem netten, intelligenten Gesicht, wie ein besserer Bauer gekleidet, drehte die Mütze und fragte verlegen, ob er Maren Hansen mal sprechen dürfe.

Die robuste Magd war leichenblaß und zitterte am ganzen Leibe.

Ah, es konnte am Ende ein Liebhaber sein; darum sagte die Pastorin argwöhnisch: „Woher kennen Sie unsre Magd? Und wer sind Sie?“

Schnell antwortete der Fremdling: „Ich bin Nis Nissen, der Sohn von dem Vollhufner Peter Nissen in Rackebüll ... da steht sie ja selbst. Maren, Maren!“ Seine Augen leuchteten, sein Ton war von einer Wärme und Innigkeit, die man beim Bauern selten findet.

Frau Claudius konnte die Unterredung nicht verbieten und entfernte sich mit der Ermahnung: „Vergiß über dem Schwatzen die Zeit nicht!“

Die Magd, noch keines Wortes fähig, vor Schreck und Freude fassungslos, fing an zu weinen. Sie, die brav und redlich ihre schwere Arbeit getan, ihren guten Appetit und ihre roten Backen behalten, die ihr schmerzliches Schicksal mit scheinbarem Phlegma getragen hatte, sie war aufs tiefste erschüttert und schluchzte leidenschaftlich: „Nis ... Nis ... du bist da.“

Der Rackebüller Bauernsohn war gekommen! Der junge Mann beugte sich bewegt über die Weinende, legte die Hände auf ihre Schultern und flüsterte eine süße und selige Mär. „In der Schlacht bei und in

Rackebüll — wir flohen mit unsrem Bargeld und unsren Silbersachen mitten durch die anrückenden Preußen nach Satrup hinüber — ist das ganze Dorf zusammengeschossen und ein rauchender Steinhaufe geworden. Unser Hof, alles ist hin, ist Schutt und Asche, wir haben von unsrem Besitztum die Hälfte verloren, weder die Preußen noch die Dänen werden uns den Verlust ersetzen."

„Wie ungerecht und grausam ist das! Was habt ihr den Preußen und Dänen getan, daß sie euch abbrennen und arm machen," klagte sie mitleidig.

„Nein, Maren, wie gut ist es, wie schön hat Gott alles gelenkt!" antwortete er leise, wie ein Mensch, der Erstaunliches, Wunderbares gesehen hat. „Dänenkugeln umflogen uns, als wir zu spät vom Hofe flohen . . . eine traf meinen Vater und fuhr in seine hintere Rocktasche, wo er den Geldbeutel trug und die Kugel einen Speziestaler platt drückte. Das machte einen tiefen Eindruck auf ihn, er wurde leichenblaß und sagte zu mir: ‚Nis, wer weiß, wie nahe mir mein Ende, wie schnell und bald kann es mit mir aus sein, dann bist du Herr auf dem Hofe und tust, was du willst . . . und du wirst gleich, ich weiß es wohl, die Dienstmagd heiraten. Gott gnad' uns, der Hof ist schon hin und steht in hohen Flammen!' Wir kehrten uns weinend um und sahen, wie unser Heim eine feurige Lohe war, und wie die armen Hühner wild in die Glut hineinflogen und verbrannten. Seitdem ist der alte Mann wie umgewandelt, wehmütig und weichherzig und hat das Schreien und Schimpfen ganz verlernt. Es ist zu merkwürdig, wie das gekommen ist. Oft redet er von seinem

Alter und baldigen Ende. Als wir gestern die gräßliche Brandstätte des Dorfes und unsres Hofes besuchten, saß er auf den Trümmern des Backofens und weinte wie ein Kind. Plötzlich nahm er meine Hand: ‚Nis, nun können wir mit Brandbrief und Bettelwagen durchs Land ziehen, um eine Unterstützung von guten Menschen zu bekommen und so viel zusammenzuschnorren, daß wir einen Schuppen für uns und das Vieh bauen können. Ich muß in meinen alten Tagen ein Schnorrer werden. Mein Nis, wir sind arm geworden, und die Dienstmagd kann jetzt du zu uns sagen, denn wir sind ihresgleichen.‘ Ich hörte aus den Worten den alten Hohn und die alte Härte heraus und blickte ihn erschrocken an, es kam aber ganz anders. Der arme alte Mann legte den Kopf an meine Schulter und schluchzte: ‚Ich bin zu hart und zu hochmütig gewesen und zu stolz auf meinen Hof, auf meine schöne Vollhufe, nun ist das meiste Rauch und Asche . . . alles, auch wir selber werden Staub und Asche . . . ich war zu trotzig, darum hat Gott mich geschlagen . . . ehe ich hinfahre, will ich mein Wort zurücknehmen und dir sagen: Nimm in Gottes Namen die Dirne, die stark, brav und fleißig ist und eine gute Hausfrau sein wird!‘ O, wie mir wurde! Ich hätte auf den Ruinen hinknien, danken und singen mögen. Maren, hörst du? Hast du es verstanden? Mein Vater hat eingewilligt! Wir dürfen uns verloben, wir dürfen heiraten . . . uns haben und halten in Ewigkeit.“

Die beiden hielten sich umschlungen mit kräftigen Bauernarmen. Die Magd, deren robuste Mannweiblichkeit nur Maske gewesen, lag weich und weinend

vor Glück in den Armen des Rackebüllers. „Ich wartete und wartete und wußte, daß du, vielleicht erst nach vielen Jahren, wenn dein Vater tot wäre, daß du bestimmt kommen würdest.“

Der Bauernsohn erkundigte sich: „Wo soll ich dich unterbringen bis zur Hochzeit?“

„Ich bin und bleibe, wo und was ich bin, ich bleibe bis zur Hochzeit in meinem Dienst,“ antwortete die Magd schön, schlicht und selbstverständlich, „du sollst die Magd vom Milcheimer weg heiraten.“

Als die Pastorin in der Küche nach dem Rechten und den beharrlichen Besucher impertinent ansah, erklärte die Jungmagd keck: „Ich habe mich mit Nis Nissen, dem Sohn des Vollhufners, verlobt.“

Frau Claudius machte erst ein böses Gesicht, als wenn man sie zum Besten haben wollte, und dann ein maliziöses: „Das wäre die zweite Ringverlobung, die heute abend in meiner Küche deklariert worden ist. Wird diese von Dauer sein? Mach keine Dummheiten, Maren!“

„Nein, ich mache eine gute Partie und bekomme einen guten Mann,“ sagte die Dirne frisch, frei und fröhlich. — — —

Der junge Claudius hatte manchen diskreten und schwierigen Auftrag geschickt ausgeführt, sodaß die hohen Militärs in Gravenstein ihm ein unbedingtes Vertrauen schenkten und die Lösung eines neuen und niederträchtigen Rätsels, das ihnen viel Kopfzerbrechen machte, dem gewandten Manne übertrugen. Eine häufige und häßliche Wahrnehmung wurde ihm vertraulich mitgeteilt, nämlich die Beobachtung, daß jede Bewegung der

preußischen Truppen, jede Maßregel des Hauptquartiers dem Feinde gemeldet wurde, der dann prompt vorbeugte und Gegenzüge machte. Offenbar hatte der Däne unter der Bevölkerung des Sundewitt seine Helfershelfer und Zuträger.

Armin brannte darauf, die Verräter zu entlarven, jedoch sein Herumspüren und Forschen führte zu keinem Resultat. Da wählte er das Mittel der Maskierung, verkleidete sich als Bauernknecht und spielte seine plattdänische Rolle aufs beste. Um die Probe aufs Exempel zu machen, ging er ins Hauptpastorat. Als er sich breit auf dem Flure aufpflanzte und fragte: „Ist Er selbst zu Hause?" sagte die Pastorin scharf: „Wen meint Er?"

„Is de Prester to Hus?"

„Ja," sagte sie noch schärfer, um dem Lümmel Lebensart beizubringen: „Der Herr Pastor ist zu Hause. Was wünschen Sie?" ‚Einen Taufschein für mich selbst, den Großknecht Jens Jensen.' Der Hauptpastor Claudius suchte lange im Taufregister nach dem Jens Jensen aus Schelde, sah sich den Burschen an, suchte noch einmal und sagte ärgerlich: „Ich kann einen Jens Jensen aus Schelde nicht finden, hm, hm, Sie irren sich gewiß, Sie wollen am 24. Mai 1838 getauft sein, hm, hm" — er blätterte — „das ist just der Tag, an dem mein Sohn die heilige Taufe empfing . . . Sie irren sich."

„Ich bin ja Ihr Sohn, Herr Pastor," sagte der Bauernknecht trocken.

Da hat der alte Pastor so heftig gelacht, daß ihm der Zahn, der lange lose saß, aus dem Munde flog.

Jetzt hatte Armin zu seiner neuen Rolle volles Vertrauen und wagte in der Gemeinde, wo jedermann

den Pastorsohn kannte, in der famosen Verkleidung öffentlich aufzutreten. Er saß im Kruge, trank sogar einen Kaffeepunsch, schwatzte, horchte und fluchte auf die Pickelhauben. An einem Abend stieß er mit dem Roßkamm Nielsen, der ein Gauner und ihm verdächtig war, an, und der Pferdehändler plierte nach seiner Hand und grinste: „Du hast in deinem Leben nicht viel gearbeitet und geknechtet, Jens Jensen. Was bist du für ein Kunde, daß du so feine Klauen hast?“ Armin drückte sich bald und ging von dannen, um den Knecht aus- und den Kandidaten wieder anzuziehen.

Ohne Maske, als der geheimnisvolle Zivilist, der überall frei passieren konnte, war Claudius eines Tages bei den äußersten Vorposten. Die Kontrolle war so streng, daß eine Verständigung mit den Schanzen ausgeschlossen schien.

Bei einem starken Geräusch hob er den Kopf und wurde Augenzeuge eines seltsamen Schauspiels. Von der Schanze 3 löste sich eine Masse und lief in dichtem Haufen direkt auf das Postenloch zu, in dem er mit einem Offizier und zwei Mann saß. Schreie, Flüche schrillten, Schüsse knallten. Was war das? Schleswig-Holstein meerumschlungen sangen die Kerle . . . ja, mit dem Gesange, mit umgekehrtem Gewehr kamen zwölf dänische Soldaten angerannt, warfen die Arme hoch, lachten und weinten in einem Atem und riefen: „Lieben Landsleute, habt Dank und nehmt uns auf! Wir sind frei von der Schande, als Schleswig-Holsteiner gegen Deutsche zu kämpfen, frei von der Bosheit der dänischen Unteroffiziere, die uns schikanierten und beschimpften. Wir sind keine Kujone, nein, wir werden mit Wonne

auf die Dänen schießen, darum haben wir gleich unser Gewehr mitgebracht, stellt uns in Reih und Glied, Kameraden!"

Ein preußischer Soldat betrachtete mitleidig die dänischen Schießprügel, die Vorderlader, und meinte: „Die Kuhbeine aus dem Mittelalter hättet ihr man dem Hannemann lassen sollen. Ihr werdet Ogen machen, wenn ihr unser Zündnadelgewehr, das von selber schießt, in die Finger kriegt."

Das Zündnadelgewehr von Anno 64 war das beste seiner Zeit, und die Soldaten waren stolz auf ihre weittragende Waffe.

Armin bewegte sich mit äußerster Vorsicht in dem gefährlichen Gelände und sah eine andre, sehr amüsante Szene. Die Vorposten hatten unter sich einen Waffenstillstand geschlossen und plauderten friedlich mit Zuhilfenahme der Fingersprache miteinander. Es war erstaunlich, wie sie in einem grausigen Kauderwelsch sich verständigten und sogar einen flotten Tauschhandel betrieben. Armin reckte seinen Hals aus dem Erdloche und horchte. Der Preuße ging dem Hannemann, der sein Gewehr zwischen die Beine stellte, gemütlich entgegen und grüßte: „Goden Dag, Danske! Will ju nicht bald ut Düppel rut, eh' wi ju rutsmiten?" Der Preuße schlug offenbar einen überlegenen Ton an, den sich der Däne gefallen ließ. Dieser klagte sein Herzeleid: „In Skans slimm, sehr slimm . . . bei datt Geschite, hier bum, da bum, fräkkelig, fräkkelig! Hier Blod, da Dod. Uh, det er grusig, Kamerad."

„Datt ward noch völ slimmer," versicherte der Westfale, „allens maken wi dod, ken Hannemann kümmt

nah Hus to Mudder." Er schielte nach der Feldflasche des Dänen. „Schöne Buddel, smukke Buddel! Tuschen, tuschen?"

Der Däne war bereit, sie handelten hin und her, bis der Preuße für sechs gute Groschen, ein Päckchen Tabak und ein Stück Seife die Feldflasche, die königliches Eigentum war, erhielt. Er betrachtete sie mit Wohlgefallen und fragte lachend: „Watt seggt din Kong Christian, wenn du sin Buddel verköfft hest?"

Der Hannemann grinste pfiffig, er werde sagen, daß die verdammten Pröiß ihm die Flasche weggeschossen hätten. Und dann? „Dann krieg ick naturligwis ein neue und vielleicht ein Orden for Tapperhed."

Der tappre Landsoldat stopfte seine Pfeife und paffte den preußischen Tabak. Die dänischen Feldflaschen, die besonders groß und solide waren, wurden von den Preußen sehr begehrt und bildeten den Hauptartikel dieses kuriosen Tauschhandels vor und mit dem Feinde.

Der lachende Zuschauer runzelte die Stirn, denn ihm kam der Gedanke, daß vielleicht auf diesem Wege allerlei ausgeplaudert werden könne. Daher wurde der Verkehr der Vorposten eine Zeit lang verboten, ohne daß die geheime Nachrichtenübermittelung unterblieb.

Claudius verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Sollte ein Verkehr zu Wasser möglich sein? Kaum, da alle Böte beschlagnahmt und die Netze zur Nachtzeit im Wenningbund ausgelegt waren, damit der Rolf Krake, wenn er frech werde und in die Bucht hineinfahre, in den Netzen sich festlaufe und an seiner Seele — denn die Schraube ist die Seele des Schiffes — Schaden nehme.

Armin spähte trotzdem mit Argusaugen am Strande entlang. Im Sande standen nur die Abdrücke und Stapfen, welche die genagelten Kommißstiefel der Strandwache hinterließen. So kam er zu den Batterien von Gammelmark. Dicht am Knick saßen die Krankenträger und Sanitätsleute und spielten Karten trotz der entsetzlichen Kanonade. Die Menschen gewöhnen sich an alles, auch an des Knochenmanns abscheuliche Nähe. Der Tod war hier bei der Hand.

Ein Sergeant zeigte über den Wenningbund. „Die Schanze 2 schießt am eifrigsten und besten von allen, sie hat gezogene Geschütze, zielt gut und wirft uns oft die Bettung auseinander und eine Fuhre Sand ins Gesicht. Das muß ein fixer Kerl sein, der dort das Kommando hat.“

Es war der fixe und freche Anker, der im Artilleriekampf sich hervortat und von seinen Gegnern gerühmt wurde.

Claudius reichte dem Hauptmann der Batterie die Hand. Der riß ihn mit einem Ruck auf die Erde herunter und in den Dreck hinein, sodaß der Zivilist ob dieser Begrüßung ein recht dummes und böses Gesicht machte. Ein schwarzer Ball schlug mit einem Platsch unmittelbar vor dem Geschütz ins Wasser.

„Sie haben das Warnungssignal überhört,“ lachte der Hauptmann, „das beachten Sie ja, wenn Sie hier lustwandeln und den Kopf zwischen den Schultern behalten wollen.“

Ein ausgestellter Posten behielt stets die Schanze im Auge und brüllte, sobald es drüben aufblitzte, aus vollem Halse: „Bom—be!“

Auf das Kommando stürzten alle langhin. Ss—s—sum! Krach!

„Die ging zu hoch.“ Sofort sprangen alle auf die Füße, um in der nächsten Sekunde mit affenartiger Geschwindigkeit abermals Kotau zu machen. Die zweite ging dicht über die Köpfe weg. Die Krankenträger sprangen in der Meinung, daß es Arbeit für sie gebe, hinter dem Knick hervor, zogen aber schnell den Kopf zurück und mischten ruhig die Karten. Ein junger Artillerist war bei dem Luftdruck der Bombe ganz weiß geworden, ein älterer und abgebrühter Kamerad holte einen Handspiegel aus der Tasche, hielt ihn dem Bürschlein vors Gesicht und sagte toternst: „Nu kiek mal, wie weiß deine Nase ist! Du siehst ja wie deine Großmutter aus, als der Storch sie zum ersten Mal ins Bein biß.“ Der junge Krieger war vom Kanonenfieber kuriert.

„Bom—be,“ schrie der Posten. Das Geschoß platzte, die Sprengstücke sprangen über die Bettung. Ein Kanonier stützte sich auf den Wischer und war von Blut wie übergossen. Die Krankenträger warfen ihre Karten hin und kamen mit der Bahre.

Der Ärmste war nur eine Ähre auf dem roten Feld von Düppel. „Vorwärts! Gerichtet!“ rief der Hauptmann forsch. Die Blutarbeit ging weiter. Im Flüsterton, denn ein sehr hoher, gefürchteter Herr, der Tod, war in der Nähe, sprachen die Offiziere: „In zwei Tagen der siebente.“ Der Premierleutnant erzählte: „Der Barnekow, der bei Ihnen im Quartier lag, soll schwer blessiert sein — Kopfschuß, sagt man —, soll hier drüben im Müllerhofe liegen.“

„Warum nicht im Lazarett?“ sagte Armin langsam.

„Er kaprizierte sich auf dieses Privatquartier ... in der Mühle soll ja eine schöne Tochter, die sogenannte schöne Sundewitterin, sein,“ scherzte der Sekondleutnant.

Armin bekam einen heißen Kopf. Nach einer Weile stapfte er mit langen Schritten querfeldein, immer in der Richtung, wo die Windmühle ihre Flügel drehte.

Hans Peder Madsen beäugte gedankenvoll die beiden schweren Schlachtschweine, die noch am Haken hingen. Die schönen Säue wollten seit ein paar Tagen nicht mehr fressen und waren heute schleunigst abgestochen worden. Hm, der Rücken war ja ein bißchen rot, hing aber zum Glück gegen die Stallwand und fiel nicht ins Auge ... man konnte den schönen Speck doch nicht wegschmeißen, sondern sehr wohl für die Leute verwerten. Rotlauf? Unsinn! Am Tod der Säue waren auch die verd— Preußen schuld.

Nachlässig griff der Bauer an die Mütze, als der Pastorsohn den Hut zog. Wie geht es Ihnen? „Schlecht, sehr schlecht ... schreckliche Zeiten,“ lamentierte der Müller.

„Die uns schließlich viel Gutes bringen werden,“ sagte Claudius.

„Schließlich? Soll ich Ihnen sagen, was schließlich geschehen wird?“ knurrte Madsen. „Schließlich werden England und Rußland Schluß machen und dem Pröiß, wie Anno 51, die Tür zeigen: Heraus aus Schleswig, haha!“ Das war die letzte Hoffnung der Dänen, die sie mit krampfhaftem, zuletzt kindischem Eigensinn festhielten.

„Warten wir den Schluß ruhig ab!“

Der Bauer fing an zu schelten. „Meine Kühe verkalben, meine Schweine krepieren, alles verhext der Pröiß. Mein Heu und Stroh wird requiriert und geräubert . . . acht Fuder haben sie gestern geholt, und für mein Stroh bekomme ich diesen Wisch, der für das kleine Haus da gut ist. Der Pröiß bringt uns an den Bettelstab . . . wir verarmen . . . und wenn man muckst, wird man mißhandelt . . . sie haben mich mißhandelt und meine selige Frau ermordet, ja ermordet.“ Er hatte sich und andren den Mord seiner Frau so lange vorgeredet, daß er es selber glaubte.

„Zeigen Sie mal den Requisitionsschein!“ Die Strohlieferung war mit 86 Talern bewertet. „Wenn der Wisch nach Ihrer Meinung wertlos ist, werden Sie ihn gern an mich für 50 Taler verkaufen,“ sagte der Pastorsohn schmunzelnd.

Hans Peder plierte pfiffig. „Nee, nee, das wäre eine Sünde gegen unsren alten guten Pastor, wenn ich seinen Sohn anschmieren wollte, nein, lieber Unrecht leiden als Unrecht tun, ist mein Grundsatz.“

Armin lachte dem scheinheiligen Bauern ins Gesicht. „Gut, ich zahle 80 Taler bar.“

„Nee, ich will mich nicht an Gott und dem Pastor versündigen.“

Armin hatte zufällig so viel Geld bei sich und hielt 86 Taler dem Müller hin. „Hier sind volle 86 für den Wisch. Ich gehe doch nach Gravenstein, wo die Dinger mit Gold eingelöst werden.“

Der Bauer griff gierig nach den Talern, die er liebte, obgleich sie Preußen waren.

„Wo ist Mettmari?“ fragte der Besucher.

Ein boshafter Schalk blitzte in dem Auge des Müllers, und sein Mund kaute: „Gehen Sie nur direktemang nach der Fremdenstube . . . Sie wissen ja Bescheid.“

Der Pastorsohn kannte das Haus von Kind an und ging ahnungslos den gewiesenen Weg. Es war einer von jenen warmen, sonnigen Märztagen, die den Lenz anmelden und die erste Lerche bringen. Sein Kommen wurde nicht gehört, obgleich die Tür zum Zimmer nur angelehnt stand. So laut und lebhaft war die Unterhaltung. Armin blickte unwillkürlich durch den Spalt und blieb vor Überraschung wie ein Lauscher stehen. Ein widrig bittres Gefühl befiel und bannte ihn, sodaß er einen Augenblick weder anklopfen noch umkehren konnte. Der Offizier, der mit verbundenem Kopfe aufrecht im Bett saß, hatte eine leicht gerötete Gesichtsfarbe und ganz auffallend glänzende Augen, aber nicht vom Wundfieber, das schon überwunden war. Das Gerücht vom Kopfschuß hatte gelogen. Der Leutnant schien sich sehr wohl und kreuzfidel zu fühlen. Kein Wunder! Auf dem Tisch standen erfrischende Getränke, die Reste eines leckren Frühstücks und eine Fülle von eingemachten Früchten. O ja, vorzüglich pflegte Mettmari den blessierten Preußen, dem sie doch nach ihren Grundsätzen kühl bis ins Herz begegnen müßte. Sie saß, weiß Gott, neben dem Bett, allzu nahe, wie den Zuschauer mit dem mißvergnügten Misanthropenmund bedünken wollte, allzu vertraut, ja intim, wo doch dieser Barnekow für die dänische Müllertochter ein Fremdling, ja ein Feind war. Unbegreiflich! Unbegreiflich ist das Weib. Die Dänin, die ihn als preußischen Spion ab-

gekanzelt hatte, las dem Patienten aus einem Buche vor und fühlte sich aus Humanität und Nächstenliebe dazu verpflichtet, dem Feind die Langeweile zu vertreiben. Horch! Was sie las, war dänisch. Ein Donnerwetter wäre ihm beinahe entfahren. Der preußische Leutnant bemühte sich mit viel Aufmerksamkeit und Fleiß, etwas Dänisch zu lernen, und erhielt angenehmen Unterricht von seiner schönen Lehrerin, die ihm die schweren Worte geduldig vorsprach. Himmel! So weit und so warm war die Freundschaft schon.

Armin konnte ihr Antlitz nicht sehen, denn das war natürlich voll und en face dem Monsieur im Bette, dem langen, lobesamen Schüler, zugewandt. Jedoch ihre klangvolle Stimme — die hörte er — und die hatte einen neuen, weichen, andren Ton, den er noch nicht vernommen zu haben meinte. Im flimmernden Sonnenstrahl glänzte ihr Haar wie lautres Gold. Hatte es früher solchen Goldglanz gehabt?

Der Horcher, der einen gallenbittren Geschmack im Munde hatte, hörte eine Stimme, die aus seinem Innern kam und fragte: Pfui, ein Spion — bist du ein Späher und Lauscher an der Wand?

Er rief laut: „Claudius meldet sich gehorsamst ... darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen, Herr Premierleutnant?“

Wurde drinnen nicht ein Stuhl gerückt, fortgerückt? Ein höfliches „Bitte sehr.“

Der Kandidat verbeugte sich kurz vor dem Herrn, kürzer vor der Dame. „Die Wunde heilt gut ... es geht Ihnen ... leidlich? Besser? Vorzüglich? Nach

dem Befinden des Fräuleins brauch' ich nicht zu fragen . . . Mettmari, du blühst buchstäblich."

Sollte das anzüglich sein? Eine scheue, jungfräuliche Röte lag auf ihren Wangen, eine Befangenheit in ihrem Wesen, die er an dem selbstsichren Mädchen noch nie bemerkt hatte.

„Ich wäre längst aus dem Bett heraus," sagte Barnekow, „wenn ich nicht meinem alten Stabsarzt und meiner jungen Samariterin gehorchen müßte." Der Leutnant, sonst mehr ein Schweiger als ein Schwätzer, war lebhaft gesprächig und erzählte mit Laune von seinem Sprachunterricht. „Lese ich in meinem Buche „Hellig Aand", so sage ich frischweg „And", und meine Lehrmeisterin bekreuzigt sich: Heilige Ente! denn And heißt Ente und Aand heißt Geist. Steht da in meinem Buche das schöne Wort „Spyd", so wird die Sache noch bedenklicher; ich spreche das natürlich wie Spyt — und meine Lehrerin lacht laut auf, denn „Spyt" heißt Spucke und „Spyd" heißt Speer."

„Sie werden mit Geduld und Spucke bald alle Schwierigkeiten der dänischen Aussprache überwinden." Armin schaute dabei nach der Seite, wo Mettmari stand. War Barnekow redselig, so war sie schweigsam, als wenn sie an andre Dinge denke.

Mit einem Male sah sie nach der Uhr. „Herr von Barnekow, Sie müssen Ihre Tropfen nehmen, damit das Fieber nicht wiederkehrt."

Auf dem Tische, seiner Hand leicht erreichbar, waren Glas und Löffel. Obgleich er beides bequem nehmen konnte, bewegte er nicht seine Hand, sondern seinen

Kopf, um mit einem fragenden, bittenden Blick Mettmari anzuschauen.

Armin beobachtete genau. Was will der Leutnant? Ah, er ist gewohnt, daß seine Samariterin mit zarter Hand die Tropfen ihm kredenzt, und besteht auf seinem guten Gewohnheitsrecht. Sie schämt sich in meiner Gegenwart des süßen Samariterspiels.

Die so natürliche Müllertochter war nervös geworden, zupfte ein Fädchen am Kleide fort und zögerte. Doch der Blick war sanft, stark und beharrlich und besiegte ihr Widerstreben.

„Sie würden vielleicht etwas verschütten . . . warten Sie!“ Als ob er nicht schon lange wartete und warb! Mettmari zählte die Tropfen, fühlte das unleidliche, observierende Auge und verzählte sich, schüttete das Glas aus und tröpfelte noch einmal, fest die Hände und schmal die Lippen.

Barnekow schaute sie mit so leuchtenden, sonnigen, glückseligen Augen an, daß der Zuschauer eine jähe Erkenntnis und Gewißheit hatte.

Armin fürchtete, daß ihm sein Erschrecken anzusehen sei, und verabschiedete sich etwas plötzlich. Zum Schluß scherzte er: „Seien Sie auf der Hut, Herr Premierleutnant! Fräulein Madsen wird Sie zum Proselyten und perfekten Dänen machen.“

Mettmari eilte ihm nach und erreichte ihn im Hausflur. Sie forderte Rechenschaft. „Warum hast du mir nicht Adieu gesagt?“

Hatte er das vergessen? Statt zu antworten, fragte er: „Was ist dir der Preuße?“ Das Wort „der Preuße“ hatte einen harten, fast höhnischen Ton.

„Er ist mir ein kranker, verwundeter Mann, der meines Beistandes bedarf, er ist mein Nächster.“

„Ja so, es ist nur pures Christentum und lauter lautre Christenliebe . . . du befolgst den schönen Bibelspruch: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, und tut wohl denen, die — ihr hasset . . . du liebst deine Feinde und — diesen Feind?“

Seine Bitterkeit lief ihm in bösem Hohn über die Lippen.

Ohne Zorn erwiderte sie ruhig: „Dieser Barnekow ist ein Brandenburger, der dem Befehl seines Königs gehorchte, und nicht mein Feind. Er ist ein Mann, den ich und alle hochachten müssen.“

Armin wanderte niedergeschlagen über den Fußsteig der Felder. Er wußte es jetzt: Sie liebt den Preußen. Den Preußen! Die alte Abneigung, die seit Anno 51, wo Preußen die Schleswig-Holsteiner entwaffnete und den Dänen auslieferte, in den alten Patrioten des Landes wurmte, erwachte in ihm, er vergaß in seinem Unmut, daß sie die Befreier waren, die mit Blut jene Sünde an Schleswig-Holstein gesühnt hatten. Da der Grübler die Erde anstarrte und nicht aufsah, entging es ihm, daß ein Feldgendarm, der vor zwei Tagen frisch im Sundewitt angekommen und im ersten Dienst- und Feuereifer war, mißtrauisch den Schlachtenbummler, der im Bereich der Gammelmarker Batterien sich umhertrieb, aufs Korn nahm und sich hinter dem Knick heranpirschte. Als Armin über einen Holzsteg hinwegstieg, vertrat plötzlich eine Pickelhaube ihm den Weg.

Das Auge des Gesetzes, des Kriegsgesetzes, funkelte ihn an, ein schnauzbärtiger, martialisch grimmiger Feldwebel schnob ihn an: „Halt! Wer sind Sie? Wissen Sie nicht, daß kein Zivilist hier passieren darf?“

Claudius amüsierte sich. „Mein lieber Herr, ich bin mit dem Hauptquartier ziemlich befreundet und darf überall passieren.“

„Aha,“ höhnte der Gendarm, „Sie sind mit Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen intim befreundet! Sehr gut! Haben Sie Papiere? Papiere, Herr—rrr! Sonst muß ich Sie verhaften.“

„Ja, mein Lieber, ich habe ein Passepartout, daß ich überall spazieren kann.“ Claudius lächelte den Grimmigen vergnügt an und griff in die Tasche hinein. Immer schneller, tiefer, hitziger tastete er in diese, in alle Taschen hinein, mit einer grenzenlos verblüfften Miene, sodaß der Gendarm schadenfroh grinste. Himmel! Sein schöner Paß lag in der Rocktasche des Jens Jensen, den er in aller Eile ausgezogen hatte. Höflich fing er an: „Ich habe ihn leider zu Hause vergessen, aber Sie können sich darauf verlassen, daß ich vom Hauptquartier mit einer geheimen Mission beauftragt bin.“

Der Kriegspolizist lachte mit den Zähnen. „Herr Geheimrat, ich verhafte Sie im Namen des Königs . . . ich habe scharf geladen, verschstanden! Sie marschieren immer drei Schritte vor mir . . . vorwärts marsch!“

In diesem Aufzug und Gänsemarsch ging es durch sein Heimatdorf Broacker. Umsonst schaute Armin nach dem Pastorat, ob nicht jemand zu rufen sei, der den Major von seinem Mißgeschick benachrichtigen könne.

Er erlaubte sich die Frage: „Kann ich nicht auf eine Minute hier bei meinen Eltern eintreten?“

Worauf der Gendarm brüllte: „Auskneifen will Er, Er Spion! Marsch — marsch!“

Die Bauern zeigten mit Fingern auf den Pastorsohn und frohlockten: „Nun hat er sich selbst in die Nesseln gesetzt und seinen Lohn dafür gekriegt, daß er die Preußen nach Broacker brachte.“

Der boshafte Zufall wollte, daß auf dem meilenlangen Wege kein bekannter Offizier dem komischen Gänsemarsch begegnete. Erst in Gravenstein fand die Tragikomödie ein Ende. Der Gendarm marschierte stolz und stramm nach dem Schloß, um den Arrestanten abzuliefern. Vor dem langen, niedrigen Palais stieg der Prinz Friedrich Carl, der von einer Inspektion zurückkehrte, gerade vom Pferde, gewahrte den Aufzug, erkannte den Arrestanten und winkte.

„Wen haben Sie da eingefangen?“

„Ein sehr verdächtiges Subjekt, einen Spion, Königliche Hoheit.“

„Mensch!“ schrie der Hohenzoller, „Sie haben eine kolossale Dummheit gemacht .... das ist ja unser Spion. Sie Schafskopf! Ab!“

Der allzu dienstfeurige Mann machte ein unglaublich dummes Gesicht.

Herr Claudius runzelte die Stirn, als er das abscheuliche Wort Spion, das ihm ins Ohr und Ehrgefühl schnitt, aus so hohem Munde hörte, und er sagte in Ehrfurcht: „War ich ein deutscher Spion, so bitte ich, von meinem Amt enthoben zu werden, so bitte ich noch einmal, in ein Regiment eingestellt zu werden.“

„Sie dürfen ein Scherzwort nicht ernst, geschweige denn übel nehmen ... ich will, daß Sie geheimer Kommissar des Hauptquartiers bleiben.“ Wenn dieser Prinz einen Menschen ansah und sein „Ich will's“ sagte, gab es nur Schweigen und Gehorchen.

Die Offiziere erzählten dem deutschen Nordschleswiger ärgerliche Dinge. „Wir wollen baldigst die 1. Parallele ausheben, die Erdarbeit muß unvermutet, bei Nacht und Nebel gemacht werden, damit die Dänen nicht einschreiten und unsre Leute bei der Sappe zusammenschießen. Aber der Feind merkt, wittert, weiß alles ... hol's der Henker! Der Feind hat im Sundewitt seine Spione, die ihm alles hinterbringen ... aber wo sitzen die Kerle, und wie verständigen sie sich mit Düppel?“

Claudius ging mit neuer Energie ans Werk und strengte seinen Scharf- und Spürsinn aufs äußerste an. Die Sundewitter sind ein verschlagenes Volk und haben es oft faustdick hinter den Ohren. Sie waren höflich und fühlten sich geehrt, wenn der Pastorsohn, der eine Standesperson war, leutselig mit ihnen plauderte, wenn er aber etwas aus ihnen herausholen wollte, machten sie den eingekniffenen Mund und ein erzdummes Gesicht. Der schlaue Müller Madsen, den er zufällig im Kruge traf und mit Reden festhielt, merkte gleich Lunte und lachte ihm ins Gesicht. „Sie wollen wohl für die Preußen fischen ... wird das gut bezahlt? Nichts für ungut! Ich wüßte etwas ...“ Er neigte sich an Armins Ohr. „Aber können Sie schweigen?“

„Ja, auf Ehrenwort, ich kann schweigen.“

„Ich kann es auch, haha!“ Der Müller lachte aus vollem Halse über den Witz, der ihm gelungen war. „Im Ernst, Herr Claudius, ich weiß doch etwas, das ich Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertrauen will.“

„Und das wäre?“ Armin horchte trotzdem auf.

„Eins weiß ich: Wie die Insurgenten 49 vor Fredericia zu Tausenden totgeschlagen wurden, so werden die Preußen vor Düppel zu Tausenden ins Gras beißen.“ — — —

Armin verweilte einige Tage in Broacker und saß oft im Wirtshause, was nicht seine Passion, sondern Amtseifer war. Der eine Krug war ein hübsches, hotelartiges Gebäude, wo das Militär massenhaft verkehrte. Der Rang- und Standesunterschied wurde gewahrt, das Erdgeschoß hatte zwei Gaststuben, die eine trug die Kreideinschrift: Grenadier-Ressource, die zur Rechten hieß Offiziers-Ressource. In der letzteren saß Armin in einer Dämmerstunde bei einem Glase Bier und hoffte, daß bekannte Offiziere zum Plaudern kommen würden. Nur ein Fähnrich saß an einem Tische. Plötzlich trat der Leutnant in spe, ein bartloses, blutjunges, höchst patentes Kerlchen von etwa 18—19 Jahren, das trotz der schmutzigen Kampagne eine brandneue, blitzblanke Uniform trug und einen tadellosen Scheitel hatte, an Armins Tisch heran, schlug die Hacken zusammen, verneigte sich würdevoll und stellte sich vor: „Mein Name ist Lilje, nicht zu verwechseln mit Lilie.“ Er wurde von den Kameraden zu seinem Kummer die kleine Lilie genannt. „Ich liege im Pastorat in Quartier . . . wir sind 5 Offiziere in

einem Zimmer, aber nach den Umständen sehr komfortabel untergebracht . . . ein vorzügliches Quartier!“

Claudius lächelte über den Komfort. „Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?“

Lilje dankte mit einem Händedruck, wobei er den Arm im rechten Winkel hielt, und sagte schneidig: „Wollen Sie mir die Ehre erweisen und ein Glas Wein mit mir trinken?“

Claudius wunderte sich ein wenig und sollte in noch größeres Erstaunen geraten.

Das patente Kerlchen bestellte mit Nonchalance eine Bouteille vom besten Champagner, die hier 6 Taler kostete. Der kleine Grandseigneur schenkte mit Grazie, wie etwas Alltägliches, ein, schnellte auf die Füße, schlug die Absätze zusammen und sagte: „Auf das Wohl Ihrer gastfreien Eltern, auf das spezielle Wohl des Fräulein Claudius, Ihrer schönen und geistreichen Schwester!“

Claudius lächelte vergnügt und stieß mit dem jungen Herrn an, der bei aller Schneidigkeit etwas Kindliches und Zutunliches hatte und redselig fortfuhr: „Ich habe mich mit der jungen Dame famos unterhalten, wenn auch der von Rosen, der sich auf sein von so dicke tut, seine lange Gurke immer dazwischen steckte und seine öden, idiotischen Komplimente, die wahre Betisen sind, anzubringen versuchte. Der Bursche ist im Vertrauen ein lockres Huhn, wie leider einige von meinen Kameraden. Nur ein solider und starker Charakter kann im Offiziersstande auf die Dauer sich halten.“ Das klang recht altklug.

Armin nickte belustigt. „Sie sind vernünftiger . . .“

„Ja, ich habe einen kleinen, netten Wechsel und komme gut damit aus . . . wie viel meinen Sie wohl?“

„Keine Ahnung!“

„Na, ich kann's verraten, 2000 Taler gibt mir mein Vater als Zuschuß im Jahr, damit komme ich aus.“

„Damit kommt manche Familie sehr schön aus . . . Sie haben bei der Wahl Ihrer Eltern Verstand und Vorsicht gezeigt.“

„Im Vertrauen, mein Herr! Ich habe auch die Absicht früh zu heiraten und, sobald es tunlich ist, eine Familie zu gründen. Such' dir bald ein herziges Mädchen aus, mein Hugo! sagt meine Mutter oft, die Ehe ist ein Schutz gegen viele Versuchungen des Offizierstandes . . . die Liebe ist das Herrlichste auf Erden.“

„Sie kann mitunter auch häßliche Dornen haben,“ sagte Claudius etwas säuerlich.

Es kam noch besser, der Champagner machte den jungen Herrn immer offenherziger, der Zuhörer lachte in sich hinein, ohne eine Miene zu verziehen. Der Fähnrich schnellte empor und schlug die Hacken zusammen. „Auf Ihr Wohl und auf das Wohl Ihrer schönen Schwester! Sie ist die leibhaftige Sanftmut und Güte, die großen, melancholischen Augen machen das Gesicht so interessant. Hat sie schon mal geliebt und gelitten, wie der naseweise von Rosen behauptet?“

„Das glaube ich nicht, aber die Schwester hat den Bruder nicht zum Beichtvater gemacht.“

Der kleine Lilje hatte ein gerötetes Gesicht, ein kindliches Gemüt und ergriff die Gelegenheit, um seine Verhältnisse und Aussichten wahrheitsgemäß zu schildern, denn in vino veritas. „Mein Vater ist Fabrikbesitzer in

Kottbus, hat mehr als zweihundert Arbeiter und verdient ein Heidengeld, ich bin der einzige Sohn und habe von meinem vierten Jahre an gesagt, daß ich Offizier werden wolle. Ich werde nach der ersten ernstlichen Affäre, wo ich ins Feuer komme, die Epauletten erhalten."

„Prosit, mein lieber Herr, auf die Epauletten! Sie sind ein glücklicher Mann."

„Ich werde es werden . . . wenn . . ."

Das Wenn und Aber seines Glücks hat der Fähnrich doch nicht offenbart. Und Judiths Bruder wußte es und lächelte über das blutjunge, fixe Kerlchen, das sich so hastig und heftig verliebt hatte. — — —

Im Pastorat hatte das militärische Gedränge ein wenig nachgelassen. Immerhin lagen noch fünf Leutnants im Gartenzimmer, und außer zwölf Herren im Offiziersrang fanden noch zweiundsechzig Leute in Haus und Scheune einen Raum, wo sie ihr Haupt und auch ihren Leib auf Stroh hinlegen konnten. Für den Sohn des Hauses hatte sich für ein paar Nächte ein Plätzchen finden lassen, nämlich ein Seitenverschlag des Bodens, wo eine Hängematte als Lager diente. Armin jedoch schlief schlecht im Elternhause; die tausend Träume seiner Jugendzeit, die er hier geträumt hatte, störten ihn.

In einer Frühe ging er in den Hof, um sein Haupt zu lüften, und gewahrte Judith, die das Geflügel fütterte. „Weißt du die Zahl der Unzähligen?"

„Ach, die vielen Offiziere bei Tisch haben wüst aufgeräumt . . . aber bei jedem Hühnchen, das die Herren verschmausten, habe ich gedacht und gedankt: Gott sei Lob, daß nicht ein Däne als Nachfolger des Vaters dich verschlingt!"

„Sintemal der Weg zum Herzen des Mannes durch den Magen geht, hast du eine Eroberung gemacht . . . ein junger Offizier hat mir von meiner Schwester die Ohren vollgesungen . . . rate, wer es ist! Er ist nach meiner Schätzung schon achtzehn Jahre . . .“

Judith hörte einen Spott heraus und blickte böse. „Es ist der Fähnrich Lilje . . . er ist nicht achtzehn, sondern neunzehn . . . und ich bin dreiundzwanzig. Das sagt alles und damit Schluß.“

Armin liebte mitunter den väterlichen Ton der Schwester gegenüber. „Ohne alle Ironie und im Ernst! Wirf es nicht weg! Was macht der geringe Altersunterschied? Er ist noch kein Mann, aber ich glaube, er wird es werden.“

„Nein,“ sagte sie kurz, „ich kann ihn nicht lieben, niemals.“

„Ist er dir zuwider?“

„Durchaus nicht.“

„Na, warum könntest du ihn nicht lieb gewinnen?“

Judith wurde erregt. „Weil ich nicht kann . . . nie, nie, nie!“

„So . . . so liebst du einen andren . . . einen Offizier?“

Sie fing natürlich an zu weinen. „Ich sage nichts . . . nein, nein . . . es ist zu schrecklich.“

Ein Grauen lief ihm über die Seele — was war das Entsetzliche, das sie nicht sagen konnte? Er packte ihr Handgelenk und befahl: „Du sagst es mir auf der Stelle, oder ich gehe zur Mutter. Was ist geschehen, du Unselige?“

Mit den tränenvollen, tiefunglücklichen, tiefunschuldigen Augen blickte sie ihn an. „Nichts ist geschehen.“ Sie konnte es in Wahrheit sagen. Nichts!

„Wen liebst du?“ herrschte der Bruder.

„J—ch ... i—ch liebe einen Dä—nen ... ist es nicht grauenhaft? J—ch, i—ch liebe Leutnant An—ker.“

Der Bruder atmete auf. „Den, der bei uns im Quartier war? Na, der Geschmack ist ja nicht disputabel. Aber liebt der Monsieur dich?“

„Ja, ich habe eine Rose von ihm ...“

„Eine Rose und nicht einen Ring? Ich bewahre jedenfalls dein Geheimnis.“

Sie warf sich an des Bruders Brust und schluchzte; er streichelte ihr Haar und sprach: „Die Not und Krankheit, die wir selber hatten, findet bei uns am meisten Verständnis und Mitleid. Ich kenne dein Leiden! Ich liebte Mettmari, solang ich weiß, und sie hat mir kühl kundgetan, es sei ein Irrtum gewesen ... das ist ein Schmerz.“

Judith wischte ihre Tränen weg und hatte große Augen, als wenn sie erwache. „Meine Freundin hat dich verstoßen, einen Mann wie dich? Ich hätte es nimmer von Mettmari geglaubt! Und warum?“

„Weil sie den Preußen, den Barnekow, liebt. Ist das nicht wie ein Sarkasmus der Götter, des Gottes Amor? Die fanatische Dänin verliebt sich in den Preußen.“

Die Schwester hatte ganz ihre eigne Not vergessen. „Ich will noch heute nach Dünth gehen und die Wahrheit wissen.“

„Laß es! Ich weiß schon die Wahrheit.“

Judith ist dennoch nach Dünth gegangen. Ihre Gedanken hatten sich bisher ausschließlich mit Anker beschäftigt, hatten bis zum Wahnsinn den einen Punkt umkreist, die eine Person zum Inhalt gehabt. Nun waren sie abgelenkt und auf ein andres gerichtet, was für ihre Seele ein Segen war.



Achter Abschnitt.

Was der Verstand der Verständigen nicht sieht, das findet in Unschuld ein kindlich Gemüt. Was dem Geheimkommissar der Preußen trotz all seiner Mühen und Maskierungen nicht gelingen wollte, nämlich die Helfershelfer des Feindes im Sundewitt zu entlarven, das ist seiner Schwester in ihrer Naivität in den Schoß gefallen.

Heute brach die Sonne endlich einmal durch die Wolken dieses Nord- und Nebellandes, ihre Kraft und Wärme hatte zugenommen, es wollte Frühling werden, die Gräser am sonnigen Knick grünten, ein Buchfink zwitscherte schüchtern sein lenzverheißendes Liedchen.

Judith sollte nach des Arztes Vorschrift viel im Sonnenschein spazieren gehen, ließ sich von der Sonne bescheinen und ging immer weiter, bis sie nach Dünth kam. Während sie flinke Schritte machte, saß Premierleutnant von Barnekow in höchst behaglicher Rekonvaleszenz im höchst bequemen Lehnstuhl und ließ sich träumerisch von der lieben Sonne bescheinen. Er erhielt alle Tage das Essen und die Gerichte, die ihm am besten mundeten, und konnte nicht begreifen, wie man seinen Geschmack und seine Wünsche erriet.

Draußen auf dem Flure allerdings blickte der Müller seine Tochter böse an und brummte: „Was

willst du heute wieder für den Kerl auftischen! Es geht aus meiner Tasche und ist weggeworfen, denn er wird ja doch nur mit den andren totgeschlagen werden bei dem großen Ausfall . . . dann sollen alle über die Klinge springen, das haben die Dänen geschworen."

„Vater, versündige dich nicht und wünsche keinem Menschen den Tod! Er hat als Soldat gehorchen und in den Krieg gehen müssen."

„Hat er dir das gebeichtet?" höhnte der Bauer mit drohenden Augen. „Zum Satan . . . du solltest doch nicht mit dem Pröiß . . . lieber schlüge ich dich tot." Er warf die Tür hinter sich zu.

Mettmari wischte eine Träne fort und machte den schmalen, trotzigen Mund, ging in den Garten, pflückte die ersten Krokus und stellte sie auf den Tisch des Leutnants.

Barnekow war gerührt und wollte mit seinen paar dänischen Brocken ihr danken, was so drollig klang, daß sie fröhlich lachen, die Fehler korrigieren und die Worte richtig vorsprechen mußte.

Um seine Samariterin noch etwas länger im Zimmer zu behalten, holte er seinen „Kleinen Dänen" hervor, und die Lehrerin blieb ein Viertelstündchen.

„Ich fange schon mit den Konjugationen an," schmunzelte er verschmitzt, „wollen Sie mal hören, was Ihr Schüler kann?" Fließend, ja mit Feuer fing er zu konjugieren an: „Jeg elsker, jeg har elsket, jeg skal elske . . . (d. i. ich liebe, ich habe geliebt, ich werde lieben)."

Mettmari senkte den Blick und sagte schnell: „Das paßt sich vielleicht für einen Poeten, aber nicht für einen Helden, der auf dänisch ‚Kämpe' heißt und der ‚jeg

kämper‘ konjugieren muß. Es geht nach derselben Melodie: Jeg kämper, jeg har kämpet, jeg skal kämpe.“

Während der preußische Leutnant tapfer konjugierte ‚Ich werde kämpfen‘, bekam sie mit einem Male große, erschreckte, flehende Augen. „O, kämpfen Sie nicht gegen meine Landsleute . . . es ist mir schauerlich, wenn Dänenblut an Ihrem Degen klebt.“

„Ich muß es als Soldat.“

„Nein, Sie müssen es nicht, vorläufig nicht . . . der Oberstabsarzt sagt, daß Sie sich auf längere Zeit schonen sollen. Sie brauchen auf Wochen hinaus keinen Felddienst zu tun, Sie können dem Kampfe fernbleiben . . . aber Sie wollen ins Bataillon zurück, Sie brennen darauf, wieder die Waffe zu führen . . . obgleich es mein bittrer Kummer, ja mein Grauen ist, daß Sie gegen die Meinigen fechten, daß Sie Dänen töten. Herr von Barnekow, ich bitte Sie, ich bitte . . .“

War auch im Hintergrunde ihrer Seele eine andre Angst, ein andres Grauen, wenn er in die Schlacht und Todesgefahr hineinging?

Barnekow zog die Brauen zusammen, grübelte düster und gab Antwort: „Ich spüre, daß ich gesund und felddienstfähig bin, ich fühle die alte Kraft in meinen Muskeln und Knochen und darum auch, daß ich in ein, zwei Tagen nicht mehr ein Rekonvaleszent, sondern ein Drückeberger und Feigling bin. Das wollen Sie nicht, Mettmari, ich wäre Ihnen so verächtlich, wie mir selbst.“

Die Dänin hatte eine Träne im Auge. Frauentränen sind stark, oft stärker als Manneswillenskraft. „Es ist mir unerträglich, wenn Sie Dänenblut vergießen . . . ich will nicht Furcht und Grauen vor Ihnen

haben, und ich müßte zurückschaudern vor Ihrer Hand, wenn sie rot wäre. Sie können wenigstens zwei Wochen den Rat des Arztes befolgen.“

„Ich kann es nicht vor meinem Gewissen.“

„Ich bitte Sie, Udo von Barnekow“. Zum ersten Male sprach sie seinen Vornamen.

Der Leutnant schnellte im Lehnstuhle auf den Händen empor und beugte sich weit vor mit starrem Gesicht. „Sie verlangen von mir, daß ich fahnenflüchtig und feige werde und Felonie begehe . . . ich weiß nicht, was ich täte, wenn Sie es von mir fordern.“ Er knirschte die letzten Worte, als wenn er auf sich selber wütend wäre.

Mettmari erbleichte, als sie die letzte Konsequenz ihrer Bitte und die seelische Erschütterung des Mannes sah — da widerrief sie ihr Wort: „Nein, nein, Sie sollen kein Feigling werden.“

Sie lief hinaus in großer Wirrnis. Könnte er das, was seinem Gewissen, seiner Ehre das Entsetzlichste ist, für mich tun, wenn ich es fordern würde? Ja, dieser Mann mit dem starken Willen könnte es tun! Ist das nicht die gewaltige, alles hinopfernde, sich selbst verleugnende Liebe, von der ich träumte? Es kam über sie wie ein grenzenloses Glück und ein still-leises Weh.

Die Müllertochter hatte scheinbar in diesen Tagen ihr ganzes Wesen geändert, war viel stiller und sanfter, weiblicher und mädchenhafter geworden. Auch im Verhältnis zur Freundin, wo Mettmari der tonangebende Teil gewesen war und die schmieg- und biegsame Pastortochter geleitet hatte, trat das auffallend hervor.

Fräulein Claudius guckte in alle Fenster des Hauses hinein, sah die Freundin am Herde und ging in die Küche. Sie küßten sich wie immer drei=, viermal. Nach dieser zärtlichen Begrüßung hielt Judith die Schultern der andern fest und forschte in ihren Zügen. „Du . . . du siehst mir fast so aus, als wenn . . . du was erlebt hättest."

Mettmari hatte nicht den eisigen, abweisenden Blick, sondern errötete wahrhaftig und stotterte: „Ich . . . ich habe doch meine Mutter verloren, das geht auch am Gesicht nicht spurlos vorüber."

Ihre Freundin sprach einige tröstende Gemeinplätze, spitzte die Nase und sagte spitzig: „Ei, du brätst Tauben . . . eigenhändig . . . für wen? Ah . . . für deinen Preußen?"

„Er ist nicht mein."

„Braucht eine Dänin das zu sagen? Der Barnekow füttert sich heraus, wie man hört . . . aber er ist ein braver Kerl, der die besten Leckerbissen verdient."

„Er war schwer krank," sprach Mettmari gemessen.

„Darf ich ihn mal begrüßen?"

„Warum nicht?"

„Du . . . du wirst doch nicht . . . eifersüchtig?"

Nicht einmal nach dieser anzüglichen Frage hatte die Müllertochter den bösen, bangemachenden Blick, nein, sie lächelte nur etwas spöttisch. „Du hast ja deinen Anker, wie ich hoffen will."

Die Freundinnen waren still, nachdem sie sich gegenseitig auf den Mund geschlagen hatten, und gingen ins Fremdenzimmer. Der Leutnant, in dem noch das Gespräch mit Mettmari nachzitterte, saß in tiefer Ver=

sonnenheit, schaute unsicher nach der Tür, auf deren Schwelle des Hauses Tochter stehen blieb, und gab sich redliche Mühe, gegen Fräulein Claudius liebenswürdig zu sein. Er fragte nach ihren Eltern und sie nach seiner Wunde, und ob er bald wiederhergestellt sei, sodaß er sich an der nächsten Bataille aktiv beteiligen könne, denn die werde nach allem, was man höre, eine sehr große und blutige Affäre werden und wohl die Entscheidung bringen.

Da wurde sein Gesicht auffallend düster, und sein Blick flackerte nach der Tür, ehe er sehr kurz antwortete: „Ich hoffe in einigen Tagen bei meiner Truppe zu sein."

Was bedeutete der Blick? Judith stellte sich schnell so, daß sie beide beobachten konnte. Doch ihre Busenfreundin durchkreuzte noch rascher ihre Absicht, trat an den Tisch, um abzuräumen, und kehrte ihr den Rücken zu. Das Gespräch mit Barnekow war wortreich und hatte wenig Inhalt.

Mettmari meinte nach einer Weile, es sei genug geschwatzt worden, auch sei das Mittagessen fertig. „Darf die Magd es servieren, Herr von Barnekow?"

„Die Magd?" Die Frage der Enttäuschung entfuhr dem Leutnant, der rasch hinzufügte: „Ja, bitte!" Judith hätte lachen mögen. Sonst kam eine andre also!

Da fühlte die Müllertochter jenen alten, schönen Stolz, der alles, was sie tat, vor jedermann vertrat und nie verleugnete, und sie sagte laut: „Ich werde Ihnen den Nachmittagskaffee bringen und ein Stündchen bleiben, um meinen Unterricht zu erteilen."

Auf dem umwölkten Gesicht des Mannes brach die Sonne durch. Sein Auge glänzte und ruhte innig, glücklich, dankbar auf Mettmari. Jetzt wußte die Pastortochter: Er liebt sie!

Die Müllertochter raffte Tassen und Teller vom Tische. Judith lachte: „Das heißt: Pack dich! Adieu, Herr Premierleutnant! Ich wünsche gute Besserung und schnelle Genesung, damit Sie am Tage, wo Düppel genommen wird, tapfer Ihren Degen gebrauchen können.“

Zwischen den Freundinnen war etwas, das eine Scheidewand zu ziehen anfing. Darum bat Judith „Sei mir nicht böse“ und küßte Mettmari so lange ab, bis diese erklärte: „Ich kenne dich ja . . . du bist ein Schmeichelkätzchen, aber ein Kätzchen, das auch Krallen hat.“

Die Krallen hatten sich schon gekrümmt. Judith dachte: Ich muß feststellen, ob sie den Preußen liebt und allen ihren dänischen Grundsätzen ins Gesicht schlägt. Wie fange ich das am schlauesten an? Es war ihr bereits einmal gelungen, die Freundin zu düpieren und so die Wahrheit zu erfahren, darum beschloß sie, diesen etwas zweifelhaften Weg zu beschreiten. Sie folgte Mettmari auf Schritt und Tritt, plauderte lebhaft und erzählte von dem Fähnrich Lilje. Urplötzlich, als beide im Milchkeller standen und die Jungfer Madsen die mächtigen Milchsatten, die zwei Finger dicken Rahm trugen, zählte, führte sie ihr Attentat aus, und ganz unvermutet sagte sie: „Du, schau mich mal an . . . du . . . du liebst den Leutnant von Barnek—.“

Das letzte Wort blieb ihr zum Teil in der Kehle stecken, denn Mettmari stieß sie mit beiden Händen — und die Müllertochter hatte Müllerkräfte — so brutal von sich, daß Judith taumelte, in der ersten Angst nur an ihren neuen Hut dachte, ihn krampfhaft festhielt und sich selber um ein Haar in die volle Satte hineingesetzt hätte, wenn nicht in dem Moment eine Magd die Treppe heruntergekommen wäre und als Prellbock gedient hätte. Judith warf die Magd um und lag trocken oben auf der dicken Person, die wie eine Insel in dem weißen Milchsee schwamm, aber wie ein Vulkan Feuer und Flammen spie.

Um ein Haar wären sich die Busenfreundinnen in die Haare geraten. Die erste Aufregung wurde zum Glück durch die Anwesenheit der Magd gedämpft; sonst wäre es vielleicht zu einer Realinjurie gekommen.

Mettmari hatte die großen, glubschen, gefürchteten Augen. Die Pastortochter fing an zu weinen. „Zürne mir nicht! Lieben ist Leiden . . . ich wollte ja nur dein Leid mit dir tragen. Haben wir nicht jede Sorge geteilt? Sehe ich nicht, daß du an einem schweren Kummer trägst? Schütte dein Herz aus! Ich bin verschwiegen und treu. Dein Leid ist nicht allein der Tod deiner Mutter . . .“

„Nein, und auch nicht der Leutnant, wie du meinst . . . nein, ich darf es nicht sagen . . . wir sind verloren.“ Die beherzte Müllertochter schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte zum Erbarmen.

Die Freundin umschlang sie und weinte mit der Weinenden. Jetzt war ihre Liebe ebenso echt, wie die

Erschütterung der andren. „Es muß ja etwas Furchtbares sein."

„Ja, es ist ent—setz—lich, die ungeheure Angst drückt mir das Herz ab . . . mein Gott, erbarme dich unser!"

„Kannst du nicht Barnekow um Rat und Hilfe bitten?"

„Nein, nein . . . den . . . den preußischen Offizier am allerwenigsten . . . mein unglückseliger Vater!"

Nun war es halb heraus, Judith fing an zu ahnen, zu raten. „Dein Vater will den Dänen behilflich sein?"

Da kam die Beichte unter Stöhnen und stoßweise. „Mein Vater steht in Verbindung mit den Schanzen und wird sich und mich ins Verderben stürzen."

„Barmherziger! Er konspiriert mit dem Feinde! Das kann ihm Hof und Hals kosten . . . das Kriegsgesetz ist grausam hart."

„Ja, sie werden ihn noch erschießen, und ich muß sterben vor Scham und Entsetzen."

„Vielleicht finden wir eine Rettung . . . erzähle mir alles . . . ich bin verschwiegen."

„Schwöre mir bei dem lebendigen Gott, daß du es keinem sagst, keinem! O, mein verblendeter, verführter Vater — dein Anker, der nichtsnutzige, tollköpfige Mensch, hat ihn überredet, hat ihm vorgeschwatzt, daß er ein berühmter Danemann und Ritter vom Danebrog werden würde —, mein törichter Vater! Es kamen viele Bauern, die hier gar nicht mühlenpflichtig sind, zum Mahlen, konferierten lange mit ihm, was mir verdächtig war. Wenn ich ihn anflehte, sich nicht auf gefährliche Dinge einzulassen, schnauzte er mich an: ‚Du

dumme Dirn, Weiber können nicht dicht halten, ich bin ein alter Fuchs, den die verd— Preußen nicht abfassen werden . . . die Hunde, die unser Land überfallen!' Besonders seitdem sie ihn im Torfschuppen banden, ist er wie rasend in seinem Haß und ganz von Sinnen geworden. Er, der vorsichtige, verständige, geldliebende Mann, setzt in seinem Wahnsinn alles, Haus, Hof und Hals, aufs Spiel . . . o, er wird erschossen werden . . . nachts im Traume schrecke, schreie ich manchmal empor, denn ich höre Schüsse, die Schüsse des Preußenpelotons, das meinen Vater füsiliert."

Judith weinte mit ihrer armen Freundin um die Wette, aber sie fragte und forschte auch: „Weißt du es ganz gewiß, daß er mit den Schanzen konspiriert, oder bildet deine Angst es sich ein? Hast du Beweise?"

„Gott sei uns gnädig! Ich weiß es! Die Bauern, die zum Mahlen kommen, sind die Patrioten, die Anker im Sundewitt gewonnen hat, und die unauffällig meinem Vater alles, was sie über die Maßregeln der Preußen erfahren, sofort zutragen. Er meldet stracks, was er gehört hat, den Schanzen . . ."

„Wie ist das menschenmöglich, da eine dichte, doppelte Postenkette Düppel umgibt?"

„Auch das will ich dir erklären, auf deinen Schwur vertrauend. Die Angst zwingt mich, allen Schritten meines Vaters insgeheim nachzuspüren, um vielleicht das Grauenhafte zu verhüten. In einer Nacht, als ich vor Unruhe nicht schlafen konnte, bin ich aufgestanden, bin ich händeringend und betend durch Haus und Garten gewandert. Und was bemerke ich zu meinem Erstaunen? Oben in der Mühle, so spät und so lange

nach Mitternacht, wo kein Mensch dort oben etwas zu tun hat, ist noch Licht. Das erregt natürlich meinen Verdacht. Es kann nur mein Vater sein, der leise sein Bett verlassen hat und in der Mühle herumhantiert. Warum, warum? Was mir noch verdächtiger, das Licht droben bleibt nicht in einem Raum, sondern huscht wie ein Irrlicht hin und her und wirft einen kurzen Schein bald durch dieses bald durch jenes kleine Fenster, meist nur einen flüchtigen Lichtblitz, aber stets auf der östlichen Seite, die in den Schanzen zu sehen ist. Da zuckt mir die Erkenntnis durchs Gehirn: Das ist ein Signalisieren . . . durch verschiedene Lichtzeichen wird den Dänen eine Mitteilung gemacht. Mir klappern die Zähne vor Kälte und Grauen, die Mühle liegt wieder im tiefen Nachtdunkel, ich warte, hinter die Hecke geduckt, werde wie Eis und warte, bis ich einen gedämpften Schritt höre. Mein Gott! Es ist die nachdenklich vornüber geneigte Gestalt des Vaters. Er, er hat nach Mitternacht den unheimlichen Lichtspuk in der Mühle gemacht. Ich wollte vorstürzen und ihn mitten in seinem lichtscheuen Treiben überraschen, aber ich besann, ich beherrschte mich rechtzeitig, ich blieb in meinem Versteck und habe auch am Morgen nichts gesagt."

„Warum nicht?"

„Weil ich meine Beobachtungen fortsetzen wollte, in jener Nacht hätte er mich mit einer Lüge abgespeist, ich mußte noch bessere Beweise haben." Die Müllertochter behielt selbst in der größten Aufregung eine nicht geringe Klugheit und Seelenstärke.

Judith bewunderte ihre Freundin. „Du hättest Judith heißen müssen, denn du bist eine Heldin und hast

Heroismus . . . ich, die bleichnasige Tränenliese, habe wie zum Hohn den heroischen Namen erhalten. Hast du dich nicht geirrt? Es ist kaum auszudenken, daß der angesehene, reiche Müller sein Vermögen und Leben so ruchlos riskiert und zum Spion sich hergibt."

Mettmari kniff die Lippen zusammen. „Gott sei's geklagt, ich irrte mich nicht. Alle Spionerei hat etwas Anrüchiges, Gemeines und ist mir ein Ekel. Die Überredung des elenden Anker . . ."

„Trete mein Herz nicht mit Füßen!" kreischte Judith.

„Das Geschwätz des leichtfertigen Anker, des Vaters glühender Haß und wohl etwas Großmannssucht haben ihm den klaren Verstand verrückt. Ich weiß es . . . er signalisiert auch am Tage . . ." Sie stutzte und stockte, als wenn sie zu viel beichte.

„Auch am Tage? Das ist ja platt unmöglich, nein, das glaube und glaube ich nicht." Die Pastortochter machte ihren Unglauben etwas größer, als er war, um noch mehr zu erfahren.

Mettmari hatte keine Mutter, keinen Vater, keinen Menschen, dem sie ihr gequältes Herz ausschütten konnte, hatte nur diese Freundin, von der sie wußte, daß sie ihr Wort nie brach. Sie flüsterte das folgende, als wenn sie fürchtete, daß die Wände Ohren hätten. „Gestern morgen in aller Herrgottsfrühe sah ich, daß er allein — die Knappen saßen noch bei der Grütze — oben in der Mühle war, mehrfach den Mühlenhut drehte und die Stellung der Flügel veränderte, als wenn der Wind noch unsicher sei und herumspringe. Ein Mühlenunkundiger sieht darin nichts Auffallendes. Es kann jedoch ein Müller dadurch, daß er die Stellung

der Flügel, die Lage der Segel bald hier bald da ein wenig wechselt, nach getroffener Verabredung auf weite Entfernungen hin sich verständigen. Ich habe schon als Kind gesehen, daß er sich in dieser Weise mit seinem Nachbarn, dem Müller in Düppel, unterhalten hat. Ja, solch eine gewöhnliche Windmühle kann, wenn nur die Zeichen verabredet sind, aufs schönste, aufs schrecklichste als Telegraph benutzt werden, und ein Laie merkt gar nichts. Die Preußen ahnen noch nicht das Ungeheuerliche, das unter ihren Augen vor sich geht. O, wenn sie es entdecken, sind wir verloren, verloren ... unser Hof wird angezündet, mein Vater füsiliert, und mich werfen sie ins Gefängnis."

Die Freundin tröstete: „Sie sind doch keine Hunnen, dir tun sie nichts ... ist Barnekow etwa ein Barbar?"

„Er würde mich, die Tochter eines Spions, tief, tief verachten."

„Nein, da kennst du ihn und seinen edlen Sinn sehr schlecht, er würde dir helfen. Trotz allem muß ich noch Zweifel hegen. Oder hast du bestimmte Beweise?"

Mettmari war blaß, aber gefaßter. „So höre das Letzte, das mir die letzte Hoffnung raubte! Weil ich völlige Gewißheit haben mußte, habe ich insgeheim — das ist in solchem Fall keine Schande und Sünde — im Schreibtisch meines Vaters gesucht — und ich habe, in einem Rechnungsbuch versteckt, ein förmliches, vollständiges Signalbuch gefunden, das Anker offenbar aufs sorgfältigste mit ihm ausgearbeitet und mit eigner Hand geschrieben hat. Das enthält ein Verzeichnis sowohl der Flügel- und Segel- als auch der Lichtsignale. Der Leutnant hat selbstverständlich eine Abschrift mitgenommen,

um die Zeichen deuten zu können. Der El—, der Waghals hat sich schön hinter die Schanzen salviert, und mein Vater muß den Hals in die Schlinge stecken und als elender Spion verrecken. Was soll ich tun? Mein Herr und Gott, was soll ich tun?"

Die Pastortochter wußte keinen Rat und konnte mit der Freundin nur weinen und beten. Ja, sie beteten zusammen ein Vaterunser. Plötzlich hatte Judith eine Art von Inspiration, einen hellen Gedanken. „Wenn ich mit dem Leutnant von Barnekow im Vertrauen darüber spräche . . .?"

„Nein, nur das nicht! Barnekow müßte sofort — das ist seine Offizierspflicht — Anzeige erstatten und meinen Vater verhaften lassen. Er würde die Tochter des Spions nicht mehr ansehen, würde mich für die Mitwisserin des Hochverrats halten . . . er darf es nie erfahren . . . du hast mir geschworen, hörst du, geschworen." Das schien ihr das Allerschrecklichste von allen drohenden Schrecknissen zu sein.

Die Freundinnen trennten sich unter Küssen und Tränen.

Die Pastortochter wußte jetzt, daß Mettmari den Leutnant liebte, aber sie wußte noch viel, viel mehr, was schwer auf ihrer Seele lastete. In der nächsten Nacht lag sie in ihrem Bett und graute sich ob des Geheimnisses, das in ihrem Mitbesitz und in ihrem Busen verschlossen war. Sie kannte den Hauptspion des Sundewitts, der die Pläne des Hauptquartiers hintertrieb, und den ihr Bruder vergeblich zu erwischen versuchte. Sie wälzte sich in Gewissensnot auf ihrem Lager. Ich bin ein deutsches Mädchen — ist es nicht

meine Pflicht, den ruchlosen Verrat anzuzeigen und die Niedertracht zu verhindern? Kann nicht mein Schweigen ein unabsehbares Unglück heraufbeschwören, können die Meldungen des Spions nicht eine Niederlage der Preußen herbeiführen? Mein Gott, was soll ich tun? Ich habe ja geschworen zu schweigen, und der Schwur ist heilig. Auch in diesem Fall? Wohin soll ich mich wenden in meiner Angst? Hans Peder Madsen hat damals durch seine Petition viel für meinen Vater getan, sodaß wir nicht aus dem Pfarrhaus vertrieben wurden. Darf ich den Mann dem Henker überliefern? O, wie gräßlich, wohin ich blicke. Und ich bräche meiner Freundin das Herz, wenn ich ihren Vater erschießen lasse. Mein Gott, ich kann es nicht, ich kann nicht wortbrüchig und zur Verräterin an Mettmari werden.

Das war ein verteufelter Kasus und harter Konflikt, in dem mancher Mann keinen Entschluß gefunden hätte. Wie viel mehr ein junges, weichmütiges Mädchen! Sie lag auch in der nächsten Nacht schlaflos und wälzte die Gedanken und den Körper hin und her. Wird nicht der Müller in diesem Augenblick seine Signale nach Düppel senden? Dem tückischen, teuflischen Spiel muß ein Ende gemacht werden. Da hatte das junge Mädchen eine lichte Eingebung, eine jener heroischen Anwandlungen, wo Initiative und Energie auf kurze Zeit ihren Charakter stählten.

Judith stand auf, zog sich in ihrer Aufregung nur notdürftig an, warf ein Tuch um und lief auf dem Richtsteige in die Finsternis hinein. Sie, die so nacht- und gespensterbange war! Nur den Kirchhof umging sie. Ihre Füße liefen, ihr Atem flog. Als sie die Mühle

mit den gespenstischen Flügelarmen sah, brach sie erschöpft am Knick zusammen. Die Nässe drang kalt an ihren Körper. Sie sprang auf die Füße und betrachtete die Ostseite der Mühle. Heiliger Gott! In dem dunklen Gebäude war ein Mensch mit einer Laterne, bald an diesem, bald an jenem Fenster, bald oben, bald unten, dann rechts und jetzt links blitzte ein Licht eine Sekunde lang auf. Etwa zehn Minuten depeschierte der Müller mit Lichtzeichen nach Düppel hinüber. Was verriet er? Warum machten die Preußen ihre Augen nicht auf? Das Licht erlosch, die Mühle lag stockfinster.

Die Kälte der Nacht ging dem jungen Mädchen bis an die Knochen, ihr Körper wurde nach dem Rennen jetzt wie Eis, sodaß sie an allen Gliedern zitterte. Aber ihr Mut war größer als je, ihr Entschluß gefaßt. Ich muß den Spion auf frischer Tat ertappen, wenn er von seinem Nacht- und Neidingswerk kommt. Ich will mit ihm reden und ringen, bis er zu Kreuz kriecht.

Er kam sehr bald mit leisem Schritt. Plötzlich trat Judith aus dem Hecktorloch hervor und grüßte: „Guten Abend, Hans Peder Madsen! So spät in der Mühle?“

Der vierschrötige Bauer schrak zusammen, brummte irgend etwas und wollte weiter eilen. Sie aber vertrat ihm den Weg und sagte befehlend: „Bleiben Sie stehen, und hören Sie meine Worte, wenn ich nicht den nächsten Preußenposten bei Gammelmark alarmieren soll. Es geht um Ihren Kopf, 6 Kugeln sind Ihnen gewiß, wenn ich meinen Mund aufmache.“

Der wütende Müller rollte die Augen und duckte sich, wie ein wildes, sprungbereites Tier, um sich auf die Wehrlose zu stürzen und die Mitwisserin seines

Geheimnisses zu erwürgen. Kein Mensch war weit und breit. Sie konnte schreien, aber nach einem Schrei war ihr die Gurgel zugedrückt. Wäre sie geflohen, so wäre es wohl mit ihr aus gewesen und ein Mord auf dem Mühlenfeld begangen worden.

In diesem Augenblick war sie in Wahrheit eine Judith, eine Heldin, die keinen Schritt zurückwich. Nein, durch ihren Mut, durch ihren Blick bannte sie das sinnlose, mordsüchtige Raubtier in ihm. „Hans Peder Madsen! Wollen Sie nicht nur ein Spion, sondern auch ein Mörder sein und, wie dem Henker mit ihrem Leibe, so dem Satan mit ihrer Seele verfallen? Um meiner Freundin willen will ich schweigen, will ich Sie nicht dem Kriegsgericht überantworten, doch nur unter einer strikten Bedingung . . . wenn jede Meldung nach den Schanzen hinüber fortan unterbleibt. Nur wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß alles Konspirieren mit den Dänen, jeder Verrat für alle Zukunft aufhört, werde ich schweigen. Sobald Sie Ihr Wort brechen, lasse ich Sie verhaften. Darauf gebe ich mein Ehrenwort.“

Der Müller fluchte. „Zur Hölle! Sie sind ja ein Satansfrauenzimmer . . . was nützt das Reden . . . Sie haben mich in der Hand . . . man zu, Fräulein! Ich bin ein Danebrogsmann, der für Dänemark zu sterben weiß. Das ist der Dank dafür, daß ich Ihren Vater im Amte hielt. Rufen Sie die Wache!“

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, den Hochverrat zu unterlassen?“ drohte Judith.

„Was bleibt mir wohl andres übrig? Natürlich gebe ich mein Ehrenwort, daß ich nicht mehr mit der Laterne spiele . . .“

„Daß Sie nichts mehr melden, weder bei Tag noch Nacht.“

„Ja ja, zur Hölle . . . drei Ehrenworte gebe ich.“

„Gut, ich will Ihnen Glauben schenken, Hans Peder. Denken Sie an den ehrlosen Tod, denken Sie an Ihren schönen Hof und Ihr vieles Geld, das konfisziert wird, denken Sie an Ihre Tochter, der das Herz brechen würde!“

Der Bauer, der kaum einen richtigen Begriff von der Bedeutung des Ehrenworts hatte, duckte sich, wie von einem Hieb getroffen, und verschwand im Dunkel. Ein boshaftes, höhnisches Lächeln verzerrte seine Lippen, die giftig spritzten. So ein waschlappiges Frauenzimmer, so eine Tränenliese, solch Teepott soll mir in den Weg laufen und meine Pläne durchkreuzen . . . wo wir bald alles bereit haben für den Hauptstreich, wo Anker dem König melden will, was der Müller von Dünth, der treue Südjüte, für Dänemark gewagt hat. Hätte ich doch der Gans den Hals umgedreht. Püh . . . was ist ein Ehrenwort . . . so etwas wie ein Eid ohne Gericht? Püh, der Roßkamm in Brarup hat mehr als zwanzig Meineide geschworen und ist dabei dick und fett und reich geworden.

Wird der Müller sein Ehrenwort halten? — — —

Die tapfre Judith lief nach Hause und fiel in ihrem Zimmer, wo die Alteration und Nervenüberspannung nachließ, in Ohnmacht. Als sie erwachte und ins Bett kroch, war ihr Körper wie ein Eisklumpen. Am Morgen erschreckte ihr Anblick die Eltern, die Mutter brachte sie zu Bett und holte den Stabsarzt, der es eine Fiebererkältung nannte. Die Kranke mußte den heißen

Hollundertee, den die Mutter verordnete, massenhaft und geduldig trinken, als wenn sie noch ein Kind und kleines Mädchen wäre. Sie, die eine Judith gewesen war. Ein schöner Trost war ihr das ritterliche Benehmen des Fähnrichs Lilje, der alle Tage teure Blumen hinaufschickte. Sie schenkte dafür dem kleinen, lieben Kerl ihre Schwesterliebe, da ihr Herz schon verschenkt war.

Die Blumen mußten dem jungen Kavalier ein Heidengeld kosten; woran es ihm nicht fehlte, sintemal seine Eltern um die Wette ihrem Heldensöhnchen Taschengeld schickten, jede Ehehälfte natürlich ohne Wissen der andern und beide von der gleichen, blassen Furcht beseelt, daß ihr Hugo in Feindesland Durst und Hunger leiden könne.

Als die Pastortochter in ein paar Tagen genesen war und in angenehmer Mattigkeit in der Märzsonne durch den kahlen Garten wandelte, gesellte sich der Fähnrich zu ihr, schlug die Hacken zusammen und salutierte, denn sie dankte für die herrlichen Blumen.

Lilje wurde froh wie ein Kind und rot wie ein Backfisch. „Wissen Sie, was die rote Rose, die im letzten Bukett war, bedeutet?"

„Nein." Sie war schwer von Begriffen. „Nein, das weiß ich nicht."

Er gab sich einen Ruck, warf die Schultern zurück, bedachte, daß er bald Königlich preußischer Leutnant sein werde, und sagte mit militärischer Kürze: „Die bedeutet: Ich liebe Sie! Fräulein Claudius, ich verehre und liebe Sie."

„O, reden Sie nicht davon! Ich . . . ich bin bald 24, vier—und—zwanzig."

„Und ich werde zwanzig . . .“

„Ja, Sie werden es mal werden . . .“

„An meinem nächsten Geburtstag . . . ich werde schon von selbst älter und auch länger werden . . . und nach der nächsten Bataille bekomme ich die Epauletten . . . ein Leutnant kann sich mit Anstand verloben und auch Heiratskonsens erhalten.“ Das war das erste Argument, das der Fähnrich ins Feld führte.

„Ich kann nicht, ich kann nicht,“ seufzte Judith.

„Meine Mutter hat oft gesagt, daß ich früh heiraten soll, und mein Vater hat ein großes Vermögen, das mir, dem einzigen Sohne, zufällt.“ Lilje war klug genug und wußte genau, was das allerstärkste und eindrucksvollste Argument eines Freiers ist.

Das hatte aber zu seinem Erstaunen nicht die erwartete Wirkung. Schmerzlich erklärte sie: „Und wenn Sie Fürst wären und Millionen hätten, ich kann Sie nicht lieben.“

„So . . . so.“ Der Fähnrich war erst fassungslos, bis es aus ihm herausfuhr: „So lieben sie einen andren . . .“

„Ja, ich liebe . . .“ Judith weinte leise in ihr Taschentuch hinein, denn es war ihr ein Weh, dem jungen Herrn und Herzen so bitter weh zu tun.

Lilje blies die Backen auf und machte große Augen. „Wer ist der Mensch . . . natürlich einer von meinen Kameraden, vielleicht der Rosen . . . wer ist es? Ich muß mich mit ihm duellieren.“

„Es ist ein dänischer Offizier in Düppel,“ hauchte sie.

Da guckte der Fähnrich eine Weile ganz dumm. Mit dem Dänen war kein Duell zu machen, es sei denn in der Schlacht, wenn der richtige ihm vor die Klinge kam. Dann zuckte der Jüngling mit dem Munde, als wenn er dem Weinen nahe sei, und seine Stimme klang wehleidig, wie eines Knaben, der seinen Willen nicht kriegt. „O, ich liebe Sie unendlich, Sie sind meine erste, einzige Liebe. Ich habe immer alles bekommen, was ich wünschte . . . aber das Höchste, Herrlichste, das ich am allerheißesten begehre, gerade das wird mir versagt. Sie lieben einen Dänen! Das macht mich rasend, ich muß den Kerl in dem Sturm, der bald stattfindet, vor die Klinge haben, ich muß ihn umbringen.“ Lilje wurde wütend auf das Schicksal, das ihn verwöhnt hatte, und rief wild: „Leben Sie wohl, Fräulein Claudius! Ich werde in der nächsten Schlacht meinen Nebenbuhler zum Hades senden und den Heldentod suchen und finden.“

Er lief düster von dannen, saß in den nächsten Tagen wie ein Pessimist in der Ressource und wurde von seinen Kameraden gehänselt: „Kleine Lilie, liebst du unglücklich? Oder ist dir eine Laus über die Leber gelaufen?“

Die Offiziere und Soldaten im Sundewitt sprachen schon in der zweiten Märzhälfte von der nahe bevorstehenden Hauptaktion, ja von dem Sturmangriff auf die Schanzen, die von den gezogenen Geschützen der Preußen schwer beschädigt, aber auch in der Nacht so weit als möglich wieder ausgebessert wurden. Die Krieger waren des Herumliegens in Schmutz und Nässe überdrüssig und wünschten nichts sehnlicher als eine richtige, rasche

Schlacht. Am meisten verlangten die Offiziere nach einem Siege, von dem Europa spricht und Klio schreibt, und der Beförderung und Ehrenzeichen bringt. Im Feldlager wird viel geschwatzt und viel kritisiert, besonders bei einer langwierig-langweiligen Belagerung. Es dauerte in der Tat viel zu lange, bis wirklich beschossen und belagert wurde. Man räsonnierte über das miserable Herumstehen vor Düppel, man fragte ironisch die siebenmal weisen Generalstäbler, ob man die Schanzen aushungern wolle. Diese Kriegsführung der letzten fünf Wochen war keinem eine Freude. Am wenigsten dem roten und raschen Prinzen von Preußen. Da hat das Hauptquartier Ernst gemacht. Es wurde in Offiziersquartieren mit Genugtuung erzählt, daß die erste Parallele ausgehoben werden solle.

Will man eine feindliche Festung nehmen, so muß man sich in der Erde allmählich heranwühlen und eine Gegenfestung mit Wall und Graben im Zickzack bauen. Das sind die Parallelen, die, weil man ihnen eine den Vieleckseiten der angegriffenen Festungsfronten parallele Lage gibt, also heißen. Während man die von der Parallele aus weiter vorgetriebenen Laufgräben Approchen nennt, werden die rückwärts führenden Gräben Kommunikationen genannt. Das Ausheben einer Parallele ist eine höchst gefährliche Arbeit, die, wenn vorzeitig vom Feinde entdeckt, mit einem Niederkartätschen, einem völligen Massaker enden kann und darum zur Nachtzeit gemacht wird. Die Pioniere schleichen sich nach dem bestimmten Terrain, wo sie völlig schutzlos im Angesicht der Schanze arbeiten müssen. In rasender Eile, mit der sogenannten flüchtigen Sappe, wird begonnen,

leere Sappenkörbe werden dort, wo die Brustwehr des Grabens sein soll, hingestellt und schleunigst gefüllt, bis es immer mehr der vollen Schanzkörbe und der Boden, den sie unter sich weggraben, zum Laufgraben geworden ist. Kann ein Mann völlig gedeckt darin aufrecht stehen, so ist die schlimmste Arbeit getan, der Graben wird später mit Sorgfalt verbreitert und vertieft, wird zur Parallele, zur Gegenfestung.

Tag und Stunde des großen Ereignisses wurde vom Hauptquartier wie ein Geheimnis ängstlich gehütet. Man fürchtete, daß auch dieses Unternehmen vorher verraten werden könne, was den Tod von Tausenden verursacht hätte. Man war sehr auf der Hut. Auch hatte der wackre Kapitän Callesen, der alle Tage oben auf dem Kirchturm von Broacker einen Ritt machte und mit seinem Perspektiv sich nach dem Befinden in den Schanzen erkundigte, eine Beobachtung gemacht und nach Gravenstein gemeldet. Daß nämlich der Rolf Krake draußen in der Föhrde kreuze, aber nicht mehr in den Wenningbund hineinkomme, sondern genau dort, wo die Netze gelegt seien, sich auf etwas besinne und beidrehe. Die genaue Lage der verankerten Netze war auch dem Feinde verraten worden!

Trotz aller Vorsicht konnte das Heranschaffen der vielen Sappenkörbe und des Schanzgeräts für dreitausend Mann nicht unbemerkt bleiben, man machte sich auf schwere Verlüste gefaßt. Aber — o Wunder — die Arbeit ging ohne jede Störung von statten. Die Pioniere und zweitausendfünfhundert rüstige Soldaten des 60. Regiments marschierten ohne jeden Laut nach dem bestimmten Terrain und gingen mit einem Feuer-

eifer, der keines Ansporns bedurfte, — denn jeder wußte daß es auf Tod und Leben ging — ans Werk, den Schanzen so nahe, daß sie das Kommando bei der Ablösung der dänischen Posten deutlich hörten. Der Boden leistete den härtesten Widerstand und war zähester Lehm, der den Spaten nicht verlassen wollte. Als man einen Fuß tief hineindrang, sprudelte überall das Wasser aus den durchstoßenen Drainrohren, sodaß die Arbeiter bis zum Knie im Schlamm standen. Nach zwei Stunden schützte schon die Brustwehr, hinter der mancher deutschen Mutter Sohn ein tiefes Gott sei Dank sprach und für zwei Mann schaufelte. Bei Tagesanbruch war die Parallele soweit fertig, daß selbst Artilleriefeuer ihr nicht mehr wesentlich schaden konnte.

Im Morgengrauen des 30. März rieb der Däne seine verschlafenen Augen und gaffte mit offnem Maule die Festungswälle an, die über Nacht und dicht vor seiner Nase aus der Erde gewachsen waren. Die Szene war äußerst komisch. Als es heller wurde, trat ein Mann auf die Brustwehr der Schanze und glotzte lange. Dann kam ein Offizier mit einem Operngucker und betrachtete die Geschichte. Immer mehr gesellten sich dazu, und bei Sonnenaufgang war die ganze obere Linie der Schanzen mit Menschen bedeckt, die in Aufregung sprachen, gestikulierten und debattierten. Preußische Posten standen ganz frei und offen auf dem Felde, sahen vergnügt nach den Schanzen und amüsierten sich köstlich. Bis der Hannemann in Wut geriet, eine Wolke aufstieg, eine Vollkugel über die Parallele hüpfte und jene Zuschauer in Deckung stoben!

Das war wieder eine von den vielen deutschen Überraschungen dieses Krieges. Daß die Dänen in der verhängnisvollen Nacht vom 29. zum 30. März ruhig schliefen und das Ausheben der Parallele nicht im geringsten inkommodierten, war eine unverzeihliche Schläfrigkeit und Unterlassungssünde, aber für die Preußen ein wahres Glück und Gotteswunder, freilich ein Mirakel, bei dem Menschenhände ein wenig mitgeholfen und der Vorsehung ins Gewebe gegriffen haben. Ein Weib hatte, wie so oft in der Weltgeschichte, seine Finger im Spiel. — —

Die Frau Pastorin saß im Studierzimmer bei Mann und Tochter und öffnete einen Fensterspalt, um den Rauch herauszulassen. „Mein lieber Claudius, man merkt, daß es dir urwohl geht, denn du qualmst wie ein Schornstein. Die Menge des Tabaksrauchs ist das Thermometer deines Befindens.“

„Ja,“ antwortete der Greis burschikos, „ich fühle mich so vergnügt und verjüngt, daß ich Freischärler werden und die Flinte schultern könnte.“

„Ich danke Gott, daß sie nicht einmal unsrem Armin ein Gewehr geben wollten,“ sagte die Patriotin. „Jetzt ist es besiegelt, daß wir deutsch bleiben. Es ist nur ein Jammer, daß Preußen zur See so ohnmächtig ist, sonst hätten wir Düppel und Alsen längst gehabt. Unsre Fischer haben schlimme Zeit, müssen seit Neujahr still liegen und leiden Not, das Geld, das sie für ihre Netze bekamen, haben sie längst verbraucht. Ich hörte, daß Hans Peder die Leute unterstützt, das hätte ich von dem Bauer nicht erwartet . . . oder sollte er Nebenabsichten und Hintergedanken haben, aber welche? Die Wasch-

frau sagte mir, daß er in die Fischerhäuser Brot und Speck bringen läßt, eine ganze Fuhre, und daß er im Kruge für die Fischer Kaffeepünsche ausgibt. Der Mann tut sonst nichts umsonst. Aber was können ihm die armen Schlucker nützen?“

Judith horchte, hatte einen ganz unbestimmten Argwohn und mißtraute dem Müller, ob er sein Ehrenwort gehalten habe. Gestern hatten Offiziere bei Tisch erzählt: Man habe endlich die berüchtigte Düppelmühle, den Auslug der Dänen, zusammengeschossen, der Feind habe aber sofort in den Schanzen einen neuen Aussichtsturm errichtet. Ist dieser Aussichtsturm vielleicht Aufnahmestation für Telegramme von drüben, von Dünth? Meldet der Müller lustig weiter, mich und sein Ehrenwort verlachend? Und warum fängt er mit Speck die Fischer? Alle diese Fragen ließen ihr keine Ruhe, sie wollte versuchen, Antwort zu bekommen, und besuchte ihre Freundin.

Als sie über die Schwelle des Hauses trat, gewahrte sie mit gelindem Schreck den Müller, den robusten Mann, der gekrümmt und stöhnend an einem Stock über den Flur humpelte und ganz plötzlich einen schweren, schmerzhaften Hexenschuß bekommen hatte. Er nickte kaum, sondern schielte finster-feindselig nach ihr und stolperte durch die nächste Tür.

Die Pastortochter küßte ihre Freundin und klagte. „Dein Vater hat mich so giftig angesehen, als wenn er mich fressen möchte.“

„Ach, auch mir ist er fremd und gram, ja bitterböse geworden, spricht kaum ein Wort mit mir und scheint mich, sein Kind, zu hassen. Sein Brummen und Fluchen

ist nicht zu ertragen, seitdem er gestern aus heitrem Himmel den Hexenschuß bekam, ich fürchte, es ist ein schwerer Anfall von Rheumatismus. Darum rast er innerlich, weil die Krankheit seine unheimliche Tätigkeit . . ."

„Barmherziger! Er telegraphiert noch immer nach Düppel?"

„Obgleich er vor Schmerz aufschrie, hat er sich heute nach der Mühle geschleppt, hat er in der Frühe mit Segeln und Flügeln hantiert. In seinem Wahnsinn rast er in den Tod hinein. Als ich ihn bat, das Furchtbare zu lassen, hat er mich beschimpft, eine Verräterin und eine . . . eine . . . genannt."

Eine preußische Dirne! hatte der Müller gebrüllt.

Mettmari weinte leise. „Jetzt kann ich nur die Hände falten und beten."

Judith raunte ihr ins Ohr: „Du! Sei listig, schlau und dreist! Verbrenne das ruchlose Signalbuch! Dann soll er das Telegraphieren wohl lassen."

„O, mein Vater würde mich ermorden, wenn ich das täte . . . er hat mich schon mit Schlägen bedroht."

Die Pastortochter hatte noch eine Inspiration und fuhr fort: „Wenn die Menschen keinen Rat mehr wissen, wenden sie sich an Gott. O, Mettmari, laß uns mit vereinten Kräften zu Gott flehen, rufen, schreien, daß Gott ihn aufs Krankenlager wirft, sodaß er kein Glied rühren kann und seine sündhafte Tätigkeit wohl lassen muß. Daß er nicht in die Mühle hinaufkriechen kann! O, du allmächtiger Gott, mache ihn krank, lahm und krüppelig!"

Mettmari griff den Gedanken mit Gier auf. Eine Tür im Hause ging, ein Schritt näherte sich. „Warum

erschrickst du? Was ist dir? Wer kommt?“ fragte Judith. Ihre Freundin nämlich wechselte die Farbe und strich nervös die Haare aus der Stirn.

Premierleutnant von Barnekow, in Helm und Schärpe, mit der alten, elastischen Haltung und einer frischen Gesichtsfarbe, begrüßte die jungen Mädchen. Über seine Backe lief ein Pflasterstreifen, das rechte Ohrläppchen fehlte.

„Sie haben sich vorzüglich erholt,“ sagte Fräulein Claudius.

„Das verdanke ich nächst Gott Ihrer Freundin, ihrer Pflege und Fürsorge.“ Er wandte sich an die Müllertochter, auf der sein Blick sonnig und dankbar ruhte.

Mettmari hatte nicht das kleinste Lächeln für ihn, sondern fragte düster: „Wohin gehen Sie?“ Als wenn sie ein Recht zu der Frage hätte, obgleich sie es schon wußte!

„Ich gehe zum Major, um mich zum Felddienst zu melden. Zürnen und schelten Sie nicht! Sie haben ja selbst mich gesund und kräftig gemacht.“

„Die Wange ist nicht heil, der Oberstabsarzt wollte Sie noch acht Tage halten, aber Sie stürmen in den unseligen Kampf hinein.“

„Es ist ja eine Bagatelle . . .“

Judith fiel ihm ins Wort und sagte pathetisch: „Der rechte Held hat, wie ein edles Streitroß, keine Ruhe, wenn die Trommel rasselt.“

Und die Freundin unterbrach sie: „Schweige du wenn ich bitten darf! Die Wunde kann wieder bösartig werden . . . ich habe Sie genug gebeten, ich bitte nicht mehr.“

Der Leutnant kämpfte mit sich selber und wurde schwankend, vielleicht schwach. „Ein gesunder Offizier gehört an die Front . . . freilich, auf einen Tag kommt es nicht an.“

Nun bat Mettmari trotzdem. „Bleiben Sie fünf Tage in Ruhe!“

„Nein, unmöglich!“

Sie dang ihm förmlich die Tage ab.

Er wurde rot und schämte sich, als er gesagt hatte: „Zwei Tage will ich bleiben.“ Und schnell ging er in sein Zimmer, um Helm und Schärpe abzulegen.

Mettmaris Antlitz leuchtete, nicht weil sie gesiegt, sondern weil sie gesehen hatte, wie stark seine Liebe sei.

Die Augenzeugin dieser Szene verstummte und staunte eine Zeitlang, bis sie die Arme hob und schluchzend ihre Freundin umarmte. „Auf die Gefahr hin, daß du mich schlägst und in eine Milchsatte schleuderst . . . er liebt dich, und du liebst ihn . . . eure Herzen sind eins.“

Die starke Müllertochter fing an zu zittern. „Ja, ich liebe ihn, den Feind meines besiegten, zertretenen Landes. . . Gott helfe mir, ich kann nicht anders. Nimmer wird er mein werden, aber immer muß ich ihn lieb haben. Der böse Krieg wird unsre Herzen in Ewigkeit scheiden.“

„Nein, nein, der Friede wird kommen, und alles wird gut werden.“

„Es könnte vielleicht mit Frieden enden,“ hauchte Mettmari, „wenn mein Vater nicht wäre, nicht von einem teuflischen Geist besessen wäre. O, es wird ein Ende mit Entsetzen nehmen, denn er signalisiert noch immer.“

„Wir wollen ja Gott bitten, daß er krank und krüppelig wird und nicht kriechen kann," sagte Judith.

Mit diesem frommen Vorsatz trennten sich die beiden Busenfreundinnen.

Das brünstige Gebet ist erhört worden und hatte trotzdem nicht die erwünschte Wirkung. Es kam ganz, ganz anders, als Frauenschläue es sich ausgedacht. Der robuste Müller wurde zwar von dem Rheumatismus so übel geplagt, daß er nur unter furchtbaren Schmerzen die Beine bewegen konnte. Aber!

Am Abend des 29. März, nachdem ein Bauer ihn besucht hatte, lag er knurrend und knirschend, gekrümmt und gräßlich fluchend in seinem Alkovenbett und brüllte durchs Haus: „Mett—ma—ri."

Die Tochter kam angelaufen und sagte betrübt: „Hast du so schreckliche Schmerzen, mein armer Vater? Soll ich nicht den Doktor holen lassen?"

„Zum Satan mit den Doktoren! Mögen die preußischen Stabsärzte an ihrem eignen Gift krepieren! Dich will ich holen, und dich will ich halten, min Döchting." Er packte vom Bett aus mit den großen Fäusten ihr Armgelenk und hielt es so fest, daß sie vor Schmerz seufzte. „Nee, ich lasse dich nicht wieder los, min Dirn," lachte er boshaft, „hast dich wohl in die schöne, blanke Pickelhaube, in den langen Pröiß verguckt . . . Hans Peders Tochter will wohl ein Leutnantsschatz werden . . . dann quetscht dein Vater dich wie eine Fliege tot. Bist du eine Überläuferin, eine Verräterin, ein Leutnantsliebchen?"

Mettmari stand totenbleich, aber auch beherrscht und stolz. „Vater, ich bin eine Dänin und — pfui, pfui — keine Verräterin.“

„Schwöre es, schwöre es bei deiner seligen Mutter, daß du noch eine Südjütin bist!“

„Ich schwöre, daß ich eine Dänin bin.“

„Ah, wenn du noch eine so gute Patriotin bist, wirst du mir und den Dänen mit Freuden einen großen Dienst leisten . . . ich Krüppel kann nicht nach der Mühle hinauf . . . au, au.“

„Was denn?“ Ihr grauste.

„Du sollst nur nach der Mühle gehen und genau so, wie ich es dir beschreibe, und wie du es dir aufschreibst, mit der Laterne an den Fenstern hin und her gehen, nichts weiter . . . ist das nicht wenig, mein Kind?“

„Es ist ein Verbrechen, darauf der Tod steht . . . das tue ich nimmermehr, nein.“

Obgleich er ihr Handgelenk zerpreßte, fühlte sie kaum den Schmerz.

Der Müller im Bett tobte und drohte brutal. „Ich verfluche dich, ich enterbe dich, wenn du nicht gehorchst.“ Sie stand weiß und kalt. Ganz von Sinnen raste der Bauer, der den Knüppelstock, der am Bette stand, ergriff, über ihrem Haupte erhob und heiser schrie: „Ich schlage dich auf der Stelle tot, wenn du es nicht tust.“

In ihrem blassen Antlitz zuckte kein Zug, keine Wimper, aber in dieser großen Not blitzte durch ihren Geist ein klares Besinnen, ein listiger Gedanke. Ihre Lippen wurden hart und schmal. „Gut, ich gehorche und gehe nach der Mühle, dieses eine und einzige Mal.“

„Ei, du bist vernünftig, und der Stock macht gelehrig. Min Dirn, ich schenke dir ein goldnes Armband, wenn du alles richtig ausrichtest. Hole nun das Signalbuch und schreibe alles genau auf ein Blatt Papier!"

Der Bauer beruhigte sich. Die Tochter ging nach der Schatulle und kam mit schweren, schleppenden Schritten zurück.

Das Heranschaffen der Schanzkörbe für die Parallele war in letzter Stunde gemacht worden, um das Geheimnis möglichst lange zu wahren. Spät hatten die Bauern es bemerkt. Obgleich der dicke Mads Hansen wie ein Windhund lief, war die Neuigkeit erst am Abend nach Dünth gekommen. Daher die Wut des Müllers, der sich nicht bewegen konnte.

Mettmari ging um 10 Uhr nach der Mühle und zündete die hochverräterische Laterne an. Das Telegramm, dessen Zeichen sie aufgeschrieben hatte, lautete: „Achtung, die Preußen wollen heute nacht um ein Uhr die Parallele ausheben."

So sollte es lauten. Mettmari nahm die Laterne, huschte von Fenster zu Fenster, und sie bedachte mit Grauen, wie viele Menschen in dem unfertigen Laufgraben bluten und sterben würden, wie viele junge, am Kriege unschuldige Menschen und Kameraden Barnekows. Daher machte die Telegraphistin eine kleine Korrektur und aus der eins eine fünf. Nur eine winzige Zahl wurde verändert und hat wahrscheinlich Hunderten von braven Soldaten das Leben gerettet.

Darum ist das Ausheben der Parallele von den Dänen nicht gestört worden, darum fingen die Schanzen erst um 5 Uhr ein fürchterliches Geschieße an, als es

zu spät war und die Preußen sich schon wie Maulwürfe eingegraben hatten.

Die Müllertochter ging heim und nickte trotzig: Das Weib hat vom Schöpfer auch seine Waffe bekommen und ist nicht wehrlos gegen die Brutalität der Männer.

Hans Peder lag um ein Uhr im Bett und horchte und fluchte. „Was ist das? Ich höre kein Gedonner."

Am Morgen wütete er. „Bist du in der Mühle gewesen?"

Das konnte sie beschwören. Und sie heuchelte mit scheinbarer Gemütsruhe. „Ich habe es gemeldet . . . aber die Dänen sind leider zu phlegmatisch und haben geschlafen."

Der Vater wetterte. „Dörepine! Dörepine! Sie sollten etwas von der preußischen Fixigkeit haben . . . es ist eine Affenschande . . . 3000 Pickelhauben hätten sie wegknallen können. Zum Teufel! Ich muß auf die Beine und Feuer dahinter setzen. Hol' meinetwegen die Teufelsärzte, die preußischen Doktoren, daß sie mich kurieren! So wahr ich lebe, die Gebeine aller Preußen sollen noch vor Düppel und auf Broacker bleichen. Man wird noch einmal in Dänemark, wie von dem Bauer Ebbesen, der den kahlköpfigen Grafen Gerhard erschlug, von dem Sundewitter Hans Peder Madsen erzählen und Lieder singen . . . das sag' ich dir." Nicht nur sein Südjütentum, noch mehr seine eitle Großmannssucht berauschte und betörte den nüchternen Müller.

Ein preußischer Stabsarzt erschien. Hans Peder benahm sich wie ein richtiger Bauer und sagte gradeaus

und grob: „Ich zahle Ihnen 20 Taler, wenn Sie mich sehr bald auf die Beine bringen."

Der Arzt schmierte ihn mit Salben, rieb und massierte so kräftig und so lange, bis der robuste Patient Au—au brüllte und dicke Tränen vergoß.

Aber auf die Beine kam der Krüppel, und mit der ihm eignen, ungeheuren Energie biß er die Zähne zusammen, obgleich die Schmerzen noch arg waren. Man sah Hans Peder am Stock im Hof und in der Mühle herumhumpeln. Eine teuflische Macht hatte ihn trotz der Gicht aus dem Bett und auf die Beine gebracht.



Neunter Abschnitt.

Der Leutnant von Barnekow tat wieder Dienst bei seiner Kompagnie, hatte aber sein gutes Quartier in Dünth behalten. Er hatte mit seiner Abteilung die Strandwache am Wenningbund und wurde immer nach vierundzwanzig Stunden abgelöst.

Im Pastorat war die Erwartung und Spannung in diesen ersten Apriltagen sehr groß; alle ohne Ausnahme, Pastorleute, Offiziere und Soldaten, sprachen von nichts andrem als von der Entscheidung, die vor Düppel jetzt fallen müsse. Die wackren Pioniere schickten sich an, die zweite Parallele zu graben, die Preußen rückten den Dänen bedenklich auf den Leib, ihre Gegenfestung war nur einige hundert Meter von den Schanzen. Das wurde dem Feinde, der das Unglück dicht vor seinen Augen kommen sah, sehr ungemütlich, er wollte die Katastrophe durch eine verzweifelte Aktion verhindern.

Eine Ahnung großer Ereignisse lag gleichsam in der Luft. Allerlei Gerüchte erregten die Gemüter, und das törichtste Gerede fand Glauben. Bald hieß es, die Preußen würden an einer Stelle des Sunds in Böten nach Alsen hinübersetzen und dem Feind in den Rücken fallen. Bald und noch bestimmter wußten die siebenmal

gescheiten Bauern, daß die Dänen bei Kekenis ungeheure Verstärkungen von Seeland erhalten hätten, einen gewaltigen Ausfall machen, die Preußen verjagen und das Sundewitt befreien würden. Selbst die Frau Pastorin, die Patriotin und Preußenverehrerin, hörte das Geschwätz und war in Sorge, ja in Furcht vor dem Ausfall.

Der Ausfall wurde allerdings zu Wasser, war aber durchaus nicht Wind und Fabel gewesen. Nein, die Dänen rafften sich noch einmal auf und planten ein kühnes, aber wohl ausführbares Unternehmen. Der Rolf Krake sollte mit Transportschiffen in finstrer Nacht in den Wenningbund hineinlaufen, sollte schleunigst Truppen auf Broacker landen und, während die Schanzen eine Kanonade eröffneten und einen wilden Ausfall machten, die Preußen in der Flanke überfallen, um so im Belagerungsheer eine völlige Panik zu erzeugen und den Deutschen ein zweites Fredericia zu bereiten. Der Plan, dem der tolle Anker nicht fern stand, war fein gesponnen und hätte verhängnisvoll werden können, da die Preußen an Truppenzahl zu wenig überlegen waren. Was eigentlich ein Fehler der Kriegsleitung war, sintemal eine Festung nach aller Kriegslehre nur von einer doppelten Übermacht zerniert werden darf. — —

Der humpelnde Müller hatte mit zahlreichen, hungernden Fischern, die schweres Geld verdienen sollten, und mit einigen fanatischen Bauern von seiner Art, denen er aus eigner Vollmacht den Danebrogsorden versprochen hatte, ein förmliches Komplott geschmiedet. Er wollte, wie jener Grafenmörder, eine Heldenrolle spielen und sogar sein teures Leben riskieren.

Der vom preußischen Stabsarzt — o Ironie des Schicksals! — gesalbte und auf die Beine gebrachte Hans Peder Madsen hinkte an seinem Stock und stöhnte bei jedem Fehltritt. Wenn die einquartierten Soldaten dem Hausherrn einen guten Morgen boten, antwortete er mit einem bösen Blick, und wurde ein deutsches Wort an ihn gerichtet, so war der Stockdäne natürlich stocktaub.

Als Barnekow seinem Quartiergeber begegnete und in seinem schnell gelernten, aber sehr gebrochenen Dänisch ein paar teilnehmende Worte äußerte, stieß Madsen eine höhnische Lache aus und zeigte seine großen, geballten Tatzen. „Haha, jaja, meine Beine sind mir noch etwas mies, aber die Fäuste — und das ist die Hauptsache — die Fäuste sind noch sehr gut und werden ihre Schuldigkeit tun."

Jähzorn und Ingrimm haben eine lose Zunge und verraten oft sich selber.

Die Drohung, die in den Worten lag, und noch mehr der Blick voll Haß und Heimtücke machten den Leutnant stutzig. Er war besorgt, sodaß er unter vier Augen mit der Tochter sprach. „Ihr Vater ist mir unheimlich, ja verdächtig . . ."

Mettmari erbleichte und blickte ganz entsetzt ihn an. Weiß er etwas? Soll er meinen Vater verhaften und erschießen?

„Ich habe eine angstvolle Ahnung, daß er sich und Ihnen ein Unglück anrichten könnte . . . ich habe ein banges Gefühl, aber natürlich keinen bestimmten Verdacht . . ."

Nur eine Ahnung . . . Gott sei Dank! Sie atmete auf und ließ die Hände sinken. „Er sagt mir nichts

mehr . . . was soll ich tun? Er ist mein Vater und Herr . . .“

Da hatte Barnekow einen gescheiten Gedanken und auch die instinktive Überzeugung, daß etwas Böses am Werk sei. „Was, wenn ich ihn für verdächtig halte und um seiner selbst willen ad interim in Schutzhaft nehmen lasse? Das kann ich machen, wenn ich zum Major gehe . . .“

Sie protestierte lebhaft. „Nein, nein, mein Vater würde mich verfluchen, würde es Ihnen mit unversöhnlichem Haß nachtragen bis zum jüngsten Tag.“

Merkwürdig! Den Haß des dänischen Müllers wollte der Leutnant nicht auf sich laden.

O, hätte sie eingewilligt, es wäre ihr viel Leid und Grausen erspart worden! —

Der Westwind, der beharrliche Schreihals, heulte sich ganz heiser in hohlen, heftigen Stößen. Es war ein richtiges, unwirsches Aprilwetter, die grauen Wolken flogen, warfen bald grobe Schlossen, bald, wie mit Eimern, Wasser herunter, die Regenschauer schlugen prasselnd gegen die Scheiben. Mettmari stand am Fenster und sann: Ach, die armen Soldaten, die in den Vorpostenlöchern bis zum Leib im Schlamm stehen müssen stundenlang. Gott sei Dank, daß Barnekow abgelöst und unter Dach und Fach ist! Die patriotische Dänin war sehr human und hatte viel Mitleid mit den bösen Preußen.

Der Müller stopfte mit dem Daumen den Tabak im Pfeifenkopfe fest, paffte aufgeregt und knurrte durch die Zähne. Au, au! Bei dem Wettersturz kam das scheußliche Reißen wieder. Der Anfall wurde so schmerz-

haft, daß er sich auf dem Kanapee wand und wimmerte und seine Tochter ihn schnell mit heißen Tüchern umwickelte.

Um Mittag richtete er sich auf und winkte ihr, daß sie die Tür fest zumache und genau auf seine Worte achte. Die einmal ausgestandene Angst fuhr in sie — ich soll wieder? Wieder nach der Mühle? Aber die Klugheit verließ sie nicht, in ihrem Auge blitzte etwas Verschlagenes, Listiges, das ihr sonst fremd war.

Der Müller verbiß den Schmerz. „Ich muß heute auf die Beine, Mettmari . . . Dörepine, ich muß es . . . und wenn der Teufel mich bei lebendigem Leibe in Stücke risse — au, au, so reißt es mitunter — ich muß auf die Füße. Döre — Gott strafe mich nicht für mein Gefluche, Gott helfe mir!“ Er wurde vor Schmerzen gottesfürchtig. Die Gicht kann den hartgesottensten Bauern bekehren. Er wurde freundlich, ja zärtlich gegen seine Tochter und streichelte ihre Hand, freilich mit einem Fuchs- und Filou-Gesicht. „Min Dirn, min Döchting, du bist noch eine stramme Dänin, ich zweifle nicht daran . . .“

„Ja, das bin ich,“ sagte sie.

„Du hast Charakter und Courage im Leibe und möchtest so gern wie ich, daß all die Sakerments-Pickelhauben vor Düppel erschlagen würden . . .“

Das bejahte sie nicht, nein, sie kniff die Lippen zusammen.

„Ich will mich bis zum Abend ruhen, um dann frisch und kräftig zu sein . . . lauf' du nach der Mühle hinauf und sieh zu, was Anker — was sie von den Schanzen drüben melden . . . du sollst nur die Augen

aufmachen und die kleinen Flaggen, die sie drüben zeigen, genau aufschreiben und mir bringen. Es ist höchste Zeit. Lauf, mein Kind!“

Seltsam! Ohne jede Widerrede nickte sie, ohne ein Wort einzuwenden, war sie bereit. Aber in ihrem Innern sprach eine trotzige Stimme: Ich muß wissen, was sie melden, und was heute am Werk ist, denn es wird etwas Furchtbares sein.

Mettmari warf ein Tuch um und lief nach der Mühle. Drüben auf der Schanze gingen kleine Flaggen hoch — die Dänen genierten sich nicht mehr — rote, blaue, weiße Fähnchen in bunter, rascher Folge, die sie genau aufschrieb. Doch sie war ein überlegtes Frauenzimmer, machte auf dem Wege eine Abschrift, die sie dem Vater übergab, um selbst die Urschrift zu behalten und nach dem Signalbuch zu deuten.

Befriedigt-boshaft lächelte der Bauer, nachdem er die Meldung entziffert. Selbst humpelte er nach der Schatulle hin, verschloß das hochverräterische Signalbuch — und nahm den Schlüssel mit. O, das war ein unvorhergesehener, schlimmer Umstand.

Bald nach Einbruch der Nacht, die finster, rauh und regnerisch war, verließ er das Haus, krampfhaft den Schmerz verbeißend und wie ein Dänenheld sich fühlend. Der Fanatismus ist blind, auch blind für die Gefahr. Unheimlich war sein Antlitz, sein Auge mit dem flackernden Blick. ‚Er ist ein andrer Mensch und nicht mein Vater. Geht er nicht wie jener Judas in die Nacht hinaus?‘ Das murmelte die arme Mettmari, die am Fenster stand und dem Schatten, der schwerfällig durchs Hoftor verschwand, nachschaute. Sie wußte jetzt:

Er rennt in sein Verderben, in den Tod hinein. Ein Grausen lähmte einen Augenblick die Glieder des mutigen, starken Mädchens.

Fast hätte sie laut aufgeschrien vor Entsetzen, ihre Augen wurden groß und stier. Und warum? Bloß weil ein Leutnantsbursche mit den langen Stiefeln, dem Wintermantel und Pelzkragen seines Herrn über den Hof ging. Ein alltägliches Bild in dieser Kriegszeit! Ach, ach, es war der Bursche des Leutnants von Barnekow, der die Sachen nach dem Zimmer seines Herrn brachte. Allmächtiger, barmherziger Gott! Barnekow hatte zur Unzeit — weil der Sekondleutnant schwer erkältet war — Dienst, hatte Nachtdienst und die Strandwache heute und zog auf Posten an diesem Abend, wo etwas Entsetzliches geschehen würde. Wie eine Hellsehende fühlte sie, daß nicht nur ihr Vater, sondern auch der Leutnant in die Todesgefahr hineinging. Sie rang die Hände und rief zu Gott, zu helfen, zu verhüten.

Da stand Udo von Barnekow in langen Stiefeln, im warmen Mantel dicht vor ihr im dunklen Zimmer. Zitterte auch eine düstre Ahnung in seiner Seele? Er sagte nämlich leise, bewegt und wehmütig: „Wenn ich nicht wiederkommen sollte, Fräulein Mettmari, wollen Sie mir ein gutes Gedächtnis bewahren? Ich habe heute nacht die Strandwache, das ist gar nichts Besonderes, und doch ist mir so seltsam . . . ja beklommen . . . ich weiß nicht, was . . . was Sie von mir denken . . . aber ich konnte nicht fortgehen, ohne Ihnen die Hand zu drücken.“

Das junge Mädchen umschloß mit den Fingern seine Hand, als wenn sie ihn festhalten müsse, und

stammelte und flehte: „Gehen Sie nicht an den Strand! Bleiben Sie um Gottes willen, bleiben Sie hier!“

„Wie dürfte ich, wo Dienst und Pflicht mich rufen? Es ist unmöglich, ich muß gehen. Obgleich ich um Ihretwillen alles tun und sogar den mir teuren Dienst quittieren würde! Mettmari! Längst haben Sie gesehen, daß ich Sie liebe . . . doch wie unendlich und über alles lieb und wert Sie mir sind, das kann ich nicht mit armen Worten sagen, das möchte ich Ihnen einmal durch eine Tat, durch etwas Großes und Schweres, das Sie von mir fordern, beweisen.“ Er hatte seine große Liebe bekannt.

Mettmari war wie im Himmel und hätte vor Glück weinen mögen, aber hinter dem Himmel stand die Hölle mit ihren Teufelslarven und Gespenstern. Sie flüsterte leidenschaftlich: „Udo, ich bin die seligste und die unseligste von allen Frauen.“

Der Leutnant drückte seine Lippen auf ihren bebenden Mund und eilte an den Strand, denn es war hohe Zeit.

Hans Peder Madsens Tochter wurde nicht ohnmächtig, sondern war ein seelenstarkes Mädchen, das sich aufrichtete, aufraffte und mit größter Energie und Überlegung handelte. Ich muß es hindern, ich muß ihn behüten! Was haben die Dänen meinem Vater gemeldet? Das muß ich feststellen um jeden Preis!

Die Schatulle war verschlossen! Mit allen Schlüsseln im Hause versuchte sie das alte, vortreffliche Schloß zu öffnen, aber keiner paßte. Ich soll und muß das Signalbuch haben, um die Meldung zu entziffern. Die Liebe verlieh ihr übermenschliche Tatkraft . . . sie holte

entschlossen ein Stemmeisen und erbrach — mit Gewalt das Schubfach der Schatulle.

Das Signalbuch lag aufgeschlagen vor ihr, unter dem angezündeten Kerzenlicht. Ihre Finger tupften auf die Zeichen und Chiffern, die vor ihren Augen flimmerten . . . mit Schauder deutete sie die Signale. Die Dänen hatten dem Müller gemeldet: „Alles fertig zum Überfall . . . um ein Uhr . . . wenn Strandwache erledigt, Laterne schwenken . . . Losung Rolf Krake.“

Mettmari fühlt einen Schwindel und den Fußboden unter sich schwanken; bald aber hat sie wieder die klare Besinnung und den starken Willen. In einem zornigen Drange hält sie das verruchte Signalbuch an die Kerzenflamme, bis es Asche geworden ist. Dann geht sie auf und ab, händeringend, betend, flehend, ja leise schreiend zu Gott. Viertelstunde um Viertelstunde rückt der Zeiger der Uhr weiter, die Zeit rennt förmlich in dieser rauhen, regnerisch finstren Nacht. Ihre Angst wird zum Entsetzen.

Bald rinnt ihr der Schweiß von der Stirn, bald schauert ihr die Grabeskälte über den Rücken. Die alte Schwarzwälder schlägt dumpf elf Schläge. Die Müllertochter liegt auf den Knien. Sie weiß jetzt, daß die verschworenen Fischer und Bauern, vom Müller geführt, hinterrücks die preußische Strandwache und den Leutnant Barnekow überfallen und umbringen wollen, daß die Dänen nach dem Schwenken der Laterne am Strande vom Rolf Krake und von den Transportschiffen aus landen und gleichzeitig aus den Schanzen hervorbrechen werden. Pfui, das ist kein ehrlicher Männerkampf, sondern scheußlicher Meuchelmord . . . Udo von Barnekow

wird hinterlistig von hinten gepackt, erdrosselt, erstochen. Pfui, den schändlichen Mord muß sie verhüten, verhindern!

Die Schwarzwälder schlägt zwölf Schläge. Das dumpfe, schnarrende Dröhnen der Uhr ist ihr wie ein Menetekel Gottes, ein Muß. Du mußt gehen und ihn retten!

Das junge Mädchen schwankt, zweifelt und zittert nicht mehr; ihre Seele, ihre Hände, ihre Glieder sind plötzlich ganz fest geworden.

Ein guter Engel geleitet sie auf dunkler Bahn.

Sie hat sich in ein Tuch gewickelt und stürmt querfeldein, über Gräben, Wälle, Knicks hinweg. Es ist recht weit bis zum Wenningbund und die Nacht stockfinster. Endlich hört sie die Wellen rauschen. Das Wasser ist eine dicke, schwarze Masse, kaum zehn Schritte weit dringt der Blick.

Sie irrt immer weiter am Strande, ihre Seele fleht zu Gott, ihr Auge sucht den Einen.

Da prallt sie vor einem Bajonett, das beinahe ihr Gesicht berührt, zurück. Eine Stimme schnarrt: „Halt! Wer da?“

Sie erklärt dem Posten, daß sie schleunigst zu dem Leutnant von Barnekow müsse in einer hochwichtigen Angelegenheit.

Ein Sergeant taucht auf und nimmt recht mißtrauisch das Frauenzimmer mit.

Es ist zehn Minuten vor eins. Barnekow steht an einer vorspringenden Stelle des Strandes und horcht und traut seinen Ohren nicht, als er eine Stimme, die er unter Tausenden kennen würde, als er ihre Stimme

hört. Sie haucht: „Udo, ich muß warnen . . .“ Sie hängt sich, dem Umfallen nahe, an seinen Arm und entdeckt ihm mit halben, heiseren Sätzen den furchtbaren Anschlag. Aber sie verschweigt, daß ihr eigener Vater der Anführer ist.

Der Leutnant gibt seinen Leuten rasche Befehle, kehrt zurück und stützt das arme Mädchen mit seinem Arm.

Draußen im Wenningbund liegt der Rolf Krake mit abgeblendeten Lichtern und neben ihm drei volle Transportschiffe mit lebender Fracht. Von dem Leviathan ist in der Finsternis nichts zu sehen. Er ist in den Wenningbund unbemerkt hineingefahren, nachdem seine Böte die schlimmsten Netze, die seine Schraube verstricken sollten, und deren Lage ihm verraten wurde, aufgefischt hatten.

Von den Doppeltürmen in Broacker schlägt es ein Uhr. Hinter dem Knick huschen dunkle Gestalten, mit alten Säbeln und Vorderladern und schweren Mordäxten bewaffnet.

Da ein Licht, dort ein zweites! Die warnenden Lichtsignale blitzen am Strande auf, pünktlich auf die Minute, wie es der Leutnant befohlen hat. Die Preußen sind wachsame und verteufelt schnelle Gesellen, die nicht lange fackeln und das Prävenire verstehen.

Die Musketiere springen mit gefälltem Bajonett über den Knick und auf die dort krauchenden Schleicher los. Hei! Hast du mich gesehen! Die Kerle, die plumpen Fischer in ihren Holzschuhstiefeln, die schwerfälligen Bauern, nehmen sofort Reißaus, wie ein Rudel Hasen, rudern mit den Armen und rennen, mit der Zunge aus dem Halse. Die allermeisten von diesen Schuften oder Schafsköpfen sind entkommen, sind entweder landeinwärts

gelaufen oder in die bereit und versteckt liegenden Kähne gesprungen.

Nur der Müller Madsen, der infolge seiner Gicht am Stocke hinkt und allzu langsam, laut stöhnend flieht, wird von zwei Soldaten, die ihm das Bajonett auf den Rücken setzen und mit dem spitzen Eisen nicht spaßen, überholt, gefaßt und gefangen genommen. Sie führen ihn zu ihrem Leutnant. Inzwischen haben alle preußischen Geschütze am Wenningbund angefangen zu donnern und Feuer zu speien. Die Deutschen sind auf der Hut und werden dem listigen Hannemann einen heißen Empfang bereiten.

Der Rolf Krake und seine Transportschiffe haben die Sperrnetze passiert, haben sich bis auf 400 Schritt ans Ufer der Halbinsel herangeschlichen; alle ihre Böte liegen längsseits klar, um in einer halben Stunde ein paar tausend Mann zu landen. Sie warten nur sehnsüchtig auf das Schwenken der Laterne. Was ist das?

Welch ein Donnerwetter mit einem Male! Die preußischen Kanonen blitzen und brüllen: Kommt nur ans Land, hier sind wir! Die Dänen hüten sich, haben gotteslästerlich geflucht und keinen Besuch in Broacker gemacht.

Das war wieder mal eine von den preußischen Überraschungen, die sie nicht begreifen konnten. Sie steckten auch nicht ihre Nase aus den Schanzen heraus, denn sie hätten sich nur blutige Nasen und Köpfe geholt. Ihr letzter, verzweifelter, großer Anschlag, Aus- und Überfall, der sehr verhängnisvoll für die Preußen hätte werden können, war kläglich gescheitert. Von Stund an war ihr Trotz gebrochen und von Offensive keine Rede mehr.

Das haben die Deutschen einem Weibe, der Sundewitterin, die ihre Tat verschwieg und in der Weltgeschichte keinen Platz fand, zu verdanken.

Barnekow war ein edler Mensch und wurde wahrhaft groß in dieser Stunde. Als er in dem Gefangenen, der als Spion und Aufrührer zweimal den Tod verdient hatte, den Müller, Mettmaris Vater, erkannte, zitterte der mutige Mann vor Erschütterung, und sein Mund wurde stumm vor Entsetzen. Die ganze Tragweite, die grauenhaften Folgen dieser Nacht waren ihm wohl bewußt, und das raubte ihm die Sprache, aber nicht die rasche, verständige Überlegung. Mit Geistesgegenwart ließ er seine Soldaten 12 Schritte zurücktreten, führte er Hans Peder Madsen und dessen Tochter ein wenig abseits.

„Hans Peder Madsen, Sie wußten, was Sie taten," sagte er tieftraurig, „was der Mensch säet, das muß er ernten. Sie werden vor dem nächsten Mittag füsiliert werden und ein toter Mann sein . . . das Kriegsgericht arbeitet schnell und schrecklich. Ich . . . ich kann Sie nicht retten, obgleich ich für Ihre Tochter alles tun, alles opfern würde."

Der Gefangene benahm sich — das muß man ihm lassen — nicht wie eine Memme, sondern zeigte sich recht standhaft und männlich in seiner entsetzlichen Lage, machte ein verbissenes Gesicht und sagte in seinem wilden Fanatismus: „Ich weiß . . . ich sterbe für Südjütland."

Seine unglückliche Tochter, von diesem ungeheuren Jammer ganz aufgelöst, fing an zu weinen und zu flehen: „Udo, du wolltest durch eine Tat, ein Opfer

deine große Liebe mir beweisen ... nun zeige mir, daß deine Liebe stark, stärker als alles ist! Wenn mein verblendeter Vater durch deine Hand oder Hilfe sterben muß, so muß ich dich lassen und meiden in alle Ewigkeit, so muß ich von dir, von dem Leben und Licht scheiden, denn du bist mein Leben ... so sind wir alle, mein Vater, du und ich, verloren, gleichwie tot und gestorben. Ungeheuerliches erflehe ich von dir, dem Offizier, vergib mir, ich kann nicht anders, ich bin sein Kind. Kehre dich hinweg und laß ihn laufen!“

Barnekow kämpfte in der Minute einen schauerlichen Seelenkampf, davor Gott jeden Menschen bewahren möge. Es ging um seine Offiziersehre, seine Zukunft, doch seine Liebe war ihm mehr als sein Portepee, als seine Karriere, mehr als sein Ich, ja mehr als seine Ehre. Er wollte sich abkehren und sein Gesicht mit den Händen bedecken, um nichts zu sehen.

Da kam Mettmari, um seine Schuld auf sich zu nehmen, ihm zur Hilfe. Sie hängte sich an Udos Hals, umklammerte ihn mit aller Kraft — und sie war kräftig —, sie hielt ihn mit ihren Armen fest und flüsterte dem Vater zu: „Lauf, lauf, ins Boot, ich halte den Leutnant fest!“

Hans Peder hüpfte, als wenn er keine Gicht habe, über den Knick, sprang am Strande entlang und erreichte, bis zum Leibe watend, da er die Örtlichkeit genau kannte, einen Kahn. Das Boot, in dem schon drei entkommene Fischer saßen, ruderte in die Finsternis hinein und — die Schüsse der Preußen gingen ins Blaue, d. i. ins Schwarze — nach dem Kriegsschiff hinüber, wo er nicht nur geborgen und in Sicherheit war,

sondern wie ein Held und großer Mann empfangen und als Patriot gefeiert wurde.

Seine starke Tochter hielt mit jener übermenschlichen Kraft, die solche Stunde dem Weibe verleihen kann, den Leutnant mit und in ihren Armen. Er hätte sich vielleicht befreien, er hätte auf jeden Fall rufen, schreien, seine Leute alarmieren und wahrscheinlich die Flucht verhindern können.

Ein Edler von Barnekow war nicht der Mann, um etwas zu verschweigen, zu beschönigen oder gar durch eine Lüge sich herauszuwinden. Nein, der Leutnant verteidigte sich nicht mit einer Scheinwahrheit, sondern hat ganz verschwiegen, daß das Mädchen ihn festhielt — dann wäre Mettmari verhaftet und bestraft worden —; ja er hat wider sich selbst wegen Fluchtbegünstigung des Gefangenen Anzeige erstattet, um vor das Kriegsgericht gestellt zu werden. Alles, alles offenbarte er mit aufrichtigen, schlichten, erschütternden Worten seinem Major, seinen Richtern, seine Liebe und seine Pflichtvergessenheit, die ihm sein Portepee kosten werde. Er mußte seinen Degen abgeben und wurde in Gravenstein vor das Kriegsgericht gestellt.

Die Müllertochter wurde als Zeugin aufgerufen. Welch einen Blick tauschten die beiden! Dann trat das junge, schöne Mädchen sehr bleich an den Tisch und erklärte fest, daß sie, sie ihn festgehalten habe und er unmöglich sich ihr entwinden konnte, daß sie alle Schuld trage und alle Strafe leiden müsse.

Der wahrhaftige Mann schüttelte wehmütig das Haupt. „Nein, meine Herren, ich hätte meinen Mund auftun und zehn Mann im Nu herbeirufen können, ich

habe das nicht getan, weil meine Liebe stärker war als meine Offizierspflicht.“

Barnekow fand wahrhaft menschliche und milde Richter, die ihn gerne freigesprochen hätten, aber infolge seines eignen Geständnisses und kraft des Buchstabens ein Schuldig sprechen und ihm die Epauletten nehmen mußten. Sie haben jedoch den zum Gemeinen degradierten Offizier der Gnade seines Königs warm empfohlen.

Mit stiller Ergebung und großer Seelenstärke trug er sein Geschick, litt er seine ins Herz treffende Strafe. Er war ein Preuße. Alle seine Väter und Ahnen waren seit Jahrhunderten Offiziere, Obersten, Generäle gewesen, auch ihm, dem hochbegabten, fleißigen Premierleutnant, war eine schöne Zukunft prophezeit worden und der Generalstab gewiß gewesen.

Am meisten kränkte ihn das schadenfrohe, häßliche Gebahren zweier seiner früheren Kameraden. Jeder ehrlich strebende Mensch hat seine elenden Neider, und weil Udo von Barnekow ein sehr befähigter Leutnant und für Höheres ausersehen war, haben diese leichtfertigen, verschuldeten Gesellen, die alles Strahlende zu schwärzen versuchen, über seinen Fall sich amüsiert und durch hämische Bemerkungen sein stolzes Herz tief verletzt. Sie neckten ihn, daß er im Ringkampfe mit einer Frau unterlegen und auf die Nase geworfen sei, denn solch eine Müllertochter habe Müllerfäuste; sie warfen ihm vor, daß er von seinem preußischen Degen keinen Gebrauch gemacht habe. Der unglückliche Mann fühlte sich bloßgestellt und lächerlich gemacht vor der ganzen Armee — nichts ist dem Manne schrecklicher, als dem Fluch der Lächerlichkeit zu verfallen. Barnekow zog sich ganz von

seinen Freunden, von seinen Kameraden zurück, was nach der Degradation auch selbstverständlich war.

Er lag bei einem Bauern in N. im Quartier, d. i. er logierte mit elf andren Soldaten im Kuhstall und kampierte auf Stroh. Doch fühlte er das schlechte Unterkommen und die ganze Erniedrigung kaum, da seine Seelennot ihn gänzlich beschäftigte und innerlich verzehrte.

Das außerordentliche Schicksal des Leutnants erregte ungeheures Aufsehen und wurde auch im Hauptpastorat mit tiefer Betrübnis besprochen. Armin war in Gravenstein und erfuhr sofort alle Einzelheiten der erstaunlichen Begebenheit, setzte sich hin, stützte den Kopf und grübelte eine volle Stunde lang. Das ist also die große, einzige Liebe, von der Mettmari damals ahnend sprach, und die ich nicht zu wecken vermochte. Ich nicht, sondern ein andrer! Doch damals war Barnekow noch nicht erschienen, sie hat mich nicht um seinetwillen verworfen. Darf ich ihm zürnen oder ihr? Nein, nein! So groß war meine Jugendliebe mit nichten, sie hätte diese furchtbare Feuerprobe nicht bestanden. Er ist größer als ich. Mit einem stillen, verklärten Gesicht stand Armin auf. Ich will zu Barnekow gehen, um ihn zu trösten.

Er fand ihn in N. im Kuhstall sitzen und sein Gewehr putzen. Der degradierte Leutnant zog die Stirn in finstre Falten, der Besuch schien ihm Unbehagen zu bereiten, er sprach kaum zehn Worte. Nur als Claudius fragte, ob er Mettmari grüßen dürfe, ging ein schmerzliches Lächeln über das vergrämte, düstre Gesicht.

Barnekow trug ihm einen Gruß auf und sagte sehr ernst, fast feierlich: „Meine Ehre ist hin . . . ich werde

entweder sterbend meine Schuld sühnen oder meinen Ehrenschild rein und blank machen."

Er wollte in dem bevorstehenden Kampf durch beispiellose Tapferkeit seine Rehabilitation erzwingen oder den Heldentod finden.

Armin fuhr nach Dünth und bestellte den Gruß. Mettmaris hohe Gestalt ging ihm in gerader Haltung entgegen, als habe selbst dieses Schicksal sie nicht gebeugt, doch ihr Auge war ohne Träne, ihr Mund herb verschlossen, und über ihren Körper und ihre Seele war eine Starre gegangen. Nur zuletzt sagte sie leise: „Ich habe es gewußt, Udo wird in der nächsten Schlacht den Tod suchen und meine Schuld mit seinem Blute sühnen, ich habe ihn entehrt, ich töte ihn."

Bei einem solchen Schmerz und einem solchen Schicksal klingt jedes Trostwort wie ein fades Geschwätz. — — —

Die Gammelmarker Batterien zogen alle Register auf und spielten so wild ihr Schlachtlied, daß sie heiß und rot vor Eifer und mit Wasser gekühlt wurden. Auch drüben in den Parallelen — die zweite war inzwischen gegraben worden — donnerten die gezogenen Geschütze ohne Pause, ohne Atemholen. Hundert schwere Kanonen spien ihre Eisenbälle über Düppel aus, und die platzenden Bälle zerrissen Brustwehren, Blockhäuser und Menschenleiber. Es war in den Schanzen schauerlich, wie die zitternden Überläufer erzählten, es war eine wahre Hölle, so daß die ablösenden, von Alsen kommenden Bataillone oft stutzten, stehen blieben und von ihren Offizieren an die Schlachtbank getrieben werden mußten.

Claudius hatte überall freien Zutritt und ging eines Tages durch die Parallelen. Ein dicker Jüte war eben angekommen und in die Gefangenschaft und Lebensversicherung hineingelaufen, und was er in seinem breitgekauten Platt erzählte, übersetzte der Nordschleswiger. Es sei frecklick, frecklick, keine fußbreite Stelle, die nicht aufgewühlt oder mit Blut bespritzt sei.

„Aus welcher Gegend bist du?“ fragte der Dolmetscher.

„Ich bin aus Vorbasse.“

„Aha, das ist ja da, wo der Scheuerpfahl in der Stube steht und jeder Besucher erst sich kratzt . . .“

„Ja wohl.“ Der Jüte erblickte in Claudius einen Landsmann und wurde zutraulich. „Ich habe zu Hause eine Braut, die ein Kind und zweitausend Taler hat, ich sollte just heiraten und den Hof meines Vaters haben, als der verfl— Krieg kam. Wie nun gestern meines Vaters Brudersohn neben mir fiel, da sagte ich mir: Lauf, lauf, ehe es zu spät ist! Du darfst nicht totbleiben, du sollst ja heiraten. Und ich rannte vom Posten weg. Sie würden alle desertieren, wenn sie könnten, aber die Offiziere fuchteln sie . . . der Anker ist der schlimmste, fährt in Hemdsärmeln, pulverschwarz im Gesicht, wie ein Teufel hin und her und brüllt: „Feuern, feuern!“ und schlägt mit der flachen Klinge nach rechts und links . . . ich fühle noch den Hieb, den ich vor sechs Tagen kriegte. Na, der Kerl wird noch seine Kugel kriegen, vielleicht keine preußische, ein andrer Leuteschinder hatte hinten im Rücken ein Loch und eine dänische Kugel. Das gab natürlich eine große Untersuchung . . . aber die Nummer des Soldaten stand nicht auf der Kugel.“

Jeder dänische Soldat nämlich ist eine Nummer, wie der Zuchthäusler in Horsens, und hat keinen Namen mehr.

Der schweinsplitsche Hannemann fuhr redselig fort: „Gestern gegen Abend, als das Schießen nachließ und die Geschichte nicht mehr gefährlich war, kam unser König Christian in die Schanzen, um uns anzufeuern und Orden zu verteilen . . . ich kriegte keinen, aber Nummer 84, der voll von Branntwein war — ein nüchterner Mensch mit vollem Verstand hätte es nicht getan —, der voll Schnaps war und mit einem betrunkenen Grinsen eine noch tanzende und brummende Granate ergriff und über die Brustwehr warf, Nummer 84 wurde für seine Besoffenheit Danebrogsmann und eigenhändig von Sr. Majestät dekoriert. Wir mußten natürlich neunmal für den König Hurra rufen, es klang aber recht schwach, denn wir Soldaten ärgerten uns und hielten des Königs Besuch für eine ganz üble Vorbedeutung. Als wir damals im Dannewerk lagen, kam Christian IX. auch anspaziert, um uns aufzumuntern und neunmal hurraen zu lassen, und der General De Meza sagte zu ihm, daß er das Dannewerk ein Jahr lang halten werde. Das wurde uns großartig vom Obersten vorgelesen. Aber in der dritten Nacht mußten wir uns auf die Socken machen, mußten wir das Dannewerk räumen und retirieren. Verdammi, sagten die Gemeinen, daß der König hier in Düppel ist, bedeutet nichts Gutes, paßt auf, in drei Tagen wird Düppel fallen. Die Offiziere schlugen sie aufs Maul.“

Der Besuch des wohlwollenden Monarchen hatte das Gegenteil von dem, was er bezweckte, erreicht und

war den Soldaten ein böses Omen vom Falle Düppels.

Hüben und drüben zuckten die Blitze, die Mörser krachten, die Erde zitterte, die Bomben platzten. Hundert Gewitter tobten auf einmal auf diesem kleinen, schönen Erdenfleck zwischen Sund und Föhrde. Es war ein Bild von schauerlich erhabener Größe und nichts für zarte Nerven. Judith verstopfte sich die Ohren mit Watte.

Als das ewige Gedonner vor Düppel anfing, gruselten sich die Leute in Broacker, denn es hörte sich so nahe an, als wenn die nächste Granate ins Dach und über dem Haupte einschlagen werde. Der Pole Muschekatz stand unter dem offnen Küchenfenster und grinste: „Granat großes kann sich verirren, macht bum — bum, macht Mari, Karen und Maren mausetot . . . wenn Sie tun Gutes an armes, hungriges Soldat, wird heiliger Ladislaus helfen . . . wenn Sie geben armes Soldat Speck und Schnaaps, wird Moßikatzki zehn Rosenkränz beten für Mari, Karen und Maren.“ Der Schlauberger erhielt den Speck.

Mari weinte viel und wollte zu ihrer Tante nach Holebüll laufen. Karen schlug die Schürze um den Kopf und murmelte ein Vaterunser. Nur die Jungmagd war guter Dinge, dachte an den Rackebüller und das Ende des Krieges und lachte ihre Mitmägde aus: „Die Dänen können gar nicht bis Broacker schießen.“

Der Knecht Jens Priester war ganz benaut von dem Geballer, machte sich im Kartoffelkeller, der nach seiner Meinung bombensicher war, zu schaffen, wurde in diesen Tagen gottesfürchtig und las viel in seinem Gesangbuch, was sein Breve wurde.

Der Mensch jedoch gewöhnt sich an alles, selbst die Gefahr und das fortwährende Geschieße wird ihm zur Gewohnheit. Die Mägde aßen wieder ihre Portion Grütze, und der fromme Jens hatte wieder weltliche Gedanken und schielte mit verliebten Augen nach der dicken Karen, die ein paar hundert Taler hatte.

Die Pastortochter schreckte nicht mehr bei jedem Schuß zusammen, sondern wurde so beherzt, daß sie mit dem Vater nach dem Mühlenberg ging, um das Bombardement zu sehen. Es war ein schrecklich schönes Schauspiel, wenn die Eisenbälle der Mörser durch die Luft flogen. Sie verfolgte ihre Bahn und malte sich aus: Die Bombe zerreißt einen lebenden Menschen ... o, die schlug in Schanze 2 ein ... mein Gott, die hat vielleicht Anker getroffen, getötet. Da wurde ihre Nase ganz weiß — ein schlimmes Anzeichen der Alteration —, und der Vater brachte sie schleunig nach Hause, um nicht auf dem Felde eine Ohnmacht zu erleben.

Abends, wenn es dunkel wurde, erstarb der Lärm, die Gewitter verstummten, die Rohre ruhten von ihrer heißen Arbeit aus. Nur ab und an flogen ein paar Schrappnells nach den Schanzen, um das Ausbessern der Scharten und Schäden zu verhindern. Die Absicht wurde aber nicht erreicht, die Dänen arbeiteten mit Ausdauer die ganze Nacht, um die am Tage zerschossenen Wälle und Brustwehren wiederherzustellen.

Claudius saß in einer Parallele auf einem Bund Stroh und horchte. Wie deutlich die Geräusche von den Schanzen her durch die Nachtstille an sein Ohr drangen, so daß er alles, was der Feind tat, unterscheiden konnte. Sie hämmerten und klopften an den

umgestürzten Pallisaden. Dann klirrten die Spaten — der Wall wurde aufgeschüttet. Nun hörte er schwer beladene Wagen mit Material und Munition heranrollen, bald fuhren sie leer in schneller Gangart zurück, und andre kamen, die Räder knirschten.

Das geht nicht! Diese Nachtarbeit macht unsre Mühe zuschanden; unsre Beschießung ist eine Danaidenarbeit, wenn sie flugs aufbauen, was wir am Tage zerstören. Claudius sprach mit den Generalstabsoffizieren von seiner Wahrnehmung.

Von jetzt an wurde das Bombardement auch des Nachts energischer fortgesetzt. Der nächtliche Anblick war noch viel erhabener und grandioser, wenn am Himmel die Bomben mit dem Feuerschweif der Zünder ihre leuchtende Bahn beschrieben, wenn aus den dunklen Schanzen zischende Geschosse aufstiegen und wie kleine Kometen im Feuerbogen flogen. Ein ganz wunderbares, gigantisches Feuerwerk, das Armin stundenlang betrachtete. Manchmal dachte er, die zahllosen Granaten und Bomben müßten in der Luft aufeinander stoßen und bersten.

Die preußischen Geschütze, die Krupp gegossen, waren die stärkeren, immer schwächer bellte der dreiste Dänenkläffer da drüben; und wie krampfhaft sie sich auch bemühten, die tiefen Risse und Löcher nachts auszubessern, diese und jene Schanze wurde stumm gemacht und schwieg ganz mit ihren demontierten Geschützen. Der Feind hatte in acht bösen Apriltagen 753 Mann verloren, und viele seiner Kanonen sagten nichts mehr.

Dänemarks Trotz und Hochmut sollten tief gedemütigt, das himmelschreiende Unrecht, das es 13 Jahre lang

an Schleswig-Holstein verübte, sollte endlich vergolten werden. Alles auf Erden, auch die Sünde der Völker, hat seine heimzahlende Zeit. Der 18. April 1864 ist der heimzahlende, ist aber auch der Heldentag, der unsterbliche Wendetag, an dem die neue große Zeit der preußisch-deutschen Geschichte anhebt, die sieben Jahre später von der Kaiserkrone gekrönt wird.



Zehnter Abschnitt.

Der Sturm auf Düppel, auf eine starke, steile Festung mit Wällen, Gräben, Wolfsgruben, Eggen und andren Teufeleien und Kriegstücken war vertagt, verschoben worden. Auf ausdrücklichen Befehl des menschenmilden Königs Wilhelm, der auch nicht das Blut eines einzigen brandenburgischen Musketiers unnütz vergießen wollte. Noch eine letzte Parallele wurde ausgehoben, um den Schanzen so nahe zu kommen, wie es überhaupt möglich war, um Menschenblut zu sparen und den mörderischen Zwischenraum auf ein Minimum von ein paar hundert Metern herabzumindern. Dennoch sah der letzte Soldat, der seinen ernsten Blick auf die 10 Schanzwerke richtete, daß nur ein fürchterliches Ringen auf Leben und Tod diese Wälle bezwingen könne. Doch keiner zagte, nein, die Soldaten sehnten das Ende der langen, unlustigen Belagerung herbei und fühlten mit ihren Offizieren voll Stolz, daß sie berufen seien, den alten Ruhm zu erneuern und die erste große Schlacht, die Preußens Heer seit 50 Jahren schlug, zum Preußensieg zu machen. Selbst als die Sturmkolonnen und -kompagnien ausgewählt und mit Leitern, Sand- und Pseudopulversäcken in aller Stille hinter Nübel eingeübt wurden, ist keiner blaß geworden, sondern selbst

der jüngste Rekrut strammte Kopf und Körper, wenn ihm auch das Herz bis zum Halse klopfte, und obgleich jeder dieser auserwählten Krieger wußte, daß sehr viele, vielleicht die meisten der todgeweihten Thermopylä-Schar den Fall von Düppel mit ihrem jungen Leben bezahlen müßten. Die Übungen der Stürmer hinter Nübel konnten nicht verborgen bleiben, aber Tag und Stunde des Sturms wurden streng geheim gehalten.

Trotzdem um die Mitte des April die Spannung mit jedem Tage sich steigerte und der Sturm das einzige Gespräch, der einzige Gedanke des Sundewitts war, bemerkte man keineswegs irgendwelche Aufregung im Heer, sondern alles funktionierte mit der alten Ordnung und Ruhe, Appell wurde gehalten, die Posten zogen auf, und die Sturmkolonnen übten, wie auf dem heimischen Exerzierplatz. Das war die preußische Disziplin.

Der 17. April war ein Sonntag. Am Morgen erzählten die Offiziere im Pastorat zu Broacker mit strahlendem Gesicht: Morgen nehmen wir Düppel. Das war ihnen gar keine Frage oder Sorge, sondern eine Gewißheit und Freude.

Der Fähnrich Lilje blickte Judith mit traurigen, ja vorwurfsvollen Knabenaugen an, sprach kein Wort und ging hinaus. Sie wollte ihm nacheilen und konnte es nicht vor all den andren Leutnants, sie lief in ihr Giebelstübchen und weinte ein kleines Tränenmeer. O, die Konflikte, die ihre arme Seele zerrissen! Sie belud sich mit Schuld und peinigte sich mit Selbstvorwürfen. Warum habe ich ihn so brüsk behandelt, so hart abgewiesen? Warum habe ich ihn nicht mit freundlichen Worten vertröstet und hingehalten? Warum schenkte

ich ihm reinen Wein, den reinen, bittren Wermutswein der Wahrheit, ein? Ach, ich treibe ihn in den Tod.

Judith ging in großer Unruhe durch den Sonntag. Am Abend mußte er ausrücken, da er zu einer Sturmkolonne gehörte. Was sollte sie tun, um ihr Gewissen zu stillen?

Die Glocken der doppeltürmigen Kirche läuteten hoch und hell über die Halbinsel, die im ersten grünen Schmelz des Frühlings schimmerte, über die ein warmer Lenzhauch wehte, der Odem des deutschen Südens, der immer diesem Lande Licht und Lebenskräfte lieh. Die Bauern der Gemeinde kamen nicht, wie sonst, in hellen Haufen, sondern blieben grollend, verstockt, oder gar fluchend in ihren Höfen und Strohkaten sitzen. Dennoch wurde das Gotteshaus voll, so übervoll, wie es in den fünf Jahrhunderten seiner Zeit noch nie gewesen war. Offiziere und Soldaten strömten massenweise zur Kirche, denn Pastor Claudius predigte heute auf deutsch in seiner Kirche, in der selten oder nie ein deutsches Gotteswort gehört worden war. Selbst an den Fenstern und Türen standen die fremden Kirchgänger, die Soldaten in ihren arg mitgenommenen Uniformen, aber mit blitzblanken Knöpfen und Pickelhauben, und alle lauschten andächtig.

Der Pastor war kein großer, beredter Kanzelredner und wollte es auch gar nicht sein, hat aber an jenem 17. April so schlicht = schön und innig = ergreifend geredet, daß alle Herzen erhoben und alle Krieger von der Größe der Stunde und der Nähe Gottes gepackt wurden. Wie viele von diesen jungen, jugendfrischen Augen werden morgen mittag zum ewigen Schlaf geschlossen sein oder brechend gen Himmel blicken!

Nach dem Gottesdienst umarmte Frau Wilhelmine ihren Gatten und sagte: „Mein lieber, lieber Claudius, du hast heute gepredigt, wie noch nie zuvor in unsrem langen Leben.“

An dem Sonntagmittag erhielten die Soldaten, auch die im Pfarrhaus einquartierten, eine doppelte Fleischration, wunderten sich nicht wenig über die ungewöhnliche Generosität des Generalkommandos und wußten sofort Bescheid. Die lustigsten Kerle witzelten: „Das ist die sogenannte Henkersmahlzeit, hurra, morgen früh werden wir zum Sturme geführt . . . uh, das wird nicht schön und die reine Schlächterei werden.“

Also morgen, wie sie richtig aus den Fleisch- und Freigebigkeitsauspizien schlossen, war der erwartete Sturm auf Düppel. Dennoch verzehrten alle mit viel Appetit ihre doppelte Ration. Der rechte, rasche Soldat denkt: Jede Kugel trifft nicht ihren Mann.

Der Pole Muschekatz war zuerst von allen mit seiner Portion fertig, leckte seine Schüssel in allen Ecken mit der langen Zunge aus und lungerte an der Küchentür herum, bis Judith, die Barmherzige des Hauses, erschien. „Gnädickes Fräuleinke, serr viel durstig is sich armes Soldat . . . haben Sie etwas Schnaaps für armes Musketier? Moßikatzki is sich morgen tot, mausetot . . . das macht mies in Magen meiniges, serr mies.“

Der Brave wollte durch seinen wahrscheinlichen Heldentod Judiths Mitleid erregen und hat den mutmachenden Magentröster erhalten.

An dem Sonntagnachmittag hockte der Pole auf dem Türtritt des Gartenzimmers, wo es still und einsam war, seine Finger spielten scheinbar mit einem

Gegenstande, und seine dicken Lippen bewegten sich und brummten immerzu. Was macht der Kerl? Die Pastorin schaute zufällig durchs Fenster und flüsterte ihrem Manne zu: „Er betet wahrhaftig . . . als guter Katholik . . . den Rosenkranz.“ Ja, Moßikatzki, dem das bevorstehende Stürmen und Sterben den polnischen Magen ein bißchen verstimmte, murmelte die Gebete und ließ die Schnur durch die Finger gleiten. Seine naive Frömmigkeit, mit etwas Todesfurcht vermischt, suchte einen Trost. Da kein katholischer Priester zur Hand war, ging er zu dem lutherischen. Priester is sich Priester und Pfaff is sich Pfaff nach seiner Meinung. Mit der ganzen Faust anklopfend, trat er durch die Gartentür. Nachdem er sich vor dem Geistlichen auf Stirn und Brust bekreuzigt hatte, begann er, seinen Brustbeutel herausholend und blanke Taler hinzählend, also: „Hochwürdiges Herr, hier seien acht Taler . . . Gefreiter Moßikatzki hat sich nix geklaut, hat sich Geld gespart und Kommißbrot seiniges verkauft . . .“

„Aha, hat sich von andren Leuten Brot und Speck erbettelt, um seiniges zu verkaufen!“ Die Pastorin machte diesen maliziösen Zwischenruf, den der Pole sanftmütig und gesenkten Hauptes hinnahm.

Er sagte: „Die acht Taler, dafür hochwürdiges Herr Papier schriftliches mir geben, bitt' schön gehorsamst,“ — der Vorsichtige wollte seine Quittung haben — „seien für altes Mutter meiniges . . . das schicken hochwürdiges Herr an altes Moßikatzka, was sich wohnt in Wroblewo, was sich is bei Iwanowrazlaw . . . das schicken Hochwürdiges, wenn ich morgen totgeschiessen bin . . .“

Der Pastor hob die Hände und verbesserte das Wort: „Totge—schos—sen.“

„Tot—ge—schaas—sen,“ wiederholte Moszikatzki, wischte sich mit dem Ärmel über die feuchten Augen und die feuchte Nase und bat treuherzig: „Altes Mutter meiniges is sich armes Luder und soll haben Geld meiniges, denn Moszikatzki is sich morgen tot—geschi—scha—schaassen . . . bitt' schön um Segen, hochwürdiges Herr Priester, bitt' sehr schön um Segen!“ Er bekreuzigte sich und beugte sein Haupt, um einen Priestersegen, sei es auch von einem lutherischen Pastor, zu empfangen.

Pastor Claudius lächelte nicht, sondern achtete jede Frömmigkeit, auch die naivste, und sprach den Segen, den alle Christen aller Konfessionen in Wiege und Sarg empfangen, am Anfang und Ende ihres Daseins.

Moszikatzki war offenbar sehr gerührt und sehr erleichtert, dankte und dienerte und wollte dem Pastor für die segnende Amtshandlung zwölf gute Groschen in die Hand drücken, was natürlich abgelehnt wurde. Hatte der Pole aus Gottes- und Todesfurcht sich segnen lassen, oder war der Priestersegen ihm mehr ein Talisman und Fetisch, der ihn im Sturm gegen Kugeln gefeit machen sollte? Jedenfalls hatte er ein lobesames Testament gemacht. —

Am Abend des Sonntags sollten die Sturmkolonnen ausrücken und ihre Stellung in der 3. Parallele einnehmen. Judith wußte es von den Offizieren und quälte sich den ganzen Tag mit schrecklichen Gewissensbissen. Sie wartete an ihrem Fenster, weinte zuweilen leise und wartete. Worauf?

In der Dämmerung schritt eine kleine, selbstbewußte Kriegergestalt, in patenter Uniform, als wenn es morgen zur Parade gehe, durch die Einfahrt. Daran sah sie, daß er es war. Sie lief hinunter und dem Fähnrich entgegen. Die Not setzt sich über alle konventionellen Gebote hinweg. Unbekümmert um die Eltern, die Domestiken, die vielen Soldaten, die ringsum waren, redete sie den jungen Herrn an: „Sie dürfen nicht durch waghalsiges Benehmen Ihr Leben wegwerfen."

Er hatte das eigensinnige Gesicht. „Warum nicht? Das Wertlose wirft man weg."

Judith errötete. „Ich . . . ich habe . . . Sie gern . . . Sie müssen . . . mir und . . . der Vorsehung . . . mehr Zeit lassen . . . Sie dürfen nicht sterben . . . das ertrag' ich nicht."

Die Stirnrunzeln des glatten Kadettengesichts glätteten sich völlig, der Fähnrich, der von seiner Person keine üble oder geringe Meinung hatte, hörte mit jäher Freude diese Worte, hörte noch mehr heraus, als sie besagen wollten, und fragte feierlich: „Soll das heißen, daß Sie Ihr hartes Nein zurücknehmen, daß Sie mir eine Hoffnung lassen, daß meine Person Ihnen sympathisch ist, und daß . . ."

„Ja ja ja," hauchte Judith hastig, um nicht noch mehr von solchen Fragen, die sie nicht mit gutem Gewissen bejahen konnte und doch um der Gewissensbisse willen nicht verneinen durfte, hören zu müssen.

Lilje blickte zu ihr empor, — denn er war ja leider etwas kleiner als sie — blickte mit glücklichen Knabenaugen in das blasse, zarte Antlitz, als wolle er es seiner Seele einprägen. Dann küßte er ritterlich ihre Hand und ging ins Haus, um sich marschfertig zu machen.

Die Pastortochter hörte die Schritte der Offiziere, die zum Sammelpunkte in der Büffelkoppel gingen, und lag in der Nacht zum 18. April ohne Schlaf. Bin ich ein falsches, doppelzüngiges Weib? Dem einen Manne habe ich mein Herz und dem andern eine Hoffnung gegeben. Nun haben beide ein Anrecht an mir, und ich habe Unrecht und Böses getan, weil ich das Beste wollte. O, in welche Kämpfe führst du mich, mein Gott!

In dieser Nacht zum 18. April haben viele Tausende im Sundewitt kein Auge geschlossen, im stark pochenden Herzen Gottes Namen gerufen und zum Sternenhimmel emporgeschaut. Das waren die Männer der Sturmkolonnen, die Thermopylä-Helden, die nachts 2 Uhr von der Büffelkoppel aufbrachen und ohne jeden Laut wie ein riesiger, dunkler Gespensterzug durch die Kommunikationen, Zickzacks, Approchen und Parallelen in der Erde auf gewundenen, endlosen Wegen marschierten. Es war ein sehr beschwerlicher Marsch in dem fußtiefen Dreck der Laufgräben, ein herzbeklemmender Gang dem Sturmlauf und Tod entgegen. Erst um 4 Uhr, als auf Alsen die Hähne krähten, erreichten sie ihr Ziel, die 3. Parallele, die zahlreiche, gegrabene, vorsorglich durch Sappenkörbe verdeckte Ausfallstufen hatte.

Ein Gefreiter sagte gedämpft: „Auf diesen Stufen geht es in das mörderische Kartätschenfeuer und in die Ewigkeit hinein.“

Ein barscher Blick des Feldwebels wies ihn zur Ruhe. Es durfte nicht einmal geflüstert werden, um nicht die Aufmerksamkeit des nur 250 Meter entfernten Feindes zu erregen.

Hier kauerten die Tausende, eng aneinander gepreßt, sich nieder und harrten des Augenblicks, aber sehr viele fanden hier keinen Platz und wurden in den Approchen der 2. Parallele untergebracht. Einige Urphlegmatiker legten sich aufs Ohr und verschliefen die gräßliche Wartezeit. Die andren dachten nicht an Schlaf in diesen sechs langen, scheußlichen Stunden — mußten nicht die unbeschreiblichen Gefühle, die den zum Tode Verurteilten durchschauern, diese Helden beschleichen? Nichts ist nervenzerrüttender, seelisch unerträglicher und für Menschenherzen martervoller als dieses Warten auf ein gewisses, ungeheures, grausiges Etwas, als dieses müßige, tatenlose Herumstehen und Harren vor der Schlacht, vor dem Hineinsprung in das mörderische Handgemenge. Dagegen ist die wild losstürmende Attacke, wo alle Reflexion aufhört und der Furor vorherrscht, wenig zu achten. Die herrlichste Manneszucht und der höchste Mannesmut bewährt sich mit nichten in dem losbrausenden Sturmmarsch und dem lautbrüllenden Hurra, sondern in dem unerschütterlichen Stillestehen und Stillesein, wo die Sekunde zur Minute wird. Die preußische Manneszucht bewährte sich in den Laufgräben vor Düppel. Keine Bläße und kein Beben, nur tiefer Ernst und feste Entschlossenheit auf allen diesen jungen Gesichtern. Eine bewundernswerte Ruhe und Ordnung herrschte.

Erst um vier Uhr, als die Kanonade begann, durfte gesprochen werden, doch da hörte man sein eignes Wort nicht mehr. Die gesamte Belagerungsartillerie zog alle Register auf und gab sechs Stunden lang Schnellfeuer. Hundertundzwei gezogene Kanonen und Mörser brüllten, ohne Atem zu holen, sandten Schuß auf Schuß, Donner-

schlag auf Donnerschlag, sodaß es wie ein Erd- und Luftbeben war, als seien auf der engen Spitze des Sundewitts zwanzig Gewitter aufeinander und Giganten in Kampf geraten. 11 500 Granaten hagelten auf die Schanzen nieder, 11 500 Donnerschläge krachten auf dem kleinen Raum in sechs Stunden. Nur wer's gehört hat, weiß, wie solche Kanonade an Nerven und Ohren geht. Ein englischer Oberst stand dabei und sagte: Er habe noch nie ein solches Schießen und Feuern gesehen und gehört, es sei nie zuvor in einem Kriege mit so weittragenden Geschützen so sicher geschossen worden.

Die Dänen antworteten, so gut sie konnten. Hätten sie, statt in die Ferne zu schweifen, in die nahe Parallele ihr Blei gesandt, so hätten sie unter den Sturmkolonnen ein schreckliches Blutbad angerichtet.

Viele Meilen weit wurde die Kanonade von Düppel, das furchtbare, hehre Finale des Kampfes um die deutsche Nordmark Schleswig gehört. In Angeln standen die Landleute auf dem Felde und beteten um Sieg. Schauerlich klang das Getöse und klirrten die Fenster im nahen Broacker. Der Pastor saß mit den Seinen im Studierzimmer und flehte zu Gott um Sieg für die Preußen, um Freiheit für sein Volk und tat Fürbitte für alle Streiter in den Laufgräben. Seine Tochter fügte im Herzen ein heißes Nachgebet hinzu, worin sie Gott bat, einen Artillerieleutnant in der Schanze 2 vor dem Heldentode zu behüten. Laß alle Kugeln an seinem tollkühnen Kopf und Körper vorbeigehen . . . wenn er aber nach deinem Rat getroffen werden soll, so laß ihn an Arm oder Bein glimpflich, aber auch hinlänglich blessiert werden, um ihn für die Dauer des Krieges

festzulegen! Das kluge Fräulein gab der Vorsehung einen kleinen Wink und dem Herrgott einen guten Rat.

Armin saß an jenem Morgen nicht im Kreise seiner Familie, sondern stand auf dem Spitzberge, wo er sich in der allerbesten Gesellschaft befand, denn auf dieser Höhe, die das ganze Panorama der Sundewittspitze, der Schanzen und Parallelen überschaute, hielt Prinz Friedrich Karl mit dem Stabe und der hohen Generalität. Es war nicht bloß eine Ehre, sondern auch ein ausgezeichneter Tribünenplatz, um den Sturm zu beobachten, ein Platz, der dem geschätzten deutschen Pastorsohn um seiner Dienste und Verdienste willen angeboten war. Als die hohen Militärs mit den roten Hosenstreifen leutselig mit ihm sprachen und der Kamm ihm ein wenig schwoll, bekam sein Selbstgefühl einen kleinen Stoß und Stich; denn ihn durchzuckte die schmerzliche Selbsterkenntnis: Was bin ich in dem Freiheitskampfe meines Landes anders als ein müßiger, altklug schwatzender Schlachtenbummler? Dort unten bei den Stürmern müßte mein Platz sein. Bei diesem Heldenepos zu meinen Füßen bin ich ein unnützer Zuschauer, ein elender Gaffer, der an allerhöchster, höchst ungefährdeter Stelle steht.

Die schmerzlich unmutige Stimmung verging bei dem grandiosen Bilde, das sein staunendes Auge umfaßte. Die Gewalt der höllischen Kanonade, der sprungbereiten Kriegsmassen, das alles ging in Schauern über seine Seele. Sein Geist wurde entrückt und sah prophetische Gesichte. Es war ihm, als sähe er das Schreiten der Weltgeschichte, aber auch das eherne Schreiten der Nemesis, es war ihm, als solle heute hier

oben auf dem geschoßdurchwühlten Boden Düppels ein Großes und Neues, Ersehntes und Geahntes Wirklichkeit und Wahrheit, als solle heute die neue deutsche Zeit geboren werden. Und sie ward geboren, ihre Morgenröte brach an, als die Sonne des 18. April über Düppel schien und das Hurra der preußischen Stürmer gen Himmel hallte.

Armin betrachtete ergriffen, immerzu das wunderbare Kriegsbild, das sich vor ihm breitete. Zu seinen Füßen die zahllosen Zickzacks der Parallelen und Approchen, darin die dunklen, gedrängten, geduckten Massen! Drüben im Halbkreise, die Landspitze umgürtend, die Vielecks der 10 Schanzen, davon die 7 im geraden Bogen, die 1, 4 und 7 etwas zurück lagen. Sein Blick schweifte vom silberfunkelnden Wenningbund, hart an dessen Gestade Schanze 1 stillauernd lag, bis zum flußgleichen Alsensund, wo die Schanze 10 den Festungsring schloß.

Als er nach seinem Glase griff, fühlte er einen Brief in seiner Brusttasche und entschuldigte sich vor sich selber: Ich kann unmöglich an diesem Vormittag der Entscheidung nach Dünth reiten. Daher blieb der Brief in seiner Tasche. Er war nämlich Barnekow begegnet, als dieser nach der Büffelkoppel marschierte, und der degradierte Offizier hatte ihn mit kurzen Worten gebeten, den Brief an Mettmari zu besorgen. Armin sah noch das unbewegliche, eiserne Gesicht des Soldaten, hatte flüchtig nach der Nummer auf dem Achselknopf gesehen und gesagt: Was, Sie sind bei einer andren Kompagnie? Keine Antwort gab der gemeine Soldat, der in Reih und Glied rasch weiter ging und, wie die Stürmer, die Feldmütze trug und nur mit dem Gewehr

bewaffnet war. Claudius erfuhr es später. Weil seine Kompagnie für den Sturm nicht ausersehen war, hatte Barnekow sich an seinen Hauptmann gewandt, und sein Wunsch, zu einer Sturmkompagnie versetzt zu werden, wurde gern erfüllt. Der unglückliche einstige Premierleutnant wollte durch einen Heldentod seine Schande tilgen. Er gehörte zu der zweiten Sturmkolonne, die Schanze 2 zu nehmen hatte. —

Armin blickt zu dem Himmel empor, der ganz blau und wolkenlos an dem 18. Apriltage ist. Welch ein wunderschöner, wonniger, sonniger Lenztag ist der unsterbliche Tag. Rechts und links im Hintergrunde blinkt das glänzende Wasser der Föhrde, des Sundes und dahinter der weite, blendende Brennspiegel der großen Ostsee. Über dem lieblichen Sundewitt gen Westen webt der Frühling seinen lichtgrünen Schleier. Ja, hoch oben über dem Spitzberge schwebt eine Lerche in der Luft, unbekümmert um das grausige Gewitter der Menschen, und schmettert ihr Lied. Aber da vorne gen Osten, zu seinen Füßen, ist das Fleckchen Erde, sonst das schönste der Nordmark, ein wild aufgewühlter, feuerspeiender Vulkan geworden und zur männermordenden Walstatt bestimmt. Der Pulverrauch der 102 Geschütze, der bei trübem Wetter alles verhüllte, steigt kerzengrade in die stille Luft, sodaß das Schlachtgelände und die Schanzen in der vollen Tageshelle frei und deutlich vor dem spähenden Auge des aufs höchste gespannten Zuschauers liegen. Er sieht durch das Glas, daß die Schanzen schwer gelitten, breite Stücke der Brustwehr, die glatten, gezirkelten Winkel verloren haben und stellenweise zu riesigen, unordentlich aufgewühlten Maulwurfshügeln

geworden sind. In der Schanze 2 brennt das gestern durchschossene Blockhaus in schwarzem Gequalm. Die arme Mannschaft da drüben ist erschöpft und hat den Mut verloren. Nur einige Trotzköpfe unter den Offizieren, besonders der tolle Anker, fluchen, wettern, reden und rasen, daß sie bleiben wollen, bis alles aus ist und sie sich mit ihrer Schanze und den eindringenden Preußenhunden in die Luft sprengen. Diese Berserker trinken allerdings viel Kornbranntwein, um sich und ihren Heroismus bei Kräften und Courage zu erhalten. Der dänische Höchstkommandierende jedoch, der grauhaarige, verständige General Gerlach, kennt zu genau den wüsten, wahren Zustand seiner Wälle, will klüglich rechtzeitig räumen, wie jener De Meza, sein Heer retten und meldet nach Kopenhagen, daß Düppel nicht mehr zu halten sei. Aber der Kriegsminister erteilt ihm den strikten, strengen Befehl, das letzte Dannewerk, das Dänemark hat, bis zum äußersten zu verteidigen. Gepriesen sei diese Dänentorheit, ohne welche die deutsche Geschichte eines ihrer schönsten Ruhmesblätter nicht erhalten hätte.

Der Feind hat in dem Morgengrauen des achtzehnten den Sturm erwartet und seine Regimenter herangeholt, schickt sie aber, als die Beschießung beginnt, nach Alsen und dem Brückenkopf zurück, so daß nur die gewöhnliche Besatzung in den Schanzen ist und meistens in den Munitionskammern unterkriecht. Ihre Posten sehen nicht die Massen, die auf 300 Meter nur in den Laufgräben auf Lauer liegen.

Die Preußen haben schon 5 Stunden in häßlicher Enge geharrt, ihre Offiziere sehen häufig nach der Uhr. Es ist neun — noch 60 lange Minuten müssen sie dem

Unheimlichen ins Medusenantlitz schauen —, punkt 10 Uhr soll der Strauß und Sturm, soll der Blutmontag von Düppel beginnen. Der Fähnrich Lilje steht bei der vierten Kolonne und blinzelt nervös ins Sonnenlicht. Er will jetzt um keinen Preis sterben, sondern leben und lieben. Sein Vater und seine Mutter und er selbst, sie würden gern die Hälfte ihres großen Vermögens hergeben, wenn er gesund und heil davon käme.

Der Gemeine Barnekow ist bei der zweiten, hält sein Gewehr mit beiden Fäusten zwischen den Knien, brütet verschlossen und spricht mit keinem ein Wort, und keiner mit ihm, denn die Soldaten haben eine Scheu vor dem gewesenen Offizier, der ihresgleichen geworden ist.

Plötzlich entblößen sich alle Häupter. Militärpfarrer schreiten im Ornat durch die Laufgräben und segnen mit ausgestreckten Händen die Düppel-Streiter. Wer es begehrt, dem reichen sie das Abendmahl, die letzte Speise, die man dem Sterbenden gibt. Keine Lippe bebt, kein Tropfen des gereichten Weins wird verschüttet. O, das ist ein erhebender Moment. Hunderte von diesen jungen, blanken Männeraugen werden nach einer Stunde brechen. Morituri te salutant. Die Morituri, die da sterben sollen vor Düppel, grüßen noch einmal den blauen Gotteshimmel und falten die Hände zum Stoßgebet.

Es ist 10 — 8 — 5 Minuten vor 10 Uhr.

Der Hauptmann jeder Kompagnie steht an der Ausfallstufe, hält die Taschenuhr in der Hand und verfolgt den Zeiger. Die Leutnants werfen einen letzten prüfenden Blick auf ihre Leute, der Feldwebel schärft noch einmal den lakonischen Armeebefehl ein: „Starkes

Kartätschenfeuer ist kein Grund, stutzig zu werden und stehen zu bleiben . . . verstanden!“

Alle Leiber straffen, alle Gesichtszüge strammen sich, alle Lippen werden schmal und alle Augen grell, als wenn ein Zorn sie packe.

Mit einem Male, wie auf ein Kommando, verstummen alle Geschütze. Das Getöse wird zur tiefen, unheimlichen Stille. Es ist 10 Uhr.

Die Obersten und Hauptleute heben den Degen. Vorwärts! Hurra!

Über die Ausfallstufen brechen die Tausende, die Todesmutigen hervor und stürzen unter brausendem Hurra gegen die Schanzen. Vier Musikkorps stehen in der zweiten Parallele und schmettern den Sturmmarsch, der die Tapferkeit zum furor teutonicus aufpeitscht.

Die dänischen Posten auf den Schanzen sehen entsetzt, daß die Erde ein Heer von Bajonetten ausspeit, und schreien nach hinten, damit die eben abgezogenen Bataillone im Laufschritt umkehren.

Auf dem Spitzberg starren, zittern die Gläser vor Aufregung in den alten Generalshänden. Selbst der älteste Feldmarschall hat eine so großartige und kühne Attacke noch nicht gesehen. Umsomehr mußte dem Zivilisten und Zuschauer der Atem stille stehen und das Herz in Stößen gehen in dieser grausig schönen Stunde. Es betet in ihm: Mein Gott, gib unsren Brüdern einen raschen Sieg!

Er sieht durchs Glas, wie die Schützenkompagnien den Zwischenraum durchrasen, hinfallen und feuern, wie die zweite Staffel ihnen folgt. Die braven Pioniere! Auch sie laufen, obgleich sie mit Sand- und Pulver-

säcken schwer beladen sind und einige kopfüber gehen und liegen bleiben, sie laufen mit ihrer Last und legen Bresche. Dann heulen die letzten, die eigentlichen Stürmer, mit blanken Bajonetten aus der Parallele hervor.

Der Däne ist erwacht. Sein Kartätschenfeuer rattert, knattert, wie Schlossen klatschen die Kugeln in die dichten Reihen. Was fällt, bleibt liegen bis später. Ach, das Sturmfeld ist mit lebenden Punkten, mit Gefallenen besäet.

Um Graben und Pallisaden ist ein schwarzes Gewimmel, hier und da krachen kurze Explosionen. Das sind die Pulversäcke, die Bresche reißen. O, wie wird es enden?

Da — da! Armin hat es zuerst gesehen und schreit es laut. Eine kleine schwarz-weiße Fahne flattert auf Schanze sechs. Die hohen Herren auf dem Spitzberge rufen Hurra und sehen nach der Uhr. Es sind genau viereinhalb Minuten verstrichen.

Bald wehen die Siegesfahnen auf Schanze 3, 5 und 1. Das ist in der ganzen Weltgeschichte ein beispielloser Sturm auf eine Festung.

Armin fühlt heilige Schauer und möchte in dem großen Augenblick vor Freude und Bewegung weinen.

Aber wo bleiben Schanze 2 und 4, die weiter zurück liegen und schwerer zu bewältigen sind? Was . . . was ist das? Ganze Truppenmassen wälzen sich aus den erstürmten Schanzen und rennen im Laufschritt, hastig wie Fliehende, nach der schützenden Parallele. Barmherziger! Ist der Sturm im Innern abgeschlagen? Sein Glas schwankt in der Hand — ist aber sehr gut

und sagt ihm: Das sind lauter Hannemänner ohne Waffen. Haha, haha! Die gefangenen Dänen werden aus der Schanze getrieben und rennen aus Leibeskräften aus dem Feuerbereich in die deckende Parallele und die preußische Lebensversicherung hinein.

Doch Schanze 2 hißt kein Siegeszeichen. Dort kämpft Barnekow und sucht den Heldentod. Auch Schanze 4 soll eine harte Nuß sein. Die Preußenzähne werden sie hoffentlich knacken. Unter ihren Stürmern ist der blutjunge Fähnrich, der mit ihm so männlich Champagner trank und ihm so kindlich sein Herz ausschüttete.

O, das patente Kerlchen ist ein ganzer Kerl und will sich heute seine Epauletten verdienen. Lilje ist trotz seiner kurzen Beine ein tüchtiger Läufer und darum einer der ersten am Fuß der Schanze. Er befiehlt, den Drahtzaun niederzuhauen, springt mit einem Satz über die spitzen Sturmpfähle und die Egge hinweg, purzelt in ein infames, zum Glück halb verschüttetes Loch, eine sogenannte Wolfsgrube, kommt schnell auf die Füße und reckt den Degen hoch, höher und kühner als der Premierleutnant. So steht der kleine Held unentwegt, ohne mit der Wimper zu zucken, mitten im Hagel der einschlagenden Kartätschen und kommandiert kalt, wenn seine Leute unwillkürlich einen getroffenen Kameraden aus dem Feuer tragen wollen: „Liegen lassen bis nachher, vorwärts!“

Die Schanze hat ihre volle Besatzung und einen tüchtigen Verteidiger, den Kapitän Lundby. Der kleine Führer steht mit dem erhobenen Degen, bis die Pioniere drei Pallisaden herausgebrochen und einen schmalen

Paß gemacht haben. Lilje und seine Leute hüpfen in den Graben, drängen durch das enge Tor, sie heulen und höhnen wie die Berserker: „Hannemann her—r—raus, her—r—raus!“

Mit vorgestreckten Bajonetten ersteigen sie die Brustwehr, werfen sie sich auf die Dänen, die nicht weichen. Ein gräßliches Handgemenge beginnt, ein Hauen, Stechen, Knirschen, Fluchen, Stöhnen, um Gnade Schreien. Die Menschen morden einander.

Lilje pariert die Stöße der langen Dänenbajonette und sieht, daß der Unteroffizier, der die schwarz-weiße Fahne in die Erde stoßen will, hintenüber fällt. Sofort ergreift er die Sturmfahne und treibt sie mit der Linken in den Sand. Seine Rechte macht eine flinke Parade und schlägt das spitze Eisen, das nur seinen Ärmelaufschlag zerfetzt, zur Seite. Aber ein Jüte hat das Gewehr umgekehrt, holt nach hinten aus, der Kolben wird zur Schlächterkeule und schmettert auf die spitze Pickelhaube nieder.

Der arme Lilje liegt, das Haupt in einer Blutlache gebettet, unter seiner Fahne, steif wie ein Toter, während seine Soldaten den Kapitän Lundby erstechen und den letzten Widerstand brechen. Dann heben sie die Fahne auf. Dreizehn Minuten nach zehn Uhr wehen die schwarz-weißen Farben — ja, sie sind durch des Fähnrichs Blut schwarz-weiß-rot geworden — von Schanze 4. Auch auf Schanze 2 steigt das Banner empor; das preußische Siegesgeschrei pflanzt sich über das Sturmfeld fort und hallt vom Feldherrnhügel zurück.

Armin jubelt noch lauter als die hohen und gesetzten Herren. Plötzlich denkt er an Barnekow in banger Ahnung. Wie ist es ihm ergangen? Der

degradierte Offizier steht bei der Sturmkolonne des 35. Regiments. Als er die Schanze im Kartätschenfeuer erreicht, liegen die Schützen am Grabenrande und feuern. Pioniere springen in den Graben, um Bresche zu legen. Unteroffizier Ladmann entzündet den Granatzünder des Pulversacks, Pionier Kitto wirft ihn mit Todesverachtung vom Glacis aus gegen den Fuß der Pallisaden. Bei der Explosion fallen zwei Pfähle um. Der Pionier Klinke wird schwer verbrannt und fällt durch eine Kugel. Die preußischen Winkelriede haben mit ihrem Leibe Bresche gelegt.

Wer wagt zuerst durch den schmalen Spalt, den Todesrachen, zu schreiten? Die Beherzten zaudern, denn die Ersten müssen fast immer sich opfern.

Da drängt ein Gemeiner und noch dazu ein Degradierter sich vor, zwängt sich durch die Bresche und sticht mit dem Bajonett um sich. Wild und wütend hat er gerast, geschlagen, gestochen, bis seine Kameraden ihm nahe folgen. In dieser Schanze wütet der blutigste Nahekampf, denn die Besatzung wehrt sich verzweifelt. Die dänischen Kanoniere verteidigen hartnäckig ihre Geschütze und lassen sich lieber totschlagen, als daß sie um Pardon bitten, ja sie klammern sich noch als Leichen an ihre Protzen, Rohre und Räder fest. Trotzdem erliegen sie, die letzten ergeben sich.

Wie durch ein Wunder ist Barnekow unversehrt geblieben. Sein Hauptmann schüttelt ihm die Hand: „Ich werde berichten, Sie müssen hierfür die Epauletten wieder bekommen."

Aber die Schanze, die durch das brennende Blockhaus unübersichtlich und in zwei Teile getrennt ist, war

noch nicht ganz genommen. Jetzt kommt der schlimmste Kampf. Der Leutnant Anker tritt auf den Plan und hat im hinteren Teil die Verteidiger ermannt, zusammengerafft. Sein tapfres Beispiel wirkt. Er kehrt die Fliehenden um, schreit sogar die Gefangenen zornig an: „Hierher! Ein Schuft, der nicht mit mir ficht und fällt!“

Der tolle Anker reißt die Soldaten mit sich, sogar die Gefangenen ergreifen die hingeworfenen Waffen. Es wird ein schauderhaftes Gemetzel. Anker hat seinen unleugbaren Löwenmut mit Kornbranntwein begossen, haut um sich und wehrt sich mit der Wildheit eines altnordischen Recken. Doch er findet ebenbürtige Gegner. Seine Seeländer fallen neben ihm — er steht hinter dem Leichenwall, rast weiter und will keinen Pardon.

Barnekow pariert die Hiebe des Wüterichs, ist ein guter Fechter, schlägt mit seinem Bajonett durch eine plötzliche Parade dem Gegner den Degen aus der Hand und ruft hastig, human: „Ergeben Sie sich, Herr Leutnant!“

„Nein, zum Satan, nie, nie, du Hund!“ ist die brutale Antwort.

Doch Anker ist auf drei Seiten von blanken Spitzen umringt, macht in seinem Furor einen Riesensprung und rennt nach hinten. Um zu fliehen? Nein, der Tolle will offenbar in die Pulverkammer hinunter, um sich und die Schanze samt Freund und Feind in die Luft zu sprengen. Die scheusälige, höllische Heldentat wird in letzter Sekunde durch den Leutnant Schneider verhindert, der die Absicht des wildblickenden Dänen durchschaut und schnell vorspringend seinen Degen auf Ankers Brust setzt. „Einen Schritt weiter, und ich durchstoße Sie!“

Der Artillerieleutnant, dem die Augen rollen und der Schaum vor den Lippen steht, knirscht, brüllt wie ein gefesselter Stier, als preußische Füsiliere ihn abführen.

Barnekow hat einen jähen, schreckhaften Gedanken, befiehlt den Gefangenen, ihm die Munitionskammer zu zeigen, und stürzt die Stufen hinunter. Als er das bombensichre Gewölbe betritt, wird er leichenblaß, seine Beine zittern. Drei volle Pulverfässer sind abgedeckt, und auf dem Tische liegt eine brennende Zündschnur. Barmherziger Gott! Alles ist bereit, um den heimtückischen Massenmord zu begehen. Er reißt vorsichtig die Schnur vom Tische weg, eilt nach oben und zertritt sie im Sande.

Der Hauptmann lobt ihn vor allen Leuten: „Das war brav und eine Tat, die im Rapport gemeldet werden soll."

Barnekow schöpft neue, schöne Hoffnung und lächelt glücklich. Sein Ehrenschild ist blank geworden. Er sieht nicht die zuckenden Leiber, die gekrallten Hände, die verzerrten Leichengesichter, denn er schaut ein neues, nicht erhofftes Glück. Ahnungslos und unachtsam schreitet er an den Greueln vorbei zu neuer Blutarbeit. Der zweite, schwächere Ring der Düppelfestung, die Lünetten A, B, C, sollen genommen werden. Der Sieger bemerkt nicht, daß im Leichenhaufen neben dem umgeworfenen Geschütz ein geschwärztes Gesicht mit weiß bleckenden Zähnen schmerzstöhnend sich erhebt, daß eine Hand sich bewegt und den Abzug berührt.

Ein Schuß knallt. Eine Rauchwolke kräuselt sich.

Barnekow fällt, wie vom Schlage gerührt, vornüber, zuckt einmal und bleibt liegen. Aus seinem Rücken spritzt das Blut.

Seine Kameraden kehren zornig um, sechs, sieben Bajonette durchstoßen den tückischen Meuchler, der im Wahnsinn lacht, höhnisch lacht und in seinen Sünden stirbt. Er wollte sterben! Der Elende, dem der Bauch gräßlich aufgerissen ist, der nicht leben kann und Unerträgliches leidet, wollte Erlösung und hat sie in dieser Weise gefunden. Seine Freunde durften ihm nicht den Gnadenstoß geben. Ist er ein Menschenscheusal, weil er einen seiner Feinde, denen er seine Marter verdankt, mitnahm auf die Todesfahrt?

Wer lenkte die Kugel, die der todwunde Däne abschoß? Wer wirft die Todeslose in der Schlacht?

Die freiwilligen Krankenträger, Brüder des Rauhen Hauses, halten Barnekow für tot und wollen weiter gehen, um unter Lebensgefahr der Liebe zu dienen. Da hören sie einen röchelnden Ton. Sie sehen, daß noch Odem in ihm ist, und tragen ihn auf der Bahre fort. Die Samariter haben den Bewußtlosen in der zweiten Parallele auf Stroh hingelegt. Drüben rufen sie Viktoria, und die Musikchöre schmettern: Ich bin ein Preuße. Hier im Graben ist das Grausen, hier liegen Hunderte von erbarmenswerten Jammergestalten, die vor einer Stunde in kraftvoller Jugend blühten, Sterbende, Stöhnende, stille Helden, die den Schmerz verbeißen. In langen Reihen in tiefer Ohnmacht Schlafende und Schläfer, die nicht mehr erwachen.

Ein aufgeregter Arzt, der von Blut besudelt ist, eilt mit aufgekrempelten Ärmeln hin und her. Schnell verstopft er die Rückenwunde mit Charpie und schüttelt das Haupt: „Das Rückenmark scheint verletzt, der arme

Kerl macht es doch nicht mehr lange, es bezahlt sich nicht, ihn zu transportieren."

Barnekow bleibt liegen, Stunde um Stunde, die hochstehende Sonne scheint ihm ins aschgraue Gesicht und weckt den Besinnungslosen nicht. — — —

Der Zuschauer und Schlachtenbummler auf dem Spitzberge hatte das gewaltigste Schauspiel seines Lebens und einen unsterblichen Sturm auf eine Festung gesehen. Sein Mund war stumm vor Ergriffenheit, sein Herz war voll Lachens und lobte den Herrn. Er wurde mitten in seinem Dankgottesdienst unliebsam gestört, sah auf der Föhrde dicken Qualm aufsteigen, guckte gespannt durchs Glas und bekam einen gelinden Schreck. Der Rolf Krake dampfte, allerdings mit viel Vorsicht, in den Wenningbund hinein, um den erliegenden Dänen zu helfen. Der Nimbus dieses damals hochmodernen, gepanzerten Monitors, der zwar nicht untertauchen konnte, wie die Fabel erzählte, wohl aber seinen Bord herunterklappen, seine Schußfläche vermindern und mit seinen drehbaren Geschütztürmen viel Unheil anrichten konnte, war noch nicht ganz zerstört. Das Schiff beschoß die Schanzen, die in den Händen der Preußen waren, wagte sich aber nicht weit genug ans Ufer heran. Der Leviathan hat wenig ausgerichtet. Die Gammelmarker Batterien bewarfen ihn so energisch mit Bomben, daß er den dritten Teil seiner Mannschaft verlor, trotz des Panzers schwer getroffen wurde und schließlich, als seine Schraube in ein Garn hineingeriet, Angst bekam und eilig von dannen dampfte. Armin frohlockte, denn die dreiste Seemacht des kleinen Dänemark, die des deutschen Riesen Hilflosigkeit auf dem

Wasser verhöhnte, war ihm ein Schmerz und Stachel gewesen.

Sein Lachen über des Leviathans Empfang und Abfuhr wurde zum aufmerksamen Ernst. Die preußische Reserve, die Brigade Canstein, kam im Schnellschritt heran und verschwand hinter den Schanzen. Der Prinz gab hastige Befehle. Die Adjutanten jagten in Karriere den Berg hinunter. Es wurde geraunt, daß der dänische General Du Plat, um den Rückzug zu decken und Raum zu gewinnen, einen verzweifelten Vorstoß gemacht und die erschöpften Stürmer zurückgedrängt habe.

Nach den Schanzen, wo nichts zu sehen ist, starren alle Augen. Stumme, bange Minuten vergehen. Der Prinz hat den harten Blick. Keiner wagt zu sprechen.

Endlich sprengt ein Offizier mit Schärpe die Höhe hinauf — sein Gesicht leuchtet, lächelt. Der Siegesbote meldet stolz dem Kommandierenden: Die Cansteiner haben den Feind in wilde Flucht geschlagen. Der General Du Plat und seine beiden Stabsoffiziere liegen in ihrem Blut, haben durch ihren Tod Versäumtes gesühnt und durch ihre Tapferkeit die Gefangennahme einer dänischen Brigade verhütet.

Es ist zwölf Uhr. Die letzten Schanzen 8 bis 10 haben die Mansteiner gestürmt. Die Dänen halten nur noch den starken Brückenkopf.

In solchen Stunden rennt die Zeit. Auf eins, auf zwei rückt der Zeiger. Hurra, Hurra! klingt es vom Alsensund her. Auch der Brückenkopf ist genommen.

Die Pontonbrücken haben die Dänen im letzten Augenblick abgebrochen.

Am Alsensund endet die Verfolgung.

Das Festland der deutschen Nordmark ist frei vom Tyrannen. Ein preußisches Musikchor schmettert das alte, einzige Lied des Landes: Schleswig-Holstein meerumschlungen.

Armin, der treue Sohn der Nordmark, kann nicht aufjubeln vor Lust, sondern geht still abseits und weint eine Träne des Danks, der Freude, des überströmenden Glücks, das keine Worte hat.

Es sind an dem Abend des 18. April 1864 Abertausende, Unzählige von solchen tröstlichen Freudenzähren in ganz Schleswig-Holstein, in Städten und Dörfern, geweint worden. Unsre Väter und Großväter hatten 13 Jahre lang die knirschenden Zähne zusammengebissen und von dem brutalen Zwingherrn zu viel Erniedrigung erduldet, so viel Schmach und Schande, wie das übrige Deutschland von dem verruchten Korsen erlitten hatte. Darum war der Düppeltag der Ostertag der cimbrischen Lande, die Freudenfeuer flammten von der Königsau bis zur Elbe, das Schleswig-Holstein-Lied brauste von Meer zu Meer.

Der Telegraph tickte lebhaft an dem achtzehnten und kündete der Welt eine neue Mär, die hohe Mär von einer neuen preußischen Waffentat, die der Armee des großen Friedrich würdig war und frischen Lorbeer um ihre sturmzerfetzten Fahnen wand.

Die Siegesboten von Düppel flogen durch Deutschland. Da sprang der deutsche Michel, der starke Recke, mit einem Potztausend auf die Füße und fühlte erstaunt, daß seine Muskeln von Eisen und seine Fäuste voll Kraft seien, und daß er nur seine Riesenstärke gebrauchen

und mit seinen Tatzen um sich schlagen müsse, um seinen Platz und seine Ehre in Europa zu behaupten. Damals und durch Düppel erwachte der Deutsche und das deutsche Selbstbewußtsein nach langem Schlaf.

Berlin feierte den Sieg. Der alte, edle König Wilhelm schickte sich an, in höchsteigner Person seine Helden im Sundewitt zu besuchen. Der Herr von Bismarck-Schönhausen lachte grimmig und fing an zu rechnen: Wie viel Preußenblut ist bei Düppel geflossen? Und was haben wir mit unsrem Blut gewonnen und erworben? — — —

Claudius hatte als Hilfsarbeiter im Hauptquartier ein königliches Dienstpferd — ein militärfrommes Tier — bekommen, stieg in den Sattel und ritt, was er reiten konnte, um seinen Eltern die Freudenkunde zu bringen.

Drei Frauen, seine Schwester — schwarz standen ihr die Augen in dem weißen Gesicht —, seine Mutter und eine, die er am wenigsten erwartet hatte, Mettmari Madsen, die in starrer Haltung unter den Steinstufen stehen blieb, diese drei Frauen liefen in den Hof, als er aus dem Sattel sprang und laut meldete: „Sieg, Sieg, Düppel ist unser . . . aber tausend Tote liegen in und bei den Schanzen.“

Judith weinte natürlich. Frau Claudius faltete die Hände. „Gott sei Dank! Ich habe von heute an eine grenzenlose Hochachtung vor den Preußen, die ich einmal haßte . . . ich könnte wahrlich eine Preußin werden.“

Hans Peder Madsens Tochter bewegte keine Miene, als wenn die Niederlage Dänemarks sie kaum berühre. Eine andre, einzige Angst und Not beherrschte ihre Seele.

Armin griff in seine Tasche und überreichte ihr mit einer Entschuldigung Barnekows Brief. Sie erbrach und las ihn. Ihre Haltung blieb straff, aber ihr Auge irrte verzweifelt gen Himmel, ihre Stimme wurde ganz tonlos und ihr Gesicht gleichwie erfroren, als sie flüsterte: „Es ist sein Lebewohl . . . er wollte aus dieser Wirrsal flüchten und die Ruhe finden . . . Barnekow ist tot . . . tot.“ Ihre Stimme schlug über, aber ihre Augen waren trocken, ohne eine Träne, ihr Antlitz hatte eine unheimliche Ruhe, als wenn etwas in ihr erstarrt, erstorben sei.

Hier gab es keinen Trost. Armin faßte zart ihren Arm und führte sie ins Zimmer zum Lehnstuhl am Fenster, wo sie saß, ohne ein Glied, eine Miene zu bewegen.

Die Sieger von Düppel kehrten nach dem ungeheuren Kampfe heim in ihre Quartiere. Seltsam! Sie jubelten und sangen nicht. Nein, die Helden, die in dem Gemetzel gewesen und dem Tode entronnen waren, die allermeisten waren sehr ernst und still und auch sehr müde von dem harten Ringen. Einige waren noch ganz erschüttert von dem Graus dieses Blutmontags. Andre waren noch benommen vom Gedröhn und ganz konfus im Kopfe, und etliche schienen ganz aus dem Häuschen geraten.

Der edle Pole Muschekatz war wild, ja verrückt vor Freude, tanzte im Pastorhofe einen Krakowiak, lief in die Pfarrküche, sprang drei Fuß hoch, lachte und schrie immerzu: „Moszikatzki is sich nicht totgeschiussen, nicht totgeschiussen.“

„Nicht totgeschossen, wie ich sehe,“ lachte die Pastorin.

„Is sich nicht totgeschaassen, hurra, hat sich keine Kugel gekriegt in Leib seiniges . . . hat Herr Hauptmann mich genannt ein tapfres Luder, hurra . . . Gefreiter Moszikatzki wird sich könickliches Unteroffizier werden . . . haben sich Panje Pastor nich eine Schnaaps, eine ganse große Schnaaps für armes, Unteroffizierdienst tuendes Gefreiter Moszikatzki?“

Der Brave hat einen mächtigen Schnaps und ein überreichliches Siegesmahl bekommen und ist heute einmal ganz und gründlich satt geworden, so daß er zuletzt, als Marie Scherzes halber ihn nötigte, seinen Pans streichelte und beteuerte: „Moszikatzki kann sich nicht mehr, bei Muttergottes von Iwanowrazlaw, kann sich nicht mehr essen.“

Während Armin mit dem Vater sprach, war Mettmari plötzlich aufgestanden, in den Hof hinausgegangen und an Soldaten des 35. Regiments herangetreten. Sie fragte hier und da nach dem Soldaten Barnekow, der als früherer Offizier eine auffallende und bekannte Persönlichkeit war.

Noch kreideweißer im Gesicht, mit großen, entsetzten Augen kehrte sie ins Zimmer zurück, rief sie erregt: „Barnekow ist in Schanze 2 gefallen, ist auf den Tod verwundet nach dem Laufgraben gebracht worden . . . dort stirbt er . . . ich, ich muß ihn suchen . . . ich muß ihn noch einmal sehen, ehe er verscheidet. Viggo! Willst du mir helfen, so werde ich dir mein Leben lang dankbar sein.“

Armin war hochherzig und hilfbereit, energisch und umsichtig. „Wo Leben, ist Hoffnung . . . ein Schwerverwundeter kann geheilt werden. Wir wollen alles

vorbereiten, um ihn ins Lazarett, nein, ins Pastorat zu schaffen . . . hier können wir ihn sorgfältig pflegen. Meine arme Freundin!“

Er nahm den wackren Polen und noch einen Musketier, die gern ein paar Taler verdienen wollten, und unterwegs eine Bahre mit. Er hatte nicht nötig, das seelenstarke Mädchen zu stützen. Sie war in Eile immer voran, immer aufrecht, denn die Sonne dieses Lenztages war schon am Sinken.

Armin kannte das Terrain und führte querfeldein über den von Bombenstücken zerwühlten Erdboden. Dann kamen Blutlachen und einzelne Leichen.

Mettmari schritt tapfer weiter und schauderte nicht.

Als sie aber im Laufgraben in die verzerrten Gesichter schaute und suchend an den endlosen Reihen von Wimmernden, Sterbenden, Toten entlang ging, lief das Grausen über ihre Seele. Doch ihr Fuß stockte und schwankte nicht. Auch Armins Herz krampfte sich in Weh.

Selbst der Pole wurde gerührt und sagte: „Armes Kamerad! Willst du eine Schnaaps, eine kleines, haben?“ Und er tränkte einige aus seiner Feldflasche.

Die Offiziere waren bereits nach dem Johanniterhospital in Nübel transportiert worden. Sollte man auch den Herrn von Barnekow fortgeschafft haben?

Die Tochter des geflohenen Dänenspions suchte den todwunden Preußen wohl eine Stunde lang, ihr Begleiter gab schon die Hoffnung auf.

Da sank sie mit einem Aufschrei neben einer Leidensgestalt nieder. War noch Blut in dem blutlosen Totengesicht? War noch Odem in dem reglosen Körper? Armin glaubte es nicht und zerdrückte eine Träne.

Aber Mettmari rief den Geliebten ins Leben zurück: „Udo, Udo!“

Der todwunde Mann schlug die Augen auf, die Stimme weckte ihn aus stundenlanger Ohnmacht. Barnekow lebte.

Sehr behutsam legten sie ihn, der gleich wieder das Bewußtsein verlor, auf die Bahre. Langsam bewegte sich der Zug, um ihm keinen Schmerz zu bereiten. Wird er den Transport überstehen? Der überlastete und überhastete Arzt hatte nicht geglaubt, daß der Blessierte den Abend erleben werde.

Die Träger waren überzeugt, daß sie einen Leichnam trugen. Doch Barnekow schlug noch einmal die Wimpern mühsam auf, ohne die Lippen bewegen zu können.

Man trug ihn in die Giebelstube des Pastorats, wo es am stillsten war.

Der Oberstabsarzt untersuchte und verband die böse Rückenwunde sehr sorgsam und sehr schweigsam. Das Schweigen war ein schlimmes Zeichen. Auf dem Flure sagte er zu Armin: „Wenn nur das Rückenmark nicht verletzt wäre, könnte er vielleicht genesen.“ Die Hoffnung war gering.

Die Pastorin weinte um diesen Offizier.

Mettmari war die Einzige, die glaubte und hoffte, wo scheinbar nichts zu hoffen war. Sie kam alle Tage nach Broacker, blieb stundenlang und saß ganze Nächte am Krankenlager, die Hände gefaltet, auf die Atemzüge horchend, mit dem Herrgott redend und ringend. Judith löste sie ab.

Barnekow hatte eine eiserne Konstitution, eine unverwüstete Lebenskraft, hatte einen ungeheuren Willen

zum Leben und kämpfte im heftigen Wundfieber förmlich gegen den Tod an. Von der Krankheit war er Haut und Knochen und wie eine Mumie geworden.

Aber eine Morgenstunde kam, wo er mit erschreckend hohlen, tiefliegenden, jedoch auch klaren, verwunderten Augen erwachte, wo er seine treue Pflegerin erkannte und ein paar innige Worte flüsterte. Mit heißen Lippen küßte sie seine Stirn, unter Freudentränen streichelte sie seine Hand. „Gott hat mein Gebet erhört ... nun wirst du genesen, mein Geliebter."

Ach, wird ihre feste Hoffnung sich erfüllen? —

Judith erfuhr schon am Abend des achtzehnten von den heimkehrenden Preußen, daß ein dänischer Artillerieleutnant in Schanze 2, ein gewisser Anker, wie ein leibhaftiger Teufel gewütet habe, zuletzt sogar die Pulverkammer habe sprengen wollen, was eine grausig geschwinde Himmelfahrt gewesen wäre, denn vier-, fünfhundert Soldaten seien in und bei der Schanze gewesen. Im übrigen äußerten die Offiziere ihre Hochachtung vor dem rabiaten Hannemann, der ein tapfrer Haudegen sei. Die Pastortochter frohlockte und fing an dem Aprilabend seit langer Zeit wieder an zu trällern, ihr Lieblingslied: Mit deinen schönen Augen hast du mich gequälet so sehr ...

Die Mutter schaute scharf über die Brille weg. „Was ist in dich gefahren?"

„Bist du nicht überglücklich heute?" fragte die Tochter, die nichts mehr fürchtete, nicht einmal diesen stechenden Blick. „Bist du nicht glücklich?"

„Ich singe aber nicht so einfältige Lieder."

„Ich kann auch andre anstimmen,“ sagte Judith und sang: Lobe den Herrn.

Als sie nachher am Spinett das ergreifende Lied „Ich bete an die Macht der Liebe“ mit heller Stimme sang, standen die Offiziere des Hauses, sieben an der Zahl, die an dem Blutmontag den Tod gesehen hatten, entblößten Hauptes auf dem Flur, in der offnen Tür und lauschten andächtig.

Das war wie ein Tedeum. Drüben auf dem Sturm- und Leichenfeld von Düppel ertönte das alte, unvergängliche „Nun danket alle Gott“, während ringsum die Wachtfeuer loderten.

Spätabends holte Judith die verwelkte Rose hervor, das Heiligtum ihres Herzens, das sie in platonischer Liebe und Treue, die keiner verlachen soll, bewahrte. Heute benetzte sie die Rose mit Freudentränen. Nun war ihre arme Seele ruhig geworden, denn jetzt war Anker in Gefangenschaft und, will's Gott, bis zum Frieden so gut und sicher verwahrt, daß er keine Tapferkeiten und Tollheiten mehr machen konnte. Gleich nach dem Frieden kam er ja, mußte er ja kommen . . .

Schon am nächsten Morgen jedoch weinte sie bitterlich, als sie hörte, daß der arme Lilje schwer verwundet sei. Die lange Verlustliste — über zwölfhundert Preußen waren tot oder verwundet —, insonderheit, daß sein Name darauf stand, betrübte sie sehr, aber es traf nicht ins Herz, und sie tröstete sich, daß der kleine, liebe Kerl bald wieder auf den Beinen sein und mit den neuen Epauletten in seiner ganzen Helden- und Leutnantsgröße im Pastorat sich präsentieren werde.

Darum wurde sie ganz fassungslos, als am frühen Morgen des 21. April ein unbekannter Offizier in den Hof sprengte und ins Haus eilte. Ob er die Ehre habe, mit Fräulein Claudius zu sprechen? Er habe nämlich eine große Bitte, die letzte Bitte eines vom Tode Gezeichneten. Der arme Fähnrich, nein, Leutnant Lilje, mit dem es zu Ende gehe, habe den letzten Wunsch geäußert, noch einmal Fräulein Claudius zu sehen . . . ob sie den Wunsch eines Sterbenden erfüllen wolle?

Das war selbstverständlich. Am ganzen Leibe vor Aufregung zitternd, nahm sie Mantel und Hut — die Handschuhe wurden vergessen. Es war eine lange, traurige Fahrt nach dem Johanniterhospital in Nübel.

Eine Krankenschwester führte sie ans Bett. Blessierte Offiziere, hohle Augen aus bleichen Gesichtern schauten verwundert nach dem jungen Mädchen. Ach, sie konnte nur weinen, laut weinen und alles nur wie durch einen Tränenflor sehen. Keine Viertelstunde zu früh war sie gekommen.

In den Kissen lag das blutjunge, leichenfahle Gesicht, auf der Bettdecke lagen die neuen, glänzenden Epauletten, gleichwie das Spielzeug eines schwerkranken Kindes. Lilje lächelte sehr matt, als er sie erkannte und Judith seine Hand ergriff und schluchzend küßte. Aber er konnte kein verständliches Wort mehr hervorbringen, es war ein leises, erschütterndes Lallen. Auch das Lächeln verzerrte sich und wurde zum Greinen des Kindes, zum hippokratischen Gesicht. Der Todeskampf währte nur kurz in dem geschwächten, blutleeren Körper.

Judith bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, um das Ende nicht zu sehen, erhob sich und küßte den Toten auf die Wange, als wäre sie seine Braut gewesen.

Dieser Fähnrich war für sie, für ihre Heimat als ein Held gefallen.

Als sie tiefgebeugt das Hospital verließ, schmetterte draußen der Parademarsch. König Wilhelm, der rüstige Greis, war gekommen, seine Krieger zu begrüßen. Die Streiter und Sieger von Düppel paradierten in ihrem Sturmanzuge, nur mit der Feldmütze bedeckt, vor ihrem Kriegsherrn, der sie wahrlich mit Stolz betrachten konnte. Dann ging der milde, mannfreundliche Fürst wie ein rechter Vater seiner Offiziere und Soldaten durch die Lazarette, tröstete die Leidenden, drückte vielen die Hand und legte freigebig Orden und Ehrenzeichen, Kreuze und Sterne, die im Frieden oft eitler Schein und Flitter, aber im Felde des Tapfren Lohn und Lorbeer sind, in die kraftlosen Hände.

Der Majestät war auch das tragische Geschick des Premierleutnants von Barnekow, das allgemeine Teilnahme erregte, berichtet worden. Der General hatte für den Degradierten, der einem alten Offiziersgeschlecht entstammte und seine kleine, menschlich schöne Schuld so mannhaft bekannt und so tapfer mit seinem Blute gesühnt hatte, eine Fürbitte getan und des Königs Gnade angerufen, sogar der Hohenzollernprinz sprach warme Worte. Das Herz des unvergeßlichen Königs wurde gerührt. Er winkte. Ein Adjutant Sr. Majestät jagte nach Broacker, stieg im Pfarrhofe ab, stand in der Giebelstube vor dem schwerverwundeten Musketier,

salutierte vor dem gemeinen Mann und überreichte ihm auf allerhöchsten Befehl seinen Degen, seine Epauletten und als besondere Auszeichnung den Roten Adlerorden mit Eichenlaub und Schwertern.

Barnekow konnte vor Schwäche die Hand nicht heben, vor Ergriffenheit kein Wort stammeln, aber seine Augen leuchteten glückselig. Nun war die Schmach getilgt und sein Schild blank geworden.

Mette Marie erhob sich und sagte: „Danken Sie dem gnädigen und gütigen König! Ich werde ihm dafür bis zu meinem Tode dankbar, treu und untertänig sein.“

Ohne ihre dänischen Jugenderinnerungen zu verleugnen, hat sie, die Tochter des Dänenspions, von den Preußen nur Gutes gesagt und in die neuen Verhältnisse sich geschickt, aber den alten Preußenkönig hat sie hoch verehrt und den Leutnant Sr. Majestät hat sie heiß geliebt, über alle Maßen, mehr als man für möglich halten sollte.

Was sie in diesen Wochen geleistet hat, das geht über die Kraft eines Mannes, wie vielmehr einer Frau. Obgleich sie die Oberaufsicht über den großen Bauernhof allein führte, fand sie Zeit und Kraft, in Broacker ganze Nächte Krankenwache zu halten.

Sehr langsam trat eine Besserung ein, der Leidende nahm feste Nahrung zu sich, war völlig klaren Geistes und konnte sich im Flüsterton mit ihr unterhalten. Gewiß erklärte der Oberstabsarzt, daß keine Lebensgefahr mehr bestehe und die böse Wunde schließlich heilen werde, er nickte aber auch mit nachdenklicher Miene, daß man sehr viel Geduld haben müsse.

Barnekow war ein unendlich geduldiger Patient voll stiller Ergebung. Nur wenn sie kommen sollte, wurde sein Blick unruhig und streifte alle zwei Minuten die Uhr auf dem Nachttische. Auch die Müllertochter hatte die große Ausdauer jener Liebe, die alles glaubt, hofft und duldet, sie harrte und hoffte von Woche zu Woche auf völlige Genesung. Sobald sie aber von ihrem Udo fortging und mit der Sorge allein war, ging ein Schatten über ihr Gesicht und ein Fragen und Zagen über ihre Seele. — — —

Die siegreichen Truppen ruhten, die Dänen arbeiteten fleißig, um Alsen zu verteidigen, selten fiel ein Schuß an dem stillen Alsensund. Der wonnesame Mai machte dieses Sundewitt zu einem prächtigen Park mit schmucken Buchenhainen, grünen Weiden und blauen Gewässern. Die Dörfer vor den Schanzen lagen in Schutt. Die Ruinen eines Bauernhofes in Düppel umkreiste ein Storchenpaar mit erstauntem Blick, und nach langer, klappernder Beratung fingen der Storch und die Frau Störchin an, auf den Ruinen ihr Nest zu bauen. Sollte Friede werden in dem blutgedüngten Lande?

Am 12. Mai wurde ein Waffenstillstand geschlossen, und die Feindseligkeiten wurden eingestellt. Schon längst hatten die englischen Diplomaten sich die Finger und Federn zu schanden geschrieben, um zu verpfuschen, was das deutsche Schwert vollbrachte. Aber — der Herr sei dafür gepriesen! — durch der Dänen hartnäckige, konsequente Borniertheit war es zu keiner Konferenz gekommen. Schleunig stürmten die Preußen Düppel. Das duckte die Eiderdänen doch ein wenig, sodaß sie sich nach London um Vermittelung wandten. Die englischen

Makler ergriffen freudig die Gelegenheit, um die Mächte, die einst das Londoner Protokoll unterzeichnet hatten, zu dieser Londoner Konferenz einzuladen. Der Name London hatte einen schlechten Klang in Schleswig-Holstein. Aber die Makler an der Themse fanden diesmal einen Mann, der ihren Ränken gewachsen war, jenen Herrn von Bismarck-Schönhausen.

Armin fluchte in den Tagen wie ein Däne. „Sie werden den Zankapfel Schleswig zerteilen und in zwei Stücke zerreißen und die eine Hälfte, unser Nordschleswig, dem Räuber überlassen. Man wird den erbärmlichen Ausweg des elenden Kompromisses wählen.“

Seine Mutter wurde blaß. Die Deutschen in Nordschleswig hatten damals schlaflose Nächte. In diesen bangen Nächten des Waffenstillstandes betete die Pastorin inbrünstig ihr altes Gebet: „Allmächtiger Gott, schlage die Dänen mit Blindheit und bestärke sie in ihrem Starrsinn und Blödsinn und ihrem verbohrten Trotz! Verblende und verstocke die Eiderdänen, daß sie wie die Kinder und Narren werden, von ihrem Wahn und Eigensinn nicht weichen und die gesunde Vernunft mit Füßen treten!“

Der Herr hat ihr Gebet erhört, hat die Stockdänen stockblind und stocktaub gemacht für die Stimme der Vernunft, hat das dünkelhafte Volk mit einer in der Weltgeschichte beispiellosen Dummheit geschlagen.

Welches lächerliche Schauspiel sah Europa auf dieser Konferenz! Die Welt schien auf den Kopf gestellt, denn das geschlagene Dänemark wollte Vorschriften machen und dem deutschen Sieger die Friedensbedingungen stellen!

Der unverschämte Knirps unter den Völkern Europas verlangte die Zurückgabe des verlornen Schleswig, wofür es großmütig die südlich vom Dannewerk gelegenen Teile abtreten wollte. Die Großmächte warfen nicht nach Gebühr den kleinen Dänen = Dreistling zur Konferenztür hinaus, o nein, die Unterhändler in London griffen mit Gier die geniale Teilungsidee auf. Aber das Gute und Gottvolle an dieser Diplomaten-Burleske war, daß die Diplomaten sich in die Haare gerieten, wochenlang um die Teilungs- und Grenzlinie haderten, zankten und schrien, daß jeder seine Weisheit und seine beste Grenze hatte und schließlich ebenso viele Grenzlinien wie Konferenzherren da waren.

Der Herr von Bismarck in Berlin schüttelte sich an seinem Schreibtisch vor Lachen, sodaß ihm die drei Haare auf seinem Kopfe wackelten, und wartete ruhig das Ende der Londoner Diplomaten-Posse ab, um noch einmal mit der Preußenfaust dreinzuschlagen und den Frieden zu diktieren.



Elfter Abschnitt.

Armin Claudius hatte während des Krieges nicht nur mit den schleswig-holsteinischen Patrioten fleißig korrespondiert, sondern auch an seinen Herzog in Kiel mehrfache Briefe gerichtet, worin er ihm alles Wissenswerte aus dem Hauptquartier mitteilte und stets zum Schluß die Bitte aussprach: Wofern sein Landesherr seiner bedürfe, werde er unverzüglich kommen und alles andre liegen lassen, denn die Sache seines Herrn gehe allen andren Dingen und dem Preußendienste vor. Friedrich VIII. hatte immer sehr herzlich geantwortet, hatte vor seinem treuen Anhänger sein Herz ausgeschüttet und seinen Pessimismus nicht verschwiegen: „Zur Zeit kann keiner etwas für mich und mein Erbrecht tun, ich habe das bittre Gefühl, daß in Berlin eine hemmende Macht ist, die meine Ansprüche hinhalten, verschleppen will, ich habe aber auch die Zuversicht, ein reines Gewissen, ein sonnenklares Recht und die ganze Liebe meines Volkes zu besitzen. Mein lieber Getreuer, ich werde Sie rufen, sobald ich Ihres Rats und Ihrer Tat bedarf."

Anfang Mai kam plötzlich der Ruf des Herzogs, nach Kiel zu kommen. Es war ein Brief voll freudiger Erregung, aber auch voll leiser Furcht. Friedrich war

in jenen Mittsommertagen seinem Ziele am nächsten und hatte berechtigte Hoffnung, bei dem König Wilhelm eine offizielle Audienz zu erlangen, Bismarcks Zustimmung zu bekommen und von dem mächtigen Preußen auf den Thron von Schleswig-Holstein gesetzt zu werden. Und trotzdem konnte er selbst in diesen Glückstagen ein instinktives Mißtrauen, daß man vielleicht kein ehrliches Spiel mit ihm treibe, nicht ganz überwinden. Das war nur zu berechtigt gewesen.

Bismarck hatte nämlich in London des Augustenburgers Ansprüche, über die man kaltlächelnd hinweggehen wollte, energisch gegen Dänemark ausgespielt. Es war wohl nur, wie die späteren Tatsachen bewiesen, ein Spiel, ein diplomatischer Schachzug gewesen. Dadurch aber war Bismarck, um sich nicht selbst zu widersprechen, genötigt, auch in Deutschland des Augustenburgers Ansprüche vorläufig anzuerkennen. Friedrichs Stern stieg am höchsten nach Düppels Fall.

Der Kommissar und Kandidat reiste während des Waffenstillstandes Hals über Kopf nach Holstein ab, obgleich man ihn in Gravenstein ungern, ja unwillig gehen ließ. Er war jetzt Feuer und Flamme und voll der schönsten Zuversicht, reiste durch Schleswig und Holstein, redete überall, besonders in den Kriegervereinen, die alle gut herzoglich waren. Auf dieser Reise verkannte Armin mit seinem scharfen Blick für alles Wirkliche allerdings nicht, daß die augustenburgische Begeisterung bei den bedächtigen Holsten nicht mehr so lichterloh brannte, wie in den Tagen der ersten Liebe — denn keine Ekstase kann lange auf ihrer Höhe sich halten —, er schürte aber das Feuer mit allen Mitteln

seiner bündigen, wirkungsvollen Beredsamkeit. Mit Schmerz und Zorn sah er, daß die Holstenritter in ihrer Mehrzahl und auch andre Apostaten ganz offen einen engen Anschluß an, ja die Annexion durch Preußen forderten, und er verfluchte das scheusälige, vom Satan erfundene Wort der Annexion, er schalt diese Männer Annexionisten, abtrünnige Söhne des Vaterlandes, ja Verräter, unter dem lauten Beifall der Bauern und Bürger, die beileibe keine Preußen sein wollten.

Diese eifrige Agitation wurde in Berlin mit Mißfallen beobachtet, Bismarck runzelte drohend die gewaltigen Brauen, und einige Altpreußen nannten den Augustenburger einen Usurpator. Aber ohne jede Menschenfurcht, im beharrlichen Glauben an die Zukunft und den Sieg des Rechts, in Liebe und Haß, in Entweder — oder, in Extremen und Superlativen arbeitete der Kandidat aus Broacker unentwegt für sein Ideal.

Ende Mai hatte er eine Unterredung mit seinem Herzog in Hamburg, das dieser auf seiner Reise nach Berlin berührte. Es war die schicksalsschwere Berliner Reise! Friedrichs treuer Freund, der Kronprinz von Preußen, hatte hocherfreut geschrieben: Bismarck habe ihm gesagt, daß Österreich und die Westmächte für des Augustenburgers Kandidatur gewonnen seien, und man jetzt auch preußischerseits direkt mit ihm verhandeln wolle.

Armin war bewegt und beglückwünschte seinen Herrn. „Gott sei Dank! Bei dem bevorstehenden Friedensschluß werden Ew. Hoheit regierender Herzog von Schleswig-Holstein und deutscher Bundesfürst sein. Freuen Sie sich nicht, mein Fürst?“

Es befremdete ihn, daß der Herzog trotz der Freudenbotschaft so tiefernst war. Fürchtete Friedrich die Last der Krone? Er verhehlte seinem Vertrauten seine Sorge nicht. „Bismarck wird große, schwerwiegende Zugeständnisse von mir fordern . . . und wenn ich ihm willig einen Finger, ein Vorrecht gebe, wird dann der Altpreuße, der sich für die schmerzlich aufgegebene Annexion schadlos halten möchte, nicht immer unersättlicher verlangen und alle Finger nehmen, sodaß ich zuletzt in meinen Händen nur eine Scheinherrschaft behalte?“ Der Augustenburger war durchaus kein Dummkopf, wie seine Feinde behaupten, sondern ein Menschenkenner, der sogar den profunden Geist des größten Diplomaten durchschaute.

Sein Vertrauter rief heftig: „Bewilligen Sie berechtigte Wünsche, eine Allianz mit Preußen und einen Kriegshafen in der Kieler Föhrde! Aber, mein Fürst, werden Sie nicht Preußens Satrap! Bleiben Sie Herr und Herrscher in Ihrem Lande!“ Das war gewiß ein gutgemeinter, aber kein guter Rat. Ebenso hatte Friedrichs Vater, der alte, starrköpfige Christian August, gesprochen. Nicht zum Heile des Sohnes!

Friedrich hat wohl zu sehr danach gehandelt, weil der Rat seinem Sinne und seinem Selbständigkeitsgefühl entsprach.

Der Augustenburger eilte nach Berlin, um eine Krone zu erlangen, und erreichte die Hauptstadt am 1. Juni 1864. Dieser 1. Juni war der folgenreichste, schicksalsschwerste Tag in seinem Leben, ließ sich wie der sonnigste an und ist der dies nefas, der dunkelste und schwärzeste geworden. Der 1. Juni sollte Augustenburgs

Glück und Stern sein und wurde Augustenburgs Unstern und Ende.

Sehr glückverheißend war der Anfang, seine Mutter empfing und umarmte ihn unter Freudentränen: König Wilhelm sei bei ihr gewesen und habe ihr gesagt, ihr Sohn komme nun sicher zur Regierung. Der aufrichtige König hat es damals ehrlich gemeint, sein starkes Rechtsbewußtsein hielt lange am Rechte und darum am Augustenburger fest, obgleich Bismarck mit seiner preußischen Vergrößerungspolitik ihm hart zusetzte, ihm eindringlich vorhielt, daß Preußen für seine großen Blutopfer eine entsprechende Entschädigung haben müsse. Der ehrenwerte König hielt sich lange steif, trotzdem der Anblick der Massengräber bei Düppel einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und in seinem preußischen Herzen die Frage aufgeworfen hatte, ob er so viel Blut opfern dürfte ohne Entgelt. Wer den greisen König am Gewissen oder am Portepee zu fassen verstand, der hatte gewonnenes Spiel — und das verstand sein großer Ratgeber.

Friedrichs Audienz bei dem König verlief aufs freundlichste, ohne jede Dissonanz, als wenn kein Zweifel mehr und volle Einigkeit bestehe.

Ganz anders die Unterredung mit Bismarck am Abend dieses Unglückstages. Vielleicht fühlte sich Friedrich durch den bisherigen günstigen Verlauf zu sicher in seinen Ansprüchen; jedenfalls war er stark abgespannt, als in spätester Abendstunde die verhängnisvollen Verhandlungen begannen, über die wir zwei grundverschiedene, einander widersprechende Berichte haben, nämlich von den beiden Beteiligten, von dem Augustenburger und dem Ministerpräsidenten. Wo und

was ist die Wahrheit? Friedrich war ein sehr wahrhafter Mann und wollte seine Niederschrift des Gesprächs bis zu seinem Tode streng geheim halten, während Bismarck diplomatische Dinge subjektiv für seine Zwecke zu färben liebte und später sogar die Emser Depesche „redigierte“. Friedrich ist hier glaubwürdiger — das muß der Bismarckverehrer einräumen.

Der preußische Staatsmann forderte Konzessionen für seinen Staat, eine Militärkonvention mit Preußen, die preußische Verwaltung des zu bauenden Nordostseekanals, die Abtretung eines Gebiets an der Kieler Föhrde, mehrere Kanalforts mit preußischer Besatzung und — last not least — schriftliche Festsetzung dieser Konzessionen von seiten des zukünftigen Herzogs, sodaß dieser durch Unterschrift gebunden war, ohne seinerseits ein bindendes preußisches Versprechen zu bekommen. Der schriftlichen Verpflichtung wich Friedrich aus, während er die Militärkonvention und den Kriegshafen bewilligte. Doch war er hinsichtlich des bei Kiel abzutretenden Gebiets etwas ängstlich und kleinlich und wünschte es genau bezeichnet und möglichst beschränkt. Noch viel schlimmer aber war, daß er in dem dreistündigen Gespräch immer schweigsamer, zurückhaltender und reservierter wurde, weil er durch die Worte und die Weise des gewaltigen Mannes mit den Feueraugen nicht nur eingeschüchtert wurde, sondern auch die schmerzliche Überzeugung gewann, daß Bismarck in seinem innersten Herzensgrunde gar keinen Herzog, sondern die Einverleibung, keine Verständigung, sondern neue Verwirrung wolle und nur darauf ausgeht, jede Blöße seines Gegners erbarmungslos auszunutzen.

Bismarck äußerte später, Friedrich sei an dem Abend hinterhaltig wie ein niedersächsischer Bauer gewesen. Nein, Hinterlistiges war nicht in ihm, und wer bei dieser unseligen Unterredung die Hintergedanken im genialen Haupte hatte, allerdings zum Heile Preußens und Germaniens, das braucht nicht gesagt zu werden.

Wohl war der Augustenburger an jenem Juniabend von seinem guten Geiste und von politischer Klugheit verlassen. Statt fest zuzufassen, frischweg Bismarcks Forderungen zu bewilligen, bei jedem Begehr zu sagen: Das versteht sich von selbst, Herr Graf! und das Weitere der Zukunft zu überlassen, zauderte er bei einigen Zugeständnissen, zog er sich erschreckt und mit dem häßlichen Gefühl, daß er vor dem Gewaltigen und Rücksichtslosen auf seiner Hut sein müsse, in sich zurück, gab er dadurch seinem Gegner Waffen in die Hand, sodaß dieser den Schein ausnutzen und seinem König sagen konnte: Der Augustenburger mache Vorbehalte und meine es nicht ehrlich mit dem völligen Anschluß an Preußen.

Vielleicht wäre Friedrich, wenn er an dem Abend fest zugegriffen und zu allem Ja und Amen gesagt hätte, Nordelbingiens Herzog von Preußens Gnade und unter Preußens Oberhoheit geworden. Vielleicht! Aber wenn der Augustenburger auch mit Engelzungen geredet hätte, würde er doch nicht mit Bismarck zum Ziele gekommen sein. Man vergesse nicht: Ein Bismarck, der größte Staatsmann und Diplomat der letzten Jahrhunderte, ein Titane an Geist, Energie und Rücksichtslosigkeit, war Friedrichs Gegenspieler, ein Mann, dem keiner seiner Zeitgenossen gewachsen war, und dem der Herzog in spe selbstverständlich unterliegen mußte. Das

ist die tiefe Tragik in dem Leben dieses grunddeutschen Fürsten, daß er den großen deutschen Staatsmann verehren und doch verwünschen mußte.

Bismarck hoffte — durch Nachrichten, die just am 1. Juni aus London eintrafen — wieder, daß ihm die Annexion dennoch gelingen werde, konnte von dem Gedanken, Preußens Gebiet um das begehrenswerte Schleswig-Holstein mit seinem kerndeutschen Volk, seinem reichen Boden, seinen tiefen Föhrden zu vermehren, nicht loskommen und strebte auf allen Wegen und Umwegen diesem Ziele zu. Über eines kleinen Prinzen Ansprüche ging der Gigant kaltlächelnd hinweg, und es fiel ihm nicht schwer, den König Wilhelm umzustimmen und, wie so oft, seinem eisernen Willen gefügig zu machen.

Friedrich und seine Anhänger haben für ihre Sache weiter gekämpft, aber es war seit jenem Abend ein hoffnungsloser Kampf. Der schwermütige Zug in dem Gesicht Friedrichs vertiefte sich in jenen harten Tagen immer mehr. Sein Leben ist ein anderthalb Jahre währendes, elendes, unleidliches Hin- und Herschwanken zwischen neuer Hoffnung und neuer Enttäuschung. Er glaubt bald mit Österreichs, bald mit Baierns und des Bundes Beistand seine Ansprüche und Rechte durchsetzen zu können, um immer wieder, immer müder und mit leiser Verbitterung die traurige Erkenntnis zu gewinnen, daß ohne Preußens Willen seine Thronbesteigung unmöglich, daß in dem Namen Bismarck sein Verhängnis beschlossen sei.

Claudius haßte den preußischen Minister um seines Herrn willen und eiferte in seinen Reden gegen den

verruchten Einverleibungsgedanken, der nur ein Raubgelüst sei. Man sei nicht vom Dänendruck erlöst, um in Preußendienstbarkeit zu geraten. Lieber tot als Knecht! Ein freies Herzogtum und keine preußische Provinz!

Jeder Widerstand wird die Energie des Willensstarken nur anspannen und kräftigen. Nun erst recht! sagte und schrieb Armin, und er fühlte in sich etwas von jener Titanenkraft, die einem Bismarck zu trotzen wagte. Denn das deutsche Volk war zweifellos für Augustenburg, viele Fürsten im Bunde waren ihm wohlgeneigt, der Kronprinz ihm treu, und das Glück ist wetterwendisch und kann unerwartete Dinge tun.

Armin war ein Beharrlicher und ließ sich in seinem Glauben, daß Recht dennoch Recht bleiben und den Sieg behalten müsse, nicht beirren, obgleich er nicht verkannte, daß die Begeisterung im Lande nicht mehr so laut brauste, wenn er seinen, unsren Herzog hochleben ließ, daß sogar frühere Anhänger jetzt vom Herzog abfielen und laut schreiende Annexionisten wurden. Er arbeitete und agitierte unentwegt, wetterte wider die Abtrünnigen, warb für seinen Herrn und gewann die Herzen des Volks.

Da lief der Waffenstillstand ab, der Kampf begann von neuem, Dänemark mußte ganz gedemütigt und, damit es Vernunft annehme, vom Dummkoller geheilt werden. Armin eilte nach dem Sundewitt. Seine alte Sehnsucht, ja eine seltsame Ahnung, daß es ihm jetzt vergönnt sein werde, für sein Vaterland zu kämpfen, trieb ihn nach dem Kriegsschauplatz. Er kam nach Gravenstein. Dieser Augustenburger, wie die Offiziere im Scherz und ohne Sarkasmus ihn nannten, war den

Preußen, denen er wertvolle Dienste geleistet hatte, willkommen.

Die Truppen kamen wohlgenährt aus den vorzüglichen Quartieren, die Munition wurde verteilt, die Degen geschliffen.

Der Pastorsohn besuchte inzwischen seine Eltern in Broacker. Die Schwester war auffallend still und ernst und richtete wohl dreimal an ihn die Frage, wann der Friede geschlossen und die Gefangenen ausgeliefert werden würden.

„Das weiß Gott allein, wahrscheinlich aber in vier Wochen.“

Mit seiner lieben Mutter geriet er fast in Streit und Zank, denn sie beteuerte zu seinem Ärger: „Ich habe eine grenzenlose Hochachtung vor den Preußen, die unleugbar die tüchtigsten, wenn auch nicht gerade die liebenswürdigsten von allen Deutschen sind . . . ich für meine Person könnte mit Freuden Preußin werden.“

O, das war ein zu starkes Stück. Spöttisch spitzte er die Lippen. „Eine Preußin? Pfui!“

Die Pastorin nickte eigensinnig. „Ja, offen gesagt, wahrscheinlich ist die Einverleibung in Preußen das Beste für Schleswig-Holstein und sicher die beste Bürgschaft dafür, daß wir nie wieder dänisch werden, denn Preußen hält fest, was es hat. Und wäre ein neuer Kleinstaat unter deinem Augustenburger ein Glück für uns, wenn wir die Einheit Deutschlands wollen?“

Himmel! Seine leibliche Mutter war Annexionistin! Da hörte alles auf.

Weil die Köpfe hüben und drüben heiß wurden, hob der Vater die friedestiftenden Hände. „Just das

wird werden, was der Herrgott will . . . deutsch aber werden und bleiben wir allerwege, und das ist die Hauptsache. Mir persönlich wäre es am liebsten, wenn ein einiges und einziges Germanien wäre und alle Bundesstaaten darin einverleibt und aufgehoben würden, so daß es kein Preußen, Baiern, Sachsen und so weiter, sondern nur ein einig großes Deutschland gäbe." Der Pastor war also Pangermanist.

Judith lenkte von der gefährlichen Politik ab und sagte zum Bruder: „Du bist gerade rechtzeitig gekommen, um Hochzeitsgast und Brautführer zu werden." Armin horchte auf, hantierte verlegen mit dem Feuerzeug und fing, als jene fortfuhr, zu lachen an, ein Lachen der Erleichterung. „Unsre Maren macht morgen Hochzeit mit dem Rackebüller. Ich habe noch nie ein so glückliches Menschenkind gesehen, sie singt den ganzen Tag und erzählt mir: ‚Erst wollte es gar nichts werden, dann war es ganz aus, und dann kam der Sohn des großen Bauern plötzlich hier in der Küche an, und nun soll es mit der Hochzeit in Hast und Hui gehen . . . vorgestern steht Nis Nissen mit einem Male hinter mir und sagt: Mach dich fix fertig, meine fixe Dirn, nächsten Freitag ist die Hochzeit! Ist es nicht merkwürdig? Das Beste im Leben kommt immer, wenn man es am wenigsten erwartet!'"

Judith schöpfte für sich viel Trost aus diesem Frauenschicksal und besorgte das Brautkleid. Am Freitag früh um 6 Uhr war die fixe Maren schon fix und fertig. Sie saß in vollem Brautschmuck in ihrer Kammer, wagte kaum einen Finger zu rühren, um ja nicht den Putz in Unordnung zu bringen, und wußte nicht, wie sie ihre Nase

putzen solle, da sie auf keinen Fall das hübsch gefaltete Taschentuch für so profane Zwecke gebrauchen wollte und die Finger nicht gebrauchen konnte.

Armin zog den Examensfrack an und war, da der Brautvater fehlte, Brautführer.

Auch Jens Priester war geladen, machte ein Gesicht wie der Fuchs, dem die Trauben zu hoch hingen, und sagte leise zu der kompleten Karen: „Se hett nicks, as watt se up'n Liw hett, datt kann nümmer good gahn."

„Datt men' ick ok."

„Du hest en por hunnert Dalers, und ick heww en ganz beten mihr . . . wenn wi unse Plünnen und Groschen tosamen smiten, uns mutt datt good gahn."

„Datt men' ick ok," echoete Karen.

Sie waren sich einig.

Eine Hochzeit, so sagt man, macht zwei und mitunter sogar drei.

Oben hinter dem Fenster der Giebelstube stand Mettmari und blickte dem Hochzeitszuge versonnen nach. Ihr schönes Gesicht war nicht mehr so voll und frisch und hatte einen schwermütigen Zug — wie ihn heimlich getragenes Leid um Frauenlippen gräbt —, einen Zug, der aber sofort verschwand und zu einem stillen Lächeln wurde, als sie sich umkehrte und mit Udo von Barnekow sprach. Er saß in der Leutnantsuniform, die er jetzt als ein verlorenes und teuer zurückerkauftes Gut über alles liebte, in einem bequemen Lehnstuhl. Sein Gesicht hatte die von einem gesunden Rot leicht überhauchte Blässe des Rekonvaleszenten, jeder Schmerz war verschwunden, sein Befinden vorzüglich, sein Geist lebhaft und rege wie zuvor, ja, die Wunde war sogar ganz

verheilt — aber, ach, der Rücken hatte einen Knacks bekommen; unter der vernarbten Wunde, im Rückenmark saß irgendwo ein Fehler, den die Ärzte nicht finden, geschweige denn heilen konnten. Der Fehler äußerte sich nur in einer Schwächung und Schrumpfung der unteren Extremitäten, seine Beine hingen ihm schwer, schlaff und fast gefühllos am Körper, sodaß er bei seinen Gehversuchen, die er mit Energie unternahm, schwankte, taumelte und hinfiel. Das war das Schreckliche, das schwebte wie ein stetes Grauen, davon keiner zu sprechen wagte, über dem stillen Glück der beiden.

Udos Braut hatte eine bange, böse Furcht, daß das Übel bleiben werde, tröstete ihn aber immer, daß er allmählich wie ein Kind das Gehen lernen müsse. Er trug sein Los und Leid mit standhaftem Mut und hörte nicht auf zu hoffen.

Mettmari hatte dem fröhlichen Hochzeitszuge nachgeschaut und einen festen Entschluß gefaßt. Als der alte Oberstabsarzt um Mittag seine Visite gemacht hatte, begleitete sie ihn auf den Flur hinaus und zog die Tür fest hinter sich zu. „Herr Doktor, ich muß Gewißheit haben, ich muß die volle, unverblümte Wahrheit, ob sie noch so bitter ist, erfahren. Wird Herr von Barnekow jemals wieder auf gesunden Füßen gehen? Oder wird er sein Leben lang gelähmt bleiben? Kein Ausweichen! Ja oder Nein!“

Der Arzt nahm ihre Hand, und seine Stimme zögerte, zitterte. „Nein! Herr von Barnekow wird nach ärztlicher Prognose, nach menschlicher Voraussicht gelähmt bleiben, kann aber bei relativem Wohlbefinden viele Jahre leben.“

Die tapfere Sundewitterin bewahrte bei diesem Nein, das ein Todesurteil war, eine bewundernswerte Fassung. Sie ging sofort, ohne mit ihrem Verlobten zu sprechen, in das Studierzimmer zu dem Pastor Claudius, der durch ihre kurze, bestimmte Rede und Bitte aufs höchste überrascht wurde. Sie bestellte nämlich auf nächsten Sonntag die Hochzeit, eine ganz stille Hochzeit mit den notwendigen Trauzeugen. Seine Bedenken widerlegte sie. Eine so schleunige Hochzeit sei in dieser Übergangszeit ohne Aufgebot oder Königsbrief — d. i. der in Dänemark übliche, mit schwerem Gelde zu bezahlende Dispens vom dreimaligen Aufgebot — sehr wohl möglich. Sie könne nicht so oft und so lange vom Hofe in Dünth fort sein, und da sie auf jeden Fall ihren Udo pflegen wolle, sei die sofortige Hochzeit der beste Ausweg . . . dann könne ihr Gatte bei ihr auf dem Müllerhofe sein.

Pastor Claudius ließ sich leicht überreden. Mit ihrem Verlobten jedoch hatte sie einen schweren Stand. Es war ein harter, rührend schöner Kampf, in dem edle, aufopfernde Liebe und vornehm hochherzige Gesinnung miteinander stritten.

Als sie ihm sagte, die Hochzeit sei bestellt, glänzte eine Träne in seinem Auge. „Nun weiß ich also, daß ich mein Leben lang lahm und ein Krüppel bleibe." Dann fuhr er mit großer Festigkeit fort: „Ich danke dir für deine unendliche Liebe, ich darf aber dein heroisches Opfer nicht annehmen. Wie Gott will! Ich werde mein Los und das lebenslange, tatenlose Invalidentum mit stiller Ergebung ertragen . . . aber ich muß es allein tragen, ich muß, weil ich dich liebe, auf dich verzichten. Deine Liebe ist heldenhaft und opfert sich selber . . .

aber auch meine Liebe ist nicht so ganz klein, sondern hat jeden Egoismus verneint und sich selbst verleugnet. Ich weigere mich, den Bund zu schließen, das Band zu knüpfen . . . ich darf nicht dein gesundes, kräftiges, blühendes Leben an meinen welken, siechen, verkrüppelten Körper fesseln, es wäre mir Sünde."

„Nein, nein," entgegnete sie, „weißt du, was Sünde wäre? Todsünde wäre es, mich für mein ganzes Leben traurig und unglücklich zu machen, denn ohne dich bin ich arm und elend."

Wer blieb Sieger in dem hochherzigen Kampf? Die Liebe, welche sich selbst hingibt und die größte von allen und stärker als der Tod ist. In dem edlen Wettstreit hat Mettmari, die so beharrlich und trotzig, wie nur eine Südjütin sein kann, zum letzten Male war, den Sieg davongetragen und sein Herz überwunden.

Sie haben geheiratet — das notwendige materielle Fundament, das liebe oder leidige Geld, fehlte ja keineswegs, weder ihr noch ihm, und der Segen des Müllers, dessen Aufenthalt unbekannt war, konnte nicht eingeholt werden — und am Sonntag eine kleine und stille Hochzeit gemacht. Nur zwei Offiziere des Regiments waren als Trauzeugen zugegen. Auch Armin kam als Hochzeitsgast von Gravenstein herüber. Es hatte ihm einen Entschluß, eine Selbstüberwindung gekostet, denn etwas in ihm bäumte sich wider das Glück, darauf er so lange eine Anwartschaft gehabt hatte, und das dem armen Barnekow von selber in den Schoß gefallen war. Als er aber während der Trauung den Leutnant mit Epauletten, Adlerorden und Düppelkreuz als einen Krüppel im Lehnstuhl sitzen und Mettmari in ihrer

Schönheit neben ihm stehen sah, da verschwand jede schmerzliche Regung vor einem tiefen Mitgefühl, einer hohen Bewunderung.

Judith weinte immerzu. Ihre Freundin fragte sie schließlich: „Warum flennst du, mein Tränenlieschen? Ich bin ja die glücklichste der Frauen.“

Die Pastortochter weinte, weil die vielen Hochzeiten im Hause so ergreifend und eine gute Vorbedeutung waren. Wann wird Anker frei werden und nach Broacker kommen? — —

Armin hörte mit Entzücken die grobe Musik. Am 26. Juni donnerten wieder die preußischen Geschütze am Alsensund. Drei Tage später traf die Dänen der letzte Schlag, der ihnen das letzte Stück des deutschen Landes für immer entriß. Der greisenhafte und pedantische Feldmarschall Wrangel trat zurück und legte den Oberbefehl in die Hände des Prinzen, der in die Kriegsführung einen forschen, schneidigen Zug und Geist hineinbrachte und sofort dem General Herwarth von Bittenfeld den Übergang nach Alsen befahl.

Man hatte von den nächsten Föhrden und Gewässern einhundertdreiundsechzig flache Böte herangeschafft und in den Buchenwaldungen versteckt. Der Hauptmann Schütze baute aus je zwei Pontons, die zusammengekoppelt, mit Balkenlage gedeckt und mit Holzgitter versehen wurden, sechzehn Ruderfähren, davon jede ein Geschütz mit Pferden und Bedienungsmannschaften trug.

Für den gefährlichen Übergang, der als Überrumpelung der Dänen den sichersten Erfolg versprach, kamen zwei Projekte und Punkte der Küste in Frage.

Die Generäle erwogen gründlich, ob sie von Ballegaard nach Hardeshöi auf Alsen oder von Satrupholz nach Arnkiel übersetzen sollten. Diese Stelle war die schmälste des Alsensunds, jene die breitere im Norden. Ein Ruderboot fährt bei Ballegaard in dreiviertel Stunden, bei Satrupholz aber in zehn Minuten über den Sund. Doch hier an dem schmalen Wasser bei Arnkielsöre hielten die Dänen am schärfsten Wache, hier hatten sie Schutzwälle, Gräben, Geschütze und Warnungsfanale, weil sie hier den Übergang erwarteten. Hingegen oben bei Hardeshöi war die Besatzung schwächer und lässiger und fühlte sich der Feind sehr sicher hinter dem breiten Fahrwasser, das seine Orlogsschiffe von der Augustenburger Föhrde aus befuhren. Darum wollte man sich für Ballegaard entscheiden.

Der General von Bittenfeld, der die Verantwortung trug und die Kühnheit des Unternehmens — in Böten über ein von Kriegsschiffen geschütztes Gewässer zu gehen und mit einem Bataillon vielleicht auf eine feindliche Division zu stoßen — nicht verkannte, äußerte bedenklich: „Wenn wir nur einen kouragierten, das Terrain auf Alsen kennenden Mann hätten, der das Wagnis unternähme, nachts im Boote hinüberzufahren und drüben Umschau zu halten.“

Claudius meldete sich sofort und wurde von den Stabsoffizieren als der rechte Mann begrüßt. Als Draufgänger, der lieber heute als morgen die Dänen von der Insel herunterfegen wollte, trat er resolut vor, sagte er etwas hitzig und heldenhaft zu dem alten Heerführer: „Exzellenz, ich glaube, daß wir unbedenklich in der nächsten Nacht hinübergehen können . . . ich will

gern mein bißchen Leben in die Schanze schlagen ... ich will eine Stunde, bevor das erste Echelon in Böten hinüberfährt, allein nach Hardeshöi rudern, den Wachposten am Fanal, damit er nicht die Küstenwache alarmiert, stumm und unschädlich machen und die Telegraphendrähte durchschneiden."

„Zum Donnerwetter! Das wäre allerdings eine tüchtige Tat und eine Tapferkeit, die ich kaum einem Zivilisten zugetraut hätte!" Der General lobte und — lächelte fein. „Noch nützlicher aber können Sie Ihrem Vaterlande und dem preußischen Heere sein, wenn Sie sich heute nacht unbemerkt hinüberschleichen, wenn Sie die Küste drüben, die Stärke der Besatzung und die Art der Bewachung erkunden können. Das erfordert ebensoviel Mut und Umsicht und ist uns noch wertvoller. Es kann Ihnen den Kopf kosten, weshalb ich es Ihrem freien Ermessen überlasse, Ja oder Nein zu sagen."

Jetzt lächelte der Pastorsohn. „Ich gehe nach Alsen."

Das Unterfangen war eine Tollkühnheit. Hatte für diesen Mann mit seinem scheinbaren Gleichmut das Leben viel von seinem Wert und Inhalt verloren, seitdem er der Trauung im Pastorat beigewohnt und die Sundewitterin als Barnekows Gattin beglückwünscht hatte?

Kurz nach Mitternacht, als die unter diesem Breitengrade so zauberhaft schöne, aber allzu helle Juninacht am dunkelsten wurde, stieg Armin unter dem Händedruck der Offiziere, mit Dolch, Pistole und Schere bewaffnet, in einen kleinen Kahn. Er wrickte mit einem Ruder, was am wenigsten Geräusch macht, über das

schlafende Wasser und erreichte eine Strecke südlich vom Fährhause das Ufer von Alsen. Nachdem er das Boot im Sande festgeschoben, watete er an den Strand und den Abhang hinauf. Kein Anruf, kein Werda, keiner Kugel Gezisch! Tiefste Mittsommerstille ringsum! Nur die Insekten zirpten . . . eine Kuh rasselte im Traum mit dem Tüder. Keine Strandwache weit und breit! Ja ja, die Jüten sind Phlegmatiker und lassen sich ihren Nachtschlaf nicht gern verkürzen.

Der Kundschafter schritt dreister, vom Knick gedeckt, mit den Augen die Dämmerung durchdringend. Plötzlich Hufschlag! Vielleicht ein weidendes Pferd. Armin warf sich der Länge nach in den feuchten Knickgraben. Auf dem gesattelten Roß saß ein Dragonersergeant, blickte pflichtgemäß und gleichgültig über den Sund, sah nicht das Boot unter dem Abhange und revidierte den Strand von oben. Nur sechs Schritt ritt er an dem Manne im Graben vorbei, ohne ihn zu bemerken. Der hielt die Pistole schußfertig, sprang auf und ging weiter.

Dort die dunkle Stange mit der großen Teertonne war das Fanal, das der Posten bei Annäherung von Böten anzünden sollte, das im Nu wie eine Riesenfackel brannte und die Dänen meilenweit herbeirief.

Der Späher kroch neugierig näher und sah schmunzelnd, daß der Wächter, der brave Hannemann, an der Stange lehnte, auf sein Gewehr sich stützte und im Stehen friedlich schlummerte und nasale Schnarchtöne von sich gab. Die Revision war ja eben hier gewesen und die Luft rein geworden. Heilfroh war der Deutsche mit dem deutschen Gemüt, daß er nicht hinter-

rücks um des höheren Zweckes willen diesem armen, schläfrigen Kerl den Dolch ins Herz zu stoßen brauchte. Immer kecker und vorwitziger wanderte er hinter den famosen Knickwällen weiter in die Insel, ja in die Dörfer Mels und Broballig hinein. Hier schlief alles, der Bauer im Alkoven und der Soldat auf seinem Stroh.

Aber die Höfe und Katen lagen voll von Militär, an den Türen stand es frisch mit Kreide angeschrieben, damit der Kundschafter genauen Bescheid nach Hause bringe. Diese starke Besatzung, zwei Kompagnien, in dem Dreckdorfe, das war eine ärgerliche Überraschung. Doch es kam noch verdrießlicher. Ein Köter mit tiefem, grollenden Baß schlug an, jagte in Sprüngen auf die Gasse hinaus und stellte mit wütigem Geknurr den nächtlichen, verdächtigen Wanderer, der bei der geringsten Bewegung gepackt worden wäre. Eine verteufelte Situation!

Wenn ich das Biest niederschieße — überlegte Armin —, so alarmiere ich das ganze Bataillon, die ganze Armee auf Alsen, und die Dänen werden mich hängen, mit Zangen zwicken und mit Öl sieden, denn sie haben nach der Aussage der Gefangenen eine Wut auf den Pastorsohn in Broacker.

Was tun? Er bannte die Bestie mit dem starren, mächtigen Blick, den der zweibeinige König der Geschöpfe besitzt; ja, er setzte sich ganz gemütlich auf den Prellstein der Einfahrt, obgleich ihm nicht geheuer war. Solche „pomadige“ Gemütsruhe wirkt am besten, wenn Hunde wild und Menschen aufgeregt werden. Zum Glück klapperten Holzschuhe, kam der Besitzer des Köters

in Hemd und Hose, mit wirrem Haar, als wenn die Angst es sträube. Der Bauer kam mit der Mistforke in der Hand, um die Diebe zu forkeln, und steckte sehr vorsichtig die Forke und dann den Kopf durch das Tor.

Claudius rief ihn im besten Hochdänisch an, rief ihm im anschnauzenden Befehlshaberton der dänischen Offiziere zu: „Dein Hund kann dir ein teurer Spaß werden und zehn Taler Brüche kosten, du alter Esel! Ich bin der Bataillonsarzt bei der fünften und soll zu einem Sergeanten in Hardeshöi, der gastrisches Fieber bekommen hat, 42 Grad in der Achselhöhle . . . wenn der stirbt, kann der Spaß dir 3000 Taler kosten . . . dein verflixter Köter zerreißt mir Hose und Haut . . . wie heißt du, damit ich dich morgen melde?“

Der Bauer hieb mit der Forke auf den Hund ein und bat mit der ganzen Devotion der Alsinger um gut Wetter. „Lieber Herr Militärdoktor, ich bin ein guter Däne, habe geholfen, den Herzog von Augustenburg wegzujagen und sein Wild wegzuschießen . . . ich will gleich 2 Taler als Brüche an Sie zahlen.“ So hoffte er billiger wegzukommen, denn er war offenbar vertraut mit der Weise der dänischen Beamten, die für Schmier- und Trinkgelder sehr empfänglich waren.

„Na, lassen wir es gut sein, alter Danemann! Zeigen Sie mir den Weg nach Hardeshöi!“

Der biedere Petersen oder Hansen wurde froh und geschwätzig. „Ist es wahr, daß die Preußen bei Hardeshöi landen wollen? Darum sind ja wohl die zwei Bataillone hier im Kirchspiel Oxbüll einquartiert worden . . . und unser Kommandiersergeant sagt: Morgen kommt auch ein Regiment von Norburg nach hier, dann wollen wir

die Banditen bei Hardeshöi empfangen und auf die Bajonette spießen. Gott behüte uns! Die Preußen sollen ja, wie man hört, keine Menschen sein.“

„Ja, die sind wie die Wilden und braten die Kinder wie Spanferkel,“ sagte der Pseudo-Militärarzt sehr ernsthaft. Die tollsten Fabeln wurden den Bauern erzählt und fanden Glauben.

Ohne Abenteuer kehrte Claudius nach Ballegaard zurück, nachdem er als Andenken an seine Anwesenheit den Telegraphendraht mit der Schere durchgeschnitten hatte. Es war leider kaum zu bezweifeln, daß auch dieses Unternehmen, der beabsichtigte Übergang nach Hardeshöi, den Dänen gemeldet worden war, weshalb sie ihre Gegenmaßregeln getroffen hatten.

Nach dem Bericht des Kundschafters wurde der Übergang bei Satrupholz beschlossen.

In der größten Heimlichkeit wurden die Kähne und Pontonfähren nach dem Satrupholz gebracht, wurden die Bataillone und Batterien in der Nacht zum 29. Juni hier versammelt und durch die Bäume dem Blick von drüben entzogen. So nahe lag Alsen, daß man am Tage jeden dänischen Posten sehen und den Anruf bei der Ablösung deutlich hören konnte.

Es ist gegen zwei Uhr und trotz der harrenden Menschenmasse so still und friedlich, daß eine Nachtigall im Gebüsch zu schlagen anfängt. Trauliche Dämmerung und Ruhe auf diesem herrlichen Gau der Nordmark, eine liebliche, linde, halbhelle Mittsommernacht des Nordens — und diese wunderzarte, schöne Nacht ist die Mordnacht von Alsen.

Armin unterhält sich lebhaft mit den Offizieren vom 1. Bataillon des 24. Regiments und macht ihnen begreiflich, daß sie ihn unbedingt mitnehmen müssen, um einen wegkundigen, zuverlässigen Mann zu haben, daß er Alsen von Augustenburg bis Sonderburg wie sein Heimatdorf kenne. Die Herren möchten sehr gern, müssen aber die Erlaubnis des Obersten haben. Ist das nicht kleinliche Pedanterie, denkt er, nein das ist die gewaltige Disziplin der Preußen, das macht sie so unüberwindlich.

Der Oberst zwirbelt den Schnurrbart und sagt grob: „Was, einen Zivilisten wollen Sie nach Alsen spazieren fahren? Der Kerl hat wohl keine Ahnung, was das für ein Spaziergang und Späßchen wird . . . der soll Pulver riechen, daß er niesen wird . . . fragen Sie mich doch nicht nach jedem Quark . . . zeigen Sie mal Initiative!" Er lächelt verschmitzt mit den Augen.

Die Offiziere reden miteinander, um die pythische Antwort richtig zu deuten.

Da wird das Zeichen gegeben, kein Kommando, kein Trommelwirbel, kein noch so leiser Befehl. Nein, der Hauptmann winkt nur mit der Hand.

Jeder Pionier, Musketier, Kanonier steht auf seinem Posten. Alle Hände greifen gleichzeitig zu. Kaum ein Plätschern, nur ein gedämpftes, kurzes Knirschen der Kiele im Sande. Tausende waten durch das seichte Wasser, klettern in die Böte. Der General Herwarth von Bittenfeld hört kaum ein Geräusch und nickt befriedigt.

Armin sieht, wie die Offiziere des 1. Bataillons in Eile geraten, an ihren Platz rennen, ohne ihm Antwort zu geben, wie das Boot, von kräftigen Fäusten gleichmäßig geschoben, gleitet, schwimmt. Er sendet einen

heißen Blick nach oben, wie eine Bitte und eine Abbitte für seine Eigenmächtigkeit. Gott helfe ihm, er kann nicht anders. Das ist der jacheste Entschluß seines Lebens. Er läuft, ohne die Erlaubnis abzuwarten, bis zu den Knien durch das laue Wasser und turnt geschickt ins Boot. Keiner hindert ihn daran, der Leutnant im Vordersteven nickt mit krauser Stirn, beißt die Lippen zusammen und kehrt sich Alsen zu. Man kann es sehr deutlich sehen, wie es auf dem Wasser zu schwimmen scheint, und drüben im Osten hinter der Insel wird der Himmel schon fahl, das Licht des Tages ist nahe.

Alle Krieger im Boot haben das entschlossene, starre Preußenantlitz und die weitsehenden, spähenden Augen. Warum schießen und schreien die Dänen da drüben nicht? Viele spüren ein verteufeltes Unbehagen, eine scheußliche Ahnung. Die verdächtige, unheimliche, unbegreifliche Stille auf Alsen ist wie schleichender Verrat; denn die dänischen Posten müssen, wenn sie nicht Schlafmützen sind, die zahllosen Ruder gehört, die hundert Kähne gesehen haben. Sollte es eine Falle sein? Hat der heimtückische Hannemann eine Hinterlist ausgeheckt? Ist auch dieses Unternehmen von den Südjüten verraten worden? Dann liegen drüben die Regimenter, die Brigaden auf der Lauer, um bei der Landung hervorzubrechen und mit Hohnlachen die Preußen, wie sie ans Land steigen, abzustechen. Das wäre der Tod all dieser Tapfren, und keiner kommt lebend zurück. Und der Rolf Krake braust hinter jener Landzunge hervor und bohrt die paar fliehenden Kähne in den Grund. Die unbegreifliche Ruhe auf Alsen erzeugt so scheußliche Gedanken und Gespenster.

Plötzlich schlagen die Herzen der Preußen laut und freudig. O der erste erlösende Schuß! Ein Dänenposten schießt und brüllt Alarm. Ein andrer schlägt Feuer. Die Flamme zischt im Teer. Das Fanal brennt lichterloh und meldet mit seinem Feuerschein bis Sonderburg und Ulkebüll: Auf, auf, die Preußen kommen.

Die Mordnacht von Alsen beginnt.

Die dänischen Küstenkompagnien springen hinter die Wälle und Knicks. Die Kugeln, die Kartätschenlagen zischen über den dämmernden Sund und klatschen in die Böte, die Leiber.

Hurra, Hurra! braust es vom Wasser her. Jetzt ist keine Heimlichkeit mehr. Mit freudigem Hurra begrüßen die Preußen die Schüsse. Keine Falle wartet ihrer.

Der Morgen graut, der unsterbliche Tag von Alsen geht auf und färbt den Himmel licht. Armin hört das Gezisch der Geschosse und riecht zum ersten Male Pulver und Blut, ja Preußenblut. Da fährt der furor teutonicus, der in jedem Germanen schlummert, in ihn. Seine Augen flammen, seine Zähne knirschen. O, er soll heute kein erbärmlicher Zuschauer der Schlacht, sondern mitten drin, mittätig und ein Mitkämpfer sein, er darf endlich für sein Vaterland streiten, mit der Waffe in der Hand.

Ach, welch elendes Gefühl verschnürt ihm die Kehle, die am lautesten Hurra schrie. Er hat ja keine Waffe, kein Gewehr und muß dennoch als elender Schlachtenbummler, als müßiger Gaffer zuschauen, wie die andern als Helden fechten und fallen.

Mein Gott! knirscht der Held, der keine Wehr hat.

Hat die Vorsehung sein Sichschämen gesehen und sein Seufzen gehört? Etwas Seltsames, aber Schauer-

liches geschieht. Ein Zündnadelgewehr fällt ihm geradezu in den Arm. Die Kartätschen klatschen aufs Wasser, schlagen ins Boot. Die Gesichter bleiben unbeweglich, als einer vorne aufschreit: A—a—h, als ein zweiter ohne einen Laut vornüber sinkt. Es ist der Soldat, neben dem Claudius sitzt. Eine Kugel ging ihm durch Stirn und Gehirn. Sein Blut überspritzt Armins Rock, sein Gewehr entgleitet ihm und fällt in den Arm des Nachbarn, der fest zupackt, schleunig die Patronentasche dem Toten abnimmt und sich umhängt. Auch die blutbedeckte Mütze des Toten hebt er auf, drückt er sich hastig aufs Haupt, um mit seinem Hut und Kaufmannshelm keine lächerliche Rolle zu spielen, um wenigstens mit dem Haupte ein Krieger und Held zu sein. Jetzt hat er sein Gewehr und seine Weihe, ein gutes Zündnadelgewehr mit dem spitzen Sturmbajonett. Ihm ist hochgemut ums Herz, als wenn ein Makel von ihm genommen sei.

Wie flammt sein Blut! Der Furor verdoppelt seine Kräfte.

Hurra, Hurra! Sie springen ins Wasser, waten an den Strand.

Die Morgenröte geht über Alsen auf und rötet die grimmigen Preußengesichter.

Sie drücken nur einmal das Gewehr ab, das Bajonett muß es tun.

Armin schießt und schwingt sein Gewehr wie eine Lanze. Was nun in blitzschnellen Bewegungen geschieht, weiß er nachher kaum, bleibt in seinem Gedächtnis wie die wirrwilden Bruchstücke eines schauerlichen Traums.

Die wackren Brandenburger und Westfalen wälzen sich im Schwarm ans Ufer, werfen sich mit blanker Waffe auf den Feind. Ein Soldat neben Armin rennt gegen ein Geschütz, gerade gegen die Mündung des Rohrs — der Schuß geht los — das Geschoß prallt mitten auf den Menschenkörper, der grauenhaft in viele Stücke berstet, sodaß Kopf und Glieder wie Sprengstücke fliegen. Mehr als entsetzlich, wenn das erregte Auge bei dem Anblick verweilte; aber der Mensch ist in einem solchen Aufruhr, daß alles vor seinem Blick flimmert und halb verschleiert ist.

Der Zivilist stürmt ohne Stocken weiter und stößt ohne Schauder sein Bajonett in einen Dänen hinein — in einen zuckenden Menschenleib. Wohl kreucht ein kurzer Ekel vor dem Greuel, den seine Hand getan, über seine Seele. Die Sekunde wäre verhängnisvoll geworden, wenn er nicht zum Glück in Kiel das Fechten und Parieren gelernt hätte. Er schlägt den Lauf zu allerletzt zur Seite, die Kugel geht so dicht an seinem Ohr vorbei, daß es eine Zeit lang taub ist.

Der Stürmer strafft alle Muskeln, alle Nerven und wird einer der Ersten auf der Wallhöhe. Wie ein Besessener sticht er mit dem Bajonett in Brust, Hals und Gesicht der Dänen, wohin es trifft, wie ein Rasender, der eine persönliche Rache und Wut zu stillen hat. „Brav, brav!“ ruft der Hauptmann ihm zu.

Die Feinde laufen. Der Preuße hat auf Alsen festen Fuß gefaßt.

Die nächsten Staffeln folgen, die Böte fassen keinen Mann mehr.

Die Kähne fahren, ja fliegen hin und her über den Sund. Die Pioniere ziehen die Riemen, daß ihre schwieligen Hände Blasen bekommen und bluten.

„Zum Kuckuck! Da kommt der Wolf Racker," ruft einer.

Der Rolf Krake, der seinen Spitznamen hat, prustet aus der Augustenburger Föhrde hervor und wirft mächtige Rauchwolken, als wenn er Feuer speien und die armseligen Kähne verschlingen wolle. Doch er zaudert und zagt. Statt mit voller Dampfkraft darauf los und mitten in den Schwarm der Kähne hineinzufahren und die Nachen alle in Trümmer zu zerschneiden, in die Tiefe zu rennen, zögert der Eisenkoloß, der in der Entfernung liegen bleibt und über die Böte hinwegschießt, denn er hat in seinem Panzerleibe allzuviel Vorsicht und allzuviel Angst vor den preußischen Geschützen bei Satrupholz. Rolf Krake hat sich im Kriege mit keinem Lorbeer bedeckt.

Jedoch die Preußen, die in Kopenhagen verhöhnten Landratten, die übel und seekrank würden, wenn sie nur das Meer und das schrecklich viele Wasser sähen, die Preußen hatten mit ihren elenden Kähnen unter den Augen der Orlogsschiffe eine Meerenge überschritten und eine Insel genommen. Klingt das nicht wie eine Mär und ist doch Wirklichkeit und Weltgeschichte gewesen! Aber der Übergang nach Alsen ist noch weit mehr, ist sozusagen der allererste Wasserwaffengang und Meersieg der Deutschen, die an Ost- und Nordsee gesessen und geschlummert hatten, der Junitag ist die erste helle Ahnung und Weissagung von dem neuen, meerbefahrenden, meerbeherrschenden Germanien.

Die Laufgräben und Batterien bei Arnkielsöre sind im ersten Anlauf genommen. Die schwarz-weiße Fahne flattert, wo jetzt das Denkmal sich erhebt. Die Sonne geht strahlend über Alsen auf. Die Fohlenkoppel — ein nahes Gehölz — wird mit dem Bajonett gesäubert.

Eine kurze Stille tritt ein, ein Abwarten der Staffeln und Verstärkungen, die keuchenden Stürmer verschnaufen sich von der Anstrengung.

Kurz nach drei Uhr stehen zwei preußische Brigaden auf der Insel. Der dänische Oberst Faaborg erscheint mit seinem Regiment und will die Preußen aus dem Arnkieler Gehölz vertreiben. Weit gefehlt! Sie verjagen ihn, zersprengen seine Kompagnien und nehmen sechshundert seiner Leute gefangen.

Armin kommt noch einmal in Furor und ins Feuer der Schlacht, ins Handgemenge. Es ist die dänische Brigade Kaufmann, die zwischen Rönhof und Kjär vordringt, um Alsen zu retten. Ihre Bataillone verbluten sich umsonst in dem kurzen, schrecklichen Kampf, es ist unmöglich, den Preußenmut in seinem Siegeslauf zu hemmen.

Der Däne retiriert.

Das Gewehrgeknatter verzieht sich nach Ulkebüll und Sonderburg zu.

Die Sonne steht hoch am Himmel, sticht auf die Köpfe herunter und hitzt noch mehr das kampfheiße Blut.

Der seltsame Krieger, der wie eine schwarze Krähe unter den bunten Vögeln und Uniformen steht, wischt das blutige Bajonett im Grase ab, nimmt die Soldatenmütze vom Haupt und trocknet den triefenden Schweiß

von der Stirn. Seine Zunge klebt ihm am Gaumen, seine Knochen spüren das ungewohnte Heldentum. Alle, alle sind am Verdursten und rufen nach Wasser. Der Offizier bittet den ortskundigen Claudius, irgendwelche Flüssigkeit ausfindig zu machen.

Dieser eilt flugs und flink, um Wasser zu entdecken und seinen Mordsdurst zu löschen, von dannen, umgeht ein Gehölz und sieht dicht vor sich den großen Pachthof, der einst herzoglich war, von den Dänen konfisziert wurde und von Rechts wegen seinem Herzog gehören müßte. Kein lebendes Wesen weit und breit! Der Hof ist wie ausgestorben und wird rechtzeitig vor der Schlacht von den Bewohnern verlassen sein. Selbst die Hunde sind fort und bekläffen ihn nicht.

Aber die Haustür ist nicht verschlossen. Er betritt die Stube, die sehr sauber und mit ihren altfränkischen, gediegenen Möbeln sehr traulich ist. Niemand kommt, obgleich er mit dem Gewehrkolben an alle Türen klopft, schlägt, zuletzt gebieterisch hämmert.

Vor seinem eignen, ungebührlichen Spektakel hat er es nicht gehört, daß die Tür vorsichtig aufging und eine Menschengestalt hinter ihm steht. Sein Ohr muß jetzt irgend einen Ton aufgefangen haben, in ihn fährt der verteufelte Gedanke, daß geflohene Dänen hier sein könnten.

Armin schnellt herum und brüllt: „Zum Henker, sind hier Dä—nen?“ Instinktiv hat er das Bajonett gefällt.

A—h! Auf der Türschwelle steht ein Mägdlein, ein halbes Kind mit langen Zöpfen und halblangen Röcken, ein backfischniedliches, blondes, frischblütiges

Geschöpf mit riesig großen, riesig erschreckten, weit offnen, aber wunderbaren Kindsaugen. Nicht nur ein Tausendschreck, sondern auch ein Tausendsaßa blitzt in den halb kecken, halb bänglichen Augen.

Das Mägdlein spreizt die Hände vor der wogenden Brust, um den Todesstoß aufzufangen, und spricht gutes Alsinger Deutsch. „Lieber Herr Preuße, machen Sie mich nicht tot! Ich bin noch sehr jung, viel zu jung zum Sterben.“

Der Kriegsmann macht ein verblüfftes, wenig geistreiches Gesicht, das ein wenig ins Bärbeißige spielt, um die Würde zu wahren.

Die Kleine, die gar nicht klein, sondern recht lang und kräftig ist, knixt drollig und faltet flehend die Hände: „Lieber Herr Soldat, verspeisen Sie mich nicht, ich bin nur eine schmale Eidechse . . . das gibt kein Essen.“

Der bewaffnete Gast kann nicht länger die kriegerische Würde wahren, er lacht, und die Worte platzen aus ihm heraus: „Ich will weder speisen noch verspeisen, sondern trinken, nur trinken, nichts als trinken. Wenn der Sund Süßwasser wäre, würde ich ihn leeren. Mein Fräulein, ich fresse sie also nicht . . .“ Um von der süßen Hexe nicht ausgelacht zu werden, lehnt er sein Gewehr gegen den Tisch.

Wie lustig-unschuldig-verschmitzt das Mägdlein lächelt! „Womit darf ich dem großmächtigen Herrn Preußen dienen . . . mit Milch, Buttermilch, selbstgebrautem Bier? Unsren Wein haben die Dänen ausgetrunken, wofür sie hoffentlich heute die verdienten Schläge bekommen.“

Das freut ihn mächtig, denn im Grenzlande kann man nie wissen, was einer denkt, auch wenn er deutsch spricht. „Gott sei Dank, mein kleines Fräulein, daß Sie keine Dänin sind."

„Ich bin ganz und gar nicht klein, und wir sind ganz und gar nicht dänisch . . . mein Vater war schon Pächter unter dem Herzog Christian August, wir sind Augustenburger und gute Schleswig-Holsteiner, was wir aber hübsch — oder war es häßlich? — verschwiegen haben, solange ich mich erinnern kann und beinahe auf der Welt bin."

Der Augustenburger aus Broacker wird ganz begeistert, als er unerwartet hier Gesinnungsgenossen, einen alten herzoglichen Gutspächter, vorfindet, und will seinen Gefühlen Ausdruck geben. Doch das Mägdlein hüpft von hinnen und bringt einen Dreiliter-Topf voll von kühler, erfrischender Buttermilch.

„Sie sind ein Engel des Herrn."

„Meine Mutter nennt mich manchmal anders," lacht der lebhafte Backfisch, der alle Befangenheit verliert. Haha! Sie trinken aber wie . . ."

„Wie ein Kamel, wollten Sie sagen . . ."

„Nein, wie mein schönes, dickes Lieblingskalb, das kein andrer als ich tränken darf."

Armin setzt erst ab, als der Topf mehr als halb leer ist. „Ah, das schmeckte! Vortrefflich ist die Buttermilch, mein Fräulein, noch vortrefflicher, daß Sie und Ihre Eltern gut augustenburgisch sind. Wo ist denn Ihr Vater? Und Sie hausen hier ganz allein mitten im Schlachtgetümmel?"

Die Kleine kichert. „Mein Vater und meine Mutter sitzen unten im Kartoffelkeller . . . da haben wir uns alle, auch die Mägde und Knechte, verkrochen, als das fürchterliche Schießen anfing. Es war zu lustig, wie der Vater, der sonst im ganzen Hofe wie ein Oberst herumbrüllt, so kleinlaut wurde, gar nichts zu schelten hatte und die Bibel mitnahm . . . darin liest er nun. Als der greuliche Spektakel aufhörte, wurde ich neugierig, und ich schlüpfte nach oben, um zu sehen, ob der Hof noch stünde. Und da standen Sie mit dem schrecklichen Bajonett mitten in der Stube."

„Alle Achtung, mein schönes Kind, Sie haben Courage." Armin vergißt in dem Augenblick ganz, daß er Soldat ist, nimmt, wie seinen Zivilhut, die Heldenmütze ab, um das Mägdlein zu ehren.

Die kleine Hexe lacht laut auf — als wenn sie ihn auslache — und sagt sehr aufrichtig: „Warum tragen Sie nur die Mütze und keine Uniform, Herr Preuße? Sie sind wohl gar kein richtiger Soldat, sondern Marketender . . . oder . . . Marodeur . . . hihi."

Er steht bei dieser injurienhaften Vermutung militärisch stramm, runzelt die Stirn und redet schnarrend und schneidig: „Ich bin heute richtiger Soldat, sozusagen, eintägig freiwilliger Soldat und habe am Übergang nach Alsen und am Siege meinen bescheidenen Anteil gehabt, aber ein Preuße bin ich durchaus nicht, sondern ein ganzer Schleswig-Holsteiner, der helfen wollte, den letzten Rest seines Vaterlandes, dieses schöne Eiland, von der Tyrannei zu befreien. Ich bin heute richtiger Soldat gewesen, mein Fräulein," schließt er mit berechtigtem Stolz.

Zutunlich, mit Blicken kindlicher Bewunderung tritt das Mägdlein näher und betrachtet den stattlichen Mann. „Sie sind weder ein halber Soldat noch ein ganzer Räuber, nein, Sie sind ein Held, ein schleswig-holsteinischer Held . . . wie heißen Sie?“

„Armin Claudius.“

„Ah, o, Sie sind der Pastorsohn aus Broacker, von dem wir viel gehört haben, auch von den Dänen und dem Oberst Faaborg . . . ich glaube, die hätten Sie bei lebendigem Leibe gesotten, wofern man Sie gefangen hätte.“

„Haha, die Dänen hängen keinen, sie hätten ihn denn, und müssen jetzt bannig flinke Beine machen, um nicht selbst gefangen zu werden.“

Das bewundernde Mägdlein erschrickt mitten in seiner Bewunderung und schaudert zurück vor dem Roten . . . dem Blut. An Mütze und Rock sind Blutspritzer eingetrocknet, das Bajonett ist rotgestreift und oberflächlich abgewischt. Der kecke Backfisch hat weite Augen und wehrt ab. „O, o, das Eisen wühlte heute in einem Menschenkörper, Sie haben Dänen damit tot gemacht?“

„Schaudern Sie nicht vor mir, mein Kind! Ja, ich habe sechs, sieben Dänen durchbohrt . . . ob sie tot sind, weiß ich nicht . . . aber es war des Krieges Notwehr, denn sie wollten mich umbringen . . . und wenn je ein Krieg, so war dieser ein notwendiger, guter, heiliger Freiheitskampf. Fürchten Sie sich vor mir, mein liebes Fräulein?“

„Nein, ich bin keine Bangliese . . . wir hassen ja auch die Dänen, die uns viel schikaniert und mich sogar, weil ich auf dem weißen Kleid eine blaue und eine rote

Schleife trug, gedrückt haben. Hätte ich einen Lorbeerbaum im Garten, würde ich Sie als Befreier Alsens bekränzen."

Der hübsche Balg und Backfisch ist zu süß und verführerisch, der Held wird kühn und burschikos und bittet: „Lassen Sie mich statt des nicht vorhandenen Kranzes aus Ihren Händen einen Kuß von Ihren Lippen nehmen zum Andenken an diese unvergeßliche Stunde!"

Ohne Zögern und Geziere, mit jähem, glühendem Erröten schlägt sie die Augen nieder, aber sie reckt auch den holden Mund willig und ein wenig empor. Armin küßt die warmen Lippen und hat ein wonniges Gefühl.

Altklug schwatzt die Kleine: „Einmal ist keinmal. Ich habe mich von den dummen Jungens nicht beschnobern lassen . . . Sie . . . das ist etwas andres . . . Sie sind ein Kriegsmann und Held . . . es ist kein Unrecht, keine Sünde, wenn mich der Befreier Alsens einmal küßt, nicht wahr?"

„Nein, im Gegenteil, Sie können mir mit gutem Gewissen noch einen geben," sagt er im biedren Brustton des braven Mannes.

Der Kobold kichert. „Hihi, hat's so gut geschmeckt, mein eintägig Freiwilliger? Fifi, ich kann mich höllisch beherrschen und auch schnippisch sein." Aber in einem Atem fragt das drollige Kind, das unbewußt Weib ist: „Haben Sie schon eine Braut, Herr Claudius?"

Ein hartes, kurzes, düstres Nein! O, die Frage! Die Frage weckt in ihm unliebe Erinnerungen und unbehagliche Gefühle. Er hätte noch gestern geschworen, daß er nie wieder ein Weib küssen werde.

Um so heitrer und ausgelassener wird das Mägdlein. „Wollen Sie gar nicht wissen, wie ich heiße?“

„Wie heißen Sie?“

„Ich habe einen dänischen Namen — ist das nicht schändlich? — ich heiße Ingeborg Rönne und werde Inge genannt.“

„Nein, Inge . . . das ist sehr schön.“

Armin leert den Topf und denkt erst jetzt — und das war durchaus nicht schön — an seine armen, verdursteten Kameraden und ergreift langsam, als falle das Gehen ihm nicht leicht, sein Gewehr. „Inge, ich werde Sie und diese Stunde nie vergessen.“ Dann eilt er fort.

Der Kuß brannte noch lange auf seinen Lippen und blieb wie ein Traum in seinem Gedächtnis. Zuletzt brannte es an einer andren Stelle, nämlich in seinem Gewissen, als wenn er gegen seine erste und einzige Liebe eine Untreue begangen habe.

Der Wasserfinder rief seinen verschmachteten Kameraden zu, wo Buttermilch und Braunbier in Hülle und Fülle vorhanden sei. Die ganze Kompagnie stürmte nach dem nahen Hofe.

Herr und Frau Rönne, Knechte und Mägde krochen aus ihren komischen, bombensichren Verstecken, die Jungfer aus dem Alkovenbett, hervor. Eifrig schleppten sie Milchsatten und Eimer voll Bier herbei, und die hundertundfünfzig durstigen Helden tranken in langen, tiefen Zügen, wie die Recken, die in Walhall zechen. Der Gutspächter, der noch die Bibel unter dem Arm trug, hatte sein Herrscher- und Tyrannenamt wieder angetreten und kommandierte im brüllenden Baß: „Mehr Bier her, Bier her!“ Zuletzt schwenkte er in seiner Be-

geisterung die Bibel über dem Kopfe, um die Befreier und dann den Herzog Friedrich hochleben zu lassen.

Die Preußen riefen Hurra für den Herzog, der ihnen ein guter Mann war, und für den noch besseren Mann, der ihren Mordsdurst löschte.

Bei Bagmose und hinter Sonderburg verhallten die letzten Schüsse dieses herrlichen Siegestages. Die Dänen retirierten über die schmale Landenge „Drei“ nach der Halbinsel Kekenis, wo sie von ihren Schiffen aufgenommen und nach Seeland gebracht wurden. Ganz Schleswig-Holstein war deutsch und frei von der Drangsal, frei von dem Dänen, der zum Haß und Abscheu des Landes geworden war. Die Preußen und Österreicher hatten ganz Jütland besetzt und machten Miene, den kleinen Belt zu überschreiten. Da ist der kleine, in seinen Trotz verbohrte, dünkelhafte Gernegroß unter den Reichen Europas endlich kleinlaut, geduckt und maulstill geworden. Da jagten die Kopenhagener die Eiderdänen, die Unholde, zum Teufel und baten um Frieden. Der Wiener Friede wurde geschlossen. Leider eskamotierte der dritte Bonaparte, der nichts von der brutalen Genialität seines Oheims geerbt hatte und nur ein kleiner Fuchs und Intrigant war, den berüchtigten Paragraphen 5 in den Friedenstraktat hinein. Dieser Paragraph, der die Deutschen Nordschleswigs jahrelang in Schwebe und Sorge hielt, besagte, daß die nördlichen, dänisch sprechenden Distrikte Nordschleswigs durch freie Volksabstimmung an Dänemark abgetreten werden sollten. Welche Teile in Frage kämen, wie und wann die Abstimmung stattfinden solle, war offen und unbestimmt gelassen worden. In dieser unklaren, vagen Unbestimmt-

heit spürte man die Absicht, die Hand und Klaue eines andren, der mehr Löwe als Fuchs war, nämlich des Herrn von Bismarck, der sich ins Fäustchen lachte und die ominöse Abstimmung der unbestimmten Teile auf unbestimmte Zeit, ad calendas graecas vertagte.

Das Freuden- und Jubeljahr Schleswig-Holsteins war angebrochen. Es heißt: Holsatia non cantat. Das Sprichwort war unwahr geworden. Schleswig-Holstein jauchzte von Meer zu Meer und sang in Stadt und Dorf, auf allen Gassen seine deutschen Lieder und mit besonderer Inbrunst und Ausdauer, daß es fast zu viel des Guten wurde und dem Bürger die Ohren gellten, sein altes, geliebtes Schleswig-Holstein meerumschlungen, das zu neuen, hohen Ehren kam. Selten einmal klang, um die Befreier zu ehren, der Kantus: Ich bin ein Preuße. Die Holsten wollten damals keine Preußen sein noch werden.

Aber die Dänen im Norden des Landes erhoben ein leidiges Wehklagen und stießen, wenn sie erst jenseits der Grenze waren, ohnmächtig wilde Verwünschungen aus. Der große Exodus, der Auszug all der Jüten, Fynboer und Seeländer, die ein nettes Amt oder eine fette Pfründe in dem Lande, das die milchgebende, stets gründlich ausgemolkene Kuh Dänemarks war, ergattert und dreizehn Jahre lang ausgenutzt hatten, diese alle mußten den Stab in die Hand und die Holzschuhe an die Füße nehmen und zogen mit Weib, Kind und Kegel über die Grenze, um drüben etwa als Brüder mit offnen Armen empfangen? — o nein, um von ihren Landsleuten als die vertriebenen Hungerleider scheel angesehen zu werden. Hinter ihnen hohnlachte der Haß.

Da kam die große, goldene Zeit für die deutschen Kandidaten und Amtsanwärter, die seltsame Zeit, wo drei Kirchen um einen Kandidaten sich rissen, wo nicht der Mann um die Stelle, sondern die Stelle um den Mann sich bewarb, wo für genügsame Seelen überall ein Ämtchen zu haben war und Schreiber, ja Schneider zu Königlichen Sekretären in kurzer Zeit avancierten.

Kein Wunder, daß Armin Claudius in Anerkennung seiner Verdienste zum Hardesvogt im Sundewitt bestallt wurde. Das war nicht wenig für einen so jungen Mann, denn die Hardesvögte jener Zeit waren Juristen und, sintemal noch Verwaltung und Justiz, mithin viel Macht in einer Hand vereint war, Männer von viel Einfluß und Ansehen. Das Amt gab viel und freudig angefaßte Arbeit, um die Schäden des Kriegs und der dänischen Mißwirtschaft zu heilen. Aber auch viel Unerfreuliches brachte diese Übergangszeit, in der alles interimistisch, unbestimmt und in der Schwebe blieb und das Herzogtum Schleswig von den Preußen, Holstein aber von den Österreichern verwaltet wurde.

Es erfüllte Armin mit tiefem Mißmut und Mißtrauen, daß sein Land nicht sofort zum Bundesherzogtum erklärt und sein Herzog Friedrich auf den Thron gesetzt wurde.

Bei einem seiner häufigen Besuche in Broacker äußerte er unwirsch: „Der Mephisto Bismarck ist der böse Geist des braven Königs Wilhelm, der Augustenburgs Recht nicht beugen möchte, ist das böse Verhängnis meines teuren Herrn und meiner teuren Heimat.“

Der Vater zuckte die Achseln. „Wir müssen froh sein, daß wir keine Dänen sind.“ Er hatte das demütige Sichbescheiden in böser Zeit gelernt.

Frau Wilhelmine aber nickte trotzig und sagte mit Nachdruck: „Schelte mir den Bismarck nicht, der vielleicht Preußens und Deutschlands guter Geist und Genius werden wird! Ist das etwa ein Glück, ein kleiner, von Preußen abhängiger Kleinstaat zu werden? Ist es nicht klüger und besser, ein Teil des großen, starken Preußenreichs zu sein und als Bürger desselben die feste Bürgschaft zu haben, daß wir nie wieder Dänen werden?“ Als der Sohn zornrot wurde, sagte sie erst recht ihre Meinung: „Die Annexion ist eine politische Klugheit und Notwendigkeit.“

Da war das Kalb ins Auge geschlagen. Armin biß die Lippen zusammen und lief mit hochrotem Kopfe hinaus, um nicht die Ehrerbietung und Ehrfurcht vor den Eltern zu vergessen.

Er ging in die Giebelstube hinauf, um bei seiner Schwester, die für Augustenburg und die blau-weiß-roten Farben schwärmte, Verständnis zu finden. Judith sann und spann an der großen, schönen Erinnerung ihres Lebens, die zur bittren Entsagung geworden war, webte dennoch mit der ganzen Beharrlichkeit des Weibes immer wieder an vagen Möglichkeiten und unmöglichen Hoffnungen und spielte stundenlang mit der Reliquie, der welken Rose, die sie mit zahllosen Tränen nicht zum Leben und Blühen erwecken konnte. Erst hatte sie mit dem naiven Glauben an Anker bestimmt erwartet, daß der dänische Artillerieleutnant gleich nach der Auslieferung der Gefangenen nach Broacker

kommen und um ihre Hand anhalten werde. Die Wiener Friedensglocken läuteten, die Gefangenen wurden ausgewechselt. Er kam nicht. Nun hoffte und harrte sie, alle Tage mit schmerzlichem Munde nach Johann Post ausschauend, und immer düstrer wurden ihre Träume.

Anker schrieb nicht aus Kopenhagen, hat keine Zeile an Fräulein Claudius geschrieben bei seinen Lebzeiten. Die deutsche Pastortochter im Sundewitt, die ihm großmütig zur Flucht verhalf, war ihm nur eine von den vielen, kleinen, lustigen Episoden seiner galanten und amüsanten Offizierszeit gewesen, die er gern und etwas großsprecherisch seinen Kameraden erzählte, und die er damit schloß, daß er sein Glas Grog auf das Wohl der deutschen Demoiselle leerte.

Dann las Judith eines Tages mit Schreck und Entrüstung eine Notiz und Nachricht in der Zeitung über den bekannten Leutnant Anker. Die Kopenhagener Damen hätten sich bei seiner Heimkehr wie unsinnig gebärdet, hätten ihn mit Lorbeer bekränzt und die Hände ihm geküßt, hätten den Helden der Schanze zwei so lächerlich und ausgiebig gefeiert und so lange fetiert, daß es ihm zu Kopf gestiegen sei und die vernünftigen Menschen gelacht hätten. Auch etwas andres ging ihm in den Kopf, nämlich der viele Wein und Alkohol, der dem Helden kredenzt wurde.

Die Pastortochter erboste sich, wurde puterrot und zischte zornig: „O, über die albernen, infamen, verrückten Weiber, die ihm den Kopf verdrehen!“ O, wie sie die närrischen, niederträchtigen Däninnen haßte und verachtete! O, wie es sie wurmte, daß die flatter-

haften, ekelhaften Kopenhagenerinnen ihm die Cour machten!

Und trotzdem wartete sie wieder in guter Stunde und Stimmung auf ihn.

Als der Bruder eintrat, bemerkte er, daß sie hastig etwas im Sekretär verschlossen hatte. Je öfter er sie sah, desto weniger gefiel ihm die Schwester, die noch bleicher und erschreckend dünn und mager geworden war. Darum beschloß er, offen zu reden, die Wunde mit einem raschen Schnitt bloßzulegen und die arme Törin von ihrer unseligen Einbildung und Wahnidee zu heilen. „Judith, um deiner Seelenruhe willen sei verständig und schleudere das Phantom weit von dir! Der Leutnant hat dich niemals ernstlich geliebt und ist ein Lustikus und auf gutem Wege, ein Taugenichts zu werden."

Die Schwester erhob sich und sagte erhaben: „Ich weiß, daß er mich geliebt hat, ich habe die Beweise, die Beweise." Sie streifte mit einem Blick den Sekretär, wo die Beweise, die Rose und der Reim, verwahrt waren. „Es fehlt ihm nur das leidige Geld, um eine arme Pastortochter zu heiraten . . . auch ist er leider etwas leichtsinnig und freigebig."

„Ich habe mich erkundigt . . . kennst du das Leben, das er in Kopenhagen führt?"

Kühl abweisend erwiderte sie: „Es ist mir bekannt, daß die widerlichen Frauenzimmer in Kopenhagen ihn hofiert und sich wie Närrinnen benommen haben. Aber auch die dänischen Zeitungen feierten ihn als ihren größten Helden . . . das würde dem Besten zu Kopf

steigen . . . Anker wird wieder nüchtern und vernünftig werden . . .“

„Nein, meine Schwester, er hat viele Schulden gemacht und sich dem Trunk ergeben, er war immer ein Verehrer des Bacchus, verlüderte im Kriege noch mehr und soll recht heruntergekommen sein.“

Was war die Wirkung dieser Worte? Daß sie laut und feierlich rief: „Hat er sich dem Bacchus ergeben, so ist er das Opfer seiner unglücklichen Liebe geworden.“

Der vernünftige Mann ärgerte sich über diese Unvernunft. „Du Närrin, der robuste Däne war nie ein Gemütsmensch und hat dich nie geliebt.“

„Armin, du redest roh! Ich weiß, er hat mich geliebt! Ich weiß jetzt auch, daß unsre Liebe nicht zur Ehe führen wird, aber ich liebe ihn, und ich werde ihn in Ewigkeit lieben.“

Der Bruder gab es auf und ging. Nichts ist schwerer, als eine Wahnidee, die sich im Menschengehirn festgewachsen hat, und die durch jeden Widerspruch nur gestärkt und gesteigert wird, herauszureißen.

Der junge Hardesvogt, der ein schmuckes Reitpferd besaß, ritt nach Dünth und kehrte im Müllerhofe ein. Herr von Barnekow humpelte ihm entgegen, eine militärisch stattliche Gestalt, die von der Hüfte abwärts ein Krüppel war und auf Krücken ging. Aus seinem Antlitz hatte das Glück jeden Schmerzenszug hinweggewischt, er war sehr herzlich und heiter. Mettmari strahlte wie eine Braut, die alle Widerstände besiegt und ihren Erwählten sich erkämpft hat. Sie war sanfter, weicher, ja weiblicher geworden und sagte flüsternd zu

ihrem alten Freunde: „Mein Lieber, es wird auch über dich kommen wie eine hinreißende Gewalt, wie ein gebieterisches Muß, dagegen keiner sich wehren kann.“

Der Hardesvogt schüttelte ungläubig den Kopf, gleich einem, der über derlei Dinge erhaben ist, und fragte nach Hans Peder Madsen. Auf ihren Wunsch befürwortete er das Gnadengesuch, das die Tochter für ihren Vater, der noch im Exil weilte, eingereicht hatte. Es war nämlich in Nordschleswig eine Amnestie erlassen worden, jedoch der Müllerspion aus Dünth, der schweres Unheil über die preußische Armee hätte bringen können, war in der Liste nicht genannt. Nach langen Schreibereien wurde auch für ihn die Gnade des Königs und die Erlaubnis, nach seinem Hof zurückzukehren, erwirkt. —

Armin Claudius stand mit dem Herzog Friedrich in stetem Briefwechsel und trat auch als Beamter unbeirrt und mit alter Begeisterung für seinen Herrn ein. Kein Sonntag, kein freier Tag verging, wo er nicht in einem der vielen Kriegervereine mit Feuer redete und die Zuhörer zum treuen Festhalten an dem „angestammten Fürsten“ hinriß. Das Volk hing mit Holstentreue an dem Augustenburger und an dem Traum vom eignen Herzogtum. Als am 19. April 1865 in Rendsburg eine imposante Versammlung von 117 Vereinen und eine überlaute Kundgebung für die Rechte und den rechten Herrn des Landes stattfand, als der Sundewitter Hardesvogt hier das große Wort führte und mit heiliger Entrüstung gegen den ruchlosen Annexionsgedanken wetterte, wurde sein Auftreten mißliebig bemerkt. Ein Schreiben des preußischen Kommissars ermahnte ihn

mit freundlicher Bestimmtheit, sich von dieser Agitation fürderhin fernzuhalten.

Armin war ein Mann von schneller Entschlossenheit und jacher Energie, schleuderte an dem Tage das Schriftstück auf den Tisch und am nächsten sein Amt dem Kommissar vor die Füße. Nun war er ein freier, ungebundener Mann und ein rücksichtsloser Eiferer für das Recht, das bleiben muß. Er hat mit andren Patrioten, die man später Partikularisten schalt, die Landespartei und die Landeszeitung, die Friedrich VIII., den angestammten Fürsten, zu ihrem Schibolet und Schlachtruf machte, gegründet, gefördert, geführt, auch als Augustenburgs Stern immer tiefer sank.

Da General Manteuffel preußischer Statthalter in Schleswig wurde und mit fester Hand regierte, wurden die Agitatoren aus diesem Herzogtum ausgewiesen. Armin ging nach Holstein, wo der mildgesinnte österreichische General Gablenz nicht wie ein türkischer Pascha — wie er sagte — regieren wollte und den Augustenburgern freien Spielraum gewährte, und setzte seinen Kampf für Recht und Gerechtigkeit mit Erbitterung fort.

Es wurde immer offenbarer, daß Bismarck, der einfach Beschlag auf den Kieler Hafen legte, die Herzogtümer annektieren wollte. Die preußische Regierung nannte Friedrich einen Usurpator und forderte seine Entfernung aus Holstein. Die Österreicher waren taub und ließen ihn ruhig bleiben.

Das Komödienspiel wurde zum bösen, bitterernsten Konflikt. Als Friedrich eine kurze Reise nach Eckernföhrde, wo das Volk ihm zujubelte, gemacht hatte, sprach Manteuffel die öffentliche Drohung aus, daß er im

Wiederholungsfalle den Prinzen verhaften lassen werde. Ja, er ließ einen Leichenzug, darin man den Augustenburger vermutete, militärisch durchsuchen, um die Verhaftung auszuführen.

Friedrich mußte den bittren Leidenskelch trinken, mußte ein Opfer für das größere Preußen und das geeinte Deutschland werden und sah die Krone, die er einmal zu halten wähnte, seiner Hand entfallen.

Der unselige, unvermeidliche Bruderkrieg brach aus, warf bei Königgrätz Österreich auf die Knie und aus dem Deutschen Bunde heraus. Hatte der Augustenburger vielleicht — wer will es ihm verdenken? — auf einen andren Ausgang des Krieges seine letzte Zuversicht gesetzt, so war bei Königgrätz seine letzte Hoffnung endgültig vernichtet worden.

Dieser Fürst ist wie alle, die vom Unglück verfolgt wurden, viel verkannt und viel verlästert worden. Friedrich war ein vornehmer Dulder, der ein stiller Privatmann in Primkenau wurde, aber auch ein echt deutscher Mann, der, die Zeit und die höheren Ziele des rücksichtslosen Bismarck erkennend, willig ein Opfer für das größere Preußen und das geeinte Deutschland wurde und selbst das neue Reich zu bauen half und mit Jubel begrüßte. Großmütig hat er Anno 66, als Schleswig-Holstein einverleibt wurde, die Abertausende, die ihm als ihrem Herzog geschworen hatten, ihres Eides entbunden. Einige, wie die Pastorin in Broacker, nickten zufrieden: Das ist die beste Lösung. Andre spotteten: Schleswig-Holstein annektiert, Herzog Friedrich ganz kassiert, und hängten preußische Fahnen an ihre Häuser, besonders wenn sie ein Ämtchen begehrten. Viele fügten sich mit

Holstenphlegma in das Unabänderliche. Sehr viele murrten laut und wollten keine Preußen sein.

Und die Treuen im Lande hielten trotz und trotz allem an dem Augustenburger fest. Claudius verschwor sich: „Wie sollte ich meinen Herrn im Unglück verlassen! Ich will von meinem Treueide nicht entbunden sein, sondern fernerhin streiten für das Recht, das Recht bleiben muß.“ Diese Männer, deren Beharrlichkeit man nicht schelten soll, hofften, wo nichts zu hoffen war, und hielten an ihrer Überzeugung fest. Das war bei Armin und vielen andern kein öder, verbissener Trotz, sondern innige, edle Treue.

Die Landespartei verlangte die Aufhebung der Annexion und focht für unmögliche Ideale. Sie hatte nach Anno 70 keinen Boden mehr unter den Füßen und mußte zerbröckeln. Aber noch nach Jahrzehnten hing Friedrichs Bild in vielen Höfen und Häusern, und die alten Bauern zeigten voll Wehmut darauf hin und sagten: Das ist unser Herzog Friedrich.

Die Treuen im Lande haben ihren Herzog nie verlassen und nie vergessen.

Auch der Primkenauer bewahrte seinen Getreuen ein dankbares Gedächtnis. Claudius, dem man gern goldene Brücken gebaut hätte, wollte von den Preußen keinen Bissen annehmen und wurde Pächter auf einem der paar Höfe, die der Augustenburger in Nordschleswig behalten hatte. In allen Sätteln gerecht, wurde er ein tüchtiger Landwirt. —

Eine Mittsommerreise des Jahres 1868 führte Armin nach Alsen. Um die Erinnerung an den größten, unvergeßlichen Tag seines Lebens, wo auch er ein Be-

freier seines Vaterlandes gewesen war, lebendig zu feiern, schlug er genau den Weg ein, den er am Übergangstage im Kugelregen gefahren und gestürmt war. Er ließ sich vom Fergen im Boot von Satrupholz nach Arnkielsöre übersetzen, fand nichts mehr von den Laufgräben, die der Pflug geebnet hatte, und schlenderte nach dem Gehölz Fohlenkoppel. Vom Jungholz überwuchert — das Blut düngt gut — war die Stelle, wo er mit seinem Bajonett drei Dänen niedergestoßen hatte. Hier unter der Buche war ein Kriegergrab, mit verblaßten, rotweißen Schleifen. Er brach von der Eiche Zweige ab, um es zu bekränzen.

Drüben lag der Hof im Sonnenschein. Still vor sich hinlächelnd ging er darauf zu. Das herzige Geschöpf von damals wird längst vom Hofe fort und verheiratet sein . . . die Art pflegt früh Vater und Mutter zu verlassen.

Herr Rönne stand breitspurig im Hofe, beaufsichtigte die mistfahrenden Knechte und brüllte nach dem Hause hinüber: „Inge, Inge, hier ist ein Herr, den ich nicht kenne, und der dich kennen will."

Armins Augen leuchteten — sie war hier! — und wurden gar weit und groß. Ein hochgewachsenes, in voller Jugendfrische blühendes Weib kam leichten, lebhaften Schritts über den Hof und blieb stutzig — errötend — zuletzt offenbar erregt bei seinem Anblick stehen. Wo waren die halblangen Röcke und die überlangen Zöpfe geblieben? Der possierliche, niedliche Backfisch war ein ehrbares Fräulein geworden, die Gestalt größer und voller, aber das schelmische, mehr süße als schöne Gesicht war geblieben.

„Erkennen Sie mich wieder?“ fragte Armin.

Sie knixte so drollig wie damals. „Zu Befehl! Ob ich Sie kenne? Sie sind der eintägig Freiwillige von Anno 64, der drei Liter Buttermilch trank.“ Jetzt hatte sie das Lächeln der kleinen Inge, und in der Wange saßen sogar die lustigen Grübchen.

„Ich hatte eine große Sehnsucht, an diesem Junitage die unvergeßliche Stätte und Ihre unvergeßliche Person wiederzusehen.“ Das klang nicht scherzhaft, sondern ernst und innig.

Prompt antwortete das Fräulein: „Ihre Sehnsucht ist ziemlich geduldig gewesen und hat vier Jahre gewartet.“ In den Worten lag ein Vorwurf, der sein Herz erfreute.

Vater Rönne polterte auf seinen Dungstiefeln und mit derber Gastfreiheit in das Wiedersehen hinein. „Inge, brauche nicht deinen Schnabel, sondern deine Beine und Hände und setze was Gutes auf den Tisch!“

Der Gast trank mit dem Vater Rotwein, aß, was die Mutter ihm aufnötigte, blickte nach der Tochter und fühlte sich unendlich wohl.

Als der Sommerabend mit langen Schatten sich meldete und zum Aufbruch mahnte, wurde sein Herz seltsam unruhig, und er äußerte den Wunsch, in aller Geschwindigkeit die Fohlenkoppel, die er doch bereits gesehen hatte, zu besuchen, und die bescheidene Bitte, daß Inge ihn begleite, damit er den Weg nicht verfehle.

„Geh' mit dem Herrn Claudius!“ kommandierte der Hausherr.

Das Fräulein nickte und holte seinen Strohhut. Da verkniff der weinfrohe Alte, der ein origineller

Patron war, die verschmitzten Augen und flüsterte vertraulich: „Sie kommen doch nicht als Freier? Alle Quartal nämlich kommt pünktlich einer angestiefelt . . . und blitzt ab. Wenn ich ein junger Mann wäre, würde ich mit der Hexe nicht anbinden. Ich habe Sie gewarnt.“

O welch ein Mittsommerabend! Die laue Luft reglos, ein leises Dämmern machte die Erde so traulich-heimlich, kaum ein Laut als das Klappern des Storchs, das Rupfen der Kühe, das Quaken der Frösche, das Schlagen einer Amsel. Die beiden gingen durch das weiche Gras und schwiegen, gleich als wenn sie fürchteten zu reden und ein Geheimnis zu verraten. Der gelbe Raps des Feldes und der rote Dorn der Hecke dufteten schwer, das Mädchen atmete tief und beklommen.

Mit der Plötzlichkeit, die ihm eigentümlich, sagte Armin schlicht und ohne Pathos: „Ich habe Ihren Kuß nicht vergessen, erinnern Sie sich der schönen Stunde?“

„O ich habe kein so schwaches Gedächtnis, wie Sie . . . wie Sie glauben,“ setzte Inge schnell hinzu und errötete vor ihrer ersten und eignen Rede. Um ihn und sich davon abzulenken, blickte, zeigte sie nach vorn, nach oben. „Schau, der Mond, der Mond!“

Über den dunklen Strich des Waldes lugte mit einem Male der Vollmond, der alte Freund und Vertrauensmann der heimlich Liebenden, und lächelte gutmütig. Das junge Mädchen, dem das Blut heiß zum Herzen wallte, fing an zu singen und sang das alte, anheimelnde Lied mit großer Innigkeit:

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sterne prangen
Am Himmel hell und klar,
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Der zarte Schmelz ihrer Stimme riß seine Seele hin. Er küßte sie und sagte leise: „Ich durfte nicht eher kommen, denn ich stand im Kampf für meinen Herzog, und ich hatte kein Heim . . . nun trug ich meine Hoffnung zu Grabe, aber ich baute mir ein Haus, dir und mir. Willst du, Inge, mein sein? Ich habe jenen Kuß nicht vergessen."

„Ich auch nicht . . . ich habe auf dich gewartet. Ach, wie haben wir getrauert um unsren Herzog Friedrich," sagte sie schmerzlich.

Der gemeinsame, gleiche Schmerz und die gleiche Treue verknüpfte noch fester das Band ihrer Herzen und den Bund, den sie schlossen.

Eine Annexionistin hätte Armin nicht geheiratet. —

Als Claudius seine Inge heimgeführt hatte und sehr fröhlich-unbefangen seinen ersten Ehe-Besuch im Müllerhofe machte, faßte Frau von Barnekow seine beiden Hände. „Du gefällst mir . . . du bist doch ein rechter Mann, der nur Erreichbares erstrebt und Unabänderliches vergißt, der in allen Sätteln zu reiten und darum das Glück zu erringen versteht. Aber deine Schwester will mir gar nicht gefallen," nickte sie betrübt. „Bald sitzt sie in stummer Melancholie und spricht kein Wort, bald erzählt sie aufgeregt und immer wieder, immer nur von jenen schrecklichen Tagen."

Die arme Judith, deren Einbildung und Illusion unheilbar wie eine Manie geworden war, liebte den Leutnant Anker und war auch mit den Jahren von der krankhaften Überzeugung, daß der etwas zweifelhafte Monsieur ihre Liebe erwidere, nicht abzubringen. Stundenlang konnte sie die welke Rose, die Reliquie, betrachten und aus dem Fenster der Giebelstube gen Norden blicken, als wenn sie jemand erwarte. Tagelang redete sie kaum ein Wort, um dann allzu gesprächig zu werden und mit allen möglichen Leuten zu schwatzen und immer wieder von den Düppeler Tagen zu erzählen. Weil sie ewig nur von Düppel sprach und sich häufig wiederholte, wurde sie im Dorfe die Jungfer Düppel genannt, und der häßliche Spitzname blieb an ihr hängen. Die törichten Menschen bedachten nicht, daß die Torheit des alternden Mädchens im Grunde eine große Treue war.

Ihre Liebe war eine Chimäre, ein Trugbild, aber auch eine Fata Morgana in dem Einerlei ihres stillen Lebens.

Sie hatte aber auch ihre kleinen Freuden, ihre wahre Freude an dem Glück ihrer Freundin Mettmari, die an der Seite ihres Gatten trotz des bleibenden Gebrests eine frohe, glückliche, immer fleißige Frau war.

Der Müller war nach Dünth zurückgekehrt und hatte sich nicht nur mit seiner Tochter, sondern auch mit seinem Schicksal und dem preußischen Schwiegersohn ausgesöhnt. Der starrköpfige Bauer trug aber alle Tage sein Danebrogkreuz und blieb bis zu seinem Tode ein strammer Südjüte und ein eifriger Protestler, der von dem Paragraphen 5 des Wiener Friedens faselte, im

Kruge und überall das große Wort führte und die Sundewitter in dem Glauben bestärkte, daß Nordschleswig an Dänemark abgetreten werden müsse.

Der Paragraph 5 war das letzte Wort des Müllers, und als der Sterbende, der von einem Schlagfluß plötzlich niedergestreckt wurde, nicht mehr sprechen konnte, soll er noch einmal fünf Finger drohend erhoben haben, um auf den Paragraphen 5 hinzuweisen und einen letzten Einspruch gegen das neue deutsche Nordschleswig zu erheben. —

Auf der herrlichen Höhe von Düppel, auf dem Grabe der gefallenen Helden wurde das meilenweit sichtbare Denkmal errichtet. Alle Woche wanderte Judith dorthin, oft mit dem Boot eine Strecke fahrend, und es war ihr wie eine Wallfahrt und ein Totenrequiem. Unter Tränen betrachtete sie das Erzbild, denn auf dem Bilde war Er, war Anker, der tapfre Dänenheld, der sich nicht ergeben wollte, vom Feinde verewigt worden. Es war allerdings keine Ähnlichkeit vorhanden zwischen dem schlanken Leutnant auf dem Bilde und ihrem Anker, aber es erfüllte sie mit tiefer Rührung und großer Genugtuung, daß der Mann ihres Herzens unsterblich geworden war. —

Am 18. April 1871 schien die Frühlingssonne wie vor sieben Jahren, und die Lerchen schmetterten über dem wunderschönen Erdenfleck, der jetzt voll Lenz und Friede war und mit grünender Saat das Blutgefilde bedeckte.

Unterhalb des Denkmals hielt ein Wagen, dem Judith, in Schwarz gekleidet wie eine Witwe, und zwei Paare entstiegen. Der eine Herr trug Uniform und

Orden, ging an einer Krücke und stützte sich auf seine Gattin. Der andre, Armin Claudius, eilte mit seiner flinken Inge den Hügel hinauf.

Sie waren zu fünfen gekommen, um mit Kränzen, mit schwarz-weißen und rot-weißen Schleifen das Denkmal zu schmücken, um die Toten zu ehren und eine intime, ergreifende Düppelfeier zu halten. Sie entblößten und beugten ihre Häupter vor dem Gott der Geschichte und des Geschehens, und Armin hielt eine knappe, bewegte Rede, die ein Bekenntnis war: „Heute, wo die großen Wunder auf Frankreichs Gefilden geschehen und das neue deutsche Reich stark und einig errichtet worden ist, heute, wo die Hoffnung Schleswig-Holsteins und die hundertjährige Sehnsucht der Deutschen erfüllt ist, muß ich mich beugen vor dem Manne, vor dem Gewaltigen, der mit Blut und Eisen die Einheit schweißte und das Reich uns schuf. Ich kann ihn nicht mehr hassen und noch nicht lieben, aber ich muß ihn bewundern, anstaunen, verehren, ich muß bekennen: Dieser Herr von Bismarck-Schönhausen hat mich besiegt! Dieser Genius Deutschlands mußte mit rauher Hand zugreifen und mit rücksichtslosem Fuß über unsre kleinen Wünsche und Wehklagen hinwegschreiten, um das Große zu erreichen und das Reich zu gründen."

Selbst der letzte und treueste Augustenburger war von der Staatsweisheit des großen Otto überwältigt, überwunden worden und hatte mit dem Herrn von Bismarck seinen Frieden gemacht.

Eberhardt'sche
Hof- und Rats-Buchdruckerei
Wismar i. M.

